Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das malerische und romantische Baden

Bader, Joseph

Karlsruhe, [1845]

urn:nbn:de:bsz:31-327880

Visual Library

H3 A 1963, 11
RH

Sep.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

1949 m. 1226

43

A 1963, 11

Das malerische und romantische Baden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Das

malerische und romantische

Deutschland.

Sektion: Baden.

[11]

Karlsruhe. Im Kunstverlag.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das

malerische und romantische

Baden

von

Dr. Joseph Bader.

Mit 48 bis 54 Stahlstichen.

Karlsruhe. Im Kunstverlag.

[1843-46.]

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Einleitung.

Da in dem „malerischen und romantischen Deutschland“ unter der Abtheilung „Schwaben“ das Großherzogthum Baden nur theilweise berührt werden konnte, so ist das Erscheinen einer besondern Abtheilung über dieses so schöne und merkwürdige Land hinlänglich gerechtfertigt. Denn anerkannt von allen Reisenden gehört Baden in mehrfacher Beziehung zu den ausgezeichnetsten Theilen Deutschlands; es bietet dem Künstler, dem Naturforscher, dem Alterthums- und Geschichtsfreunde, selbst dem Staatsmanne, einen reichen, mannigfaltigen Stoff der Betrachtung und Untersuchung dar, und wer seine Gaue durchwandert, wird gestehen müssen: Dieses Baden ist ein gesegnetes, ein herrliches Land!

Auf dem kleinen Raume, welchen das Großherzogthum einnimmt, entfaltet sich ein erstaunlicher Reichthum von charakteristischen Land- und Bewohnerschaften, was die Folge der eigenthümlichen Lage ist, in welcher es sich vom höchsten unwirthbaren Gipfel des Schwarzwaldes, wie von den waldigen Abhängen des Odenwaldes, dort in die kornreichen Hochebenen der Baar und des Baulandes, und hier an die

sonnigen Gestade des Bodensees und in die blühenden Gefilde des Rheinthales ausdehnt. Zu dieser Eigenthümlichkeit der geographischen Lage kommt alsdann jene noch in historischer und politischer Beziehung, wo man es zusammen gesetzt findet aus ehemals rhein- und ostfränkischen, alemanischen und schwäbischen Gauen, aus altbadischen, östreichischen, rheinpfälzischen, reichsstädtischen, reichsritterschaftlichen, landgräflichen, bischöflichen und klösterlichen Territorien, und umgeben von so verschiedenen Staaten, als Frankreich, Schweiz, Wirtemberg, Baiern und Hessen.

Diese Mannigfaltigkeit der historischen und politischen Verhältnisse hat dem schönen Lande jenen Schmuck verliehen, welcher in der Abwechslung alterthümlicher und moderner Städte und Ortschaften, von Burg- und Klosterruinen, von altcharakteristischen Volkstrachten, Gebräuchen und Mundarten der so verschiedenartigen Bewohnerschaften besteht — jenen Schmuck, dessen Reize den Wanderer so gerne anlocken und festhalten.

Es ist nun die Aufgabe vorliegenden Werkes, all' Dasjenige, wodurch sich Baden in obigem Sinne auszeichnet, in bildlichen und schriftlichen Darstellungen vor das Auge des größern deutschen Publikums zu führen, und die Verfasser hegen die ermunternde Zuversicht, daß ihnen ihre Arbeit nicht mislungen sey, indem sie dieselbe nicht als einen flüchtigen Modeartikel aus Geldspekulation, sondern mit Liebe und Studium unternommen haben.

Inhaltsverzeichniß

des

zweiten Bandes von Bader's „malerisches Baden".

Seite

Erholungsreise durch das Großherzogthum (mit sieben Ansichten): . . . 1
Boll,
Waldau,
Wolfach,
Antogast,
Rippoldsau,
Der Kasselstein,
Bad Griesbach.
Die Schicksale Ladenburgs 30
Andreas Helmle 39
Die Herren von Staufen 43
Daniel Schöpflin. 54
Das Kloster Oehningen 68
Spaziergang durch's Markgrafenland (mit zehn Ansichten): 79
Günthersthal bei Freiburg,
Sausenberg,
Röteln,
Schopfheim,
Bürglen auf der Höh',
Badenweiler,
Sponeck,
Säckingen,
Isteiner Klotz,
Hauenstein.
Der Rappenkrieg 114
Die Freiherrn von Kaltenbach 125

Seite

Sankt Wilhelm im Breisgau 137
Die Edeln von Reinach 147
Ueber vaterländische Ortsnamen 166
Bischof Diethelm von Krenkingen 173
Ueber die Urgeschichte Pforzheims 184
Die Reformation zu Ladenburg 192
Sankt Georgen auf dem Walde 209
Bischof Otto von Hachberg 227
Der Sänger Braunwart von Augheim 232
Wanderung durch die Ortenau mit der Ansicht von Schauenburg . . . 238
Der lange Stein 273
Bruchsal, durch die Franzosen zerstört 282
Historische Schattenstriche 287

Badische Landesbibliothek

Erholungsreise

durch

einen Theil des Großherzogthums.

Ich verließ die Residenz nach einem heißen Sommer, welcher mir um so drückender gefallen, da die Lage der Stadt es mit sich bringt, daß die Sonnengluth selten durch frische Luftzüge gemildert wird, wie denn oftmals Wochen lang die Schwüle der Nacht mit der Hitze des Tages gleichsam wetteifert. Mein nächster Weg führte nach Baden; ich nahm ihn über Ettlingen am Gebirge hin. Wie wohl that mir das üppige Grün, wie wohl die stärkende Luft dieser Gegend, und wie viel lieber trug ich den Staub der Straße an meinem Kleid, als den Staub der Akten! So ein armer Archivar, der ganze Jahre hindurch ununterbrochen zwischen modernden Papieren und Pergamenten zugebracht, fühlt sich wie neugeboren, wie in ein zweites schöneres Leben versetzt, wenn er die düstern Gewölbe verlassen und die freie Natur wieder genießen darf.

In Baden bewegten sich noch die Reste einer glänzenden Saison; als unversöhnlicher Feind alles Luruswesens aber mied ich diesen rauschenden Schimmer der Gegenwart und suchte die Trümmer der Vorzeit auf. Das alte Schloß sollte mein Ruheplatz seyn, nachdem ich in der Stadt ein kleines Mittagsmahl verzehrt. Die Erinnerung eines früher in vergnügter Einsamkeit daselbst verbrachten Tages begleitete mich den schönen Weg nach der Ruine, und als ich sie vor mir sah, mit ihren grauen, von hohen Buchen und Tannen beschatteten Mauern, war die Empfindung meiner Seele eine jener unbezeichenbaren Mischungen von Freude, Schauer und Wehmuth. Ich musterte Alles vom Eingange an bis zum Thurme, und legte mich alsdann in den Schatten des Gemäuers auf ein Bette von Moos und Laub. In dieser

Lage erschienen mir die Trümmer noch großartiger, und ich mußte gestehen: „Es war ein würdiger, ein herrlicher Fürstensitz“ (1).

Da mich nichts in meinen Betrachtungen störte, so verloren sie sich in die ältesten Zeiten des badischen Geschlechts. „Hausten hier wirklich einst jene tapfern Ebersteiner, und stammten die Markgrafen wirklich aus zäringisch-ebersteinischem Geblüt?“ Diese Frage hätte Stoff zu einer ganzen Abhandlung in Gedanken geben können; ich wollte aber die schöne Sage von der Vermählung Hermann des Heiligen mit Itha von Eberstein durch keine Zweifel verwischen, und ging über auf den Geist, welcher das badische Fürstenhaus seit seinem Ursprunge so vortheilhaft charakterisirt. Es ist der Geist der Mäßigung, der Gesetzlichkeit und des Fortschrittes. Es traten die Koryphäen des markgräflichen Hauses vor meine Seele, die Gestalten Hermann des Dritten, Rudolf des Ersten und Bernhard des Großen, die Gestalten Jakob's, Christoph's und Ernst des Ersten, Karl's des Zweiten, Georg Friedrich's, Friedrich Magnus, Ludwig Wilhelm's und Karl Friedrich's. Diese Namen bezeichnen die sechs Perioden, welche man in der Geschichte unseres Fürstengeschlechtes unterscheidet, Bernhard aber, Jakob und Christoph ganz besonders die Glanzperiode im fünfzehnten Jahrhundert, wie Karl Friedrich die neuere.

Ich verließ die Ruine, im Geiste noch begleitet von den Manen der edlen Fürsten, und durchstrich jetzt die Umgegend der Stadt. Wenn sich Baden allmählig zu einem der berühmtesten und besuchtesten Lurusbäder emporgeschwungen hat, so ist dieses nicht zu verwundern, da

---

(1) „Die Ruinen dieser Burg sind von großem Umfange, und zeigen überall, daß hier kein Wohnsitz gemeiner Ritter war. Wenn man aus dem obern Fensterbogen des Saals auf den Boden hinabschaut, so wird man von der Tiefe mit Grausen ergriffen, und doch mag das Schloß bis an diese Stelle kaum die Hälfte seiner ehemaligen Höhe messen. — Was der Mensch verläßt, das nimmt die Natur auf, und liebreich umkleidet sie die Zerstörung mit neuem Leben. Um das alternde Gemäuer hat sie hier der grüne Epheuschleier geworfen, und aus dem Moose des Gesteins grünt stolz die Tanne und die Rüster. Vom Fenstergesimse herab streckt der Ahorn seine Arme, als sehne er sich vom kalten Gesteine zu einem warmen Leben. In der That ist in diesen Trümmern eine so üppige Vegetation, als wolle die Natur nicht dulden, daß das Todte vom belebenden Strahl des Lichtes erhellt werde. Es hat etwas Schauerliches, einsam und allein in dieser Halle zu sitzen und unter diesen eingesunkenen Bogengängen; man wähnt jeden Augenblick einen Ritter oder einen neckischen Burggeist hereintreten zu sehen.“ A. Schreiber.

seine Lage wirklich eine ausgezeichnete ist — mitten im obern Rheinthal, an den sanften, sonnigen Vorhügeln des Schwarzwaldes, zwischen den gesegneten, reichbewohnten Gefilden der Ebene, und den einsamen, romantischen Gegenden des Gebirgs, am Eingange eines Thales, welches alle Lieblichkeiten der deutschen Natur in sich vereinigt. Diese Wiesenauen und Triften, diese Haine und Baumgruppen, diese Waldhügel und Felswände, theils belebt von Bächen, von Straßen und Pfaden, von Dörfern und Hütten, von Kapellen und Burgruinen, theils verborgen, still und einsam — wer könnte ihn schildern, einen solchen Reichthum und Wechsel landschaftlicher Schönheit? Und hiezu jene milde, reine, würzige Luft, welche uns beim ersten Tritte in das anmuthige Bäderthal entgegen weht, die unsere Brust durchdringt, sie erleichtert, erhebt und mit neuer Lebensfrische erfüllt!

Ein solches Thal, aus dessen Schooße die reichsten Warmquellen hervorsprudelten, wie hätte es dem geübten Blicke der Römer entgehen können, als sie das rheinische Germanien zu einem Vorlande ihres Reiches gestalteten? Die Quellen wurden gefaßt und mit Badgebäuden umgeben; es mehrten sich die Ansiedelungen, es wurden Straßen gelegt, Kastelle errichtet, und allmählig gestaltete sich der Ort zu einer blühenden Bäderstadt, civitas aquensis. Die Bewohner genossen das römische Bürgerrecht; es kam römischer Geist, römischer Luxus unter ihnen auf, und ihre Stadt wurde die Günstlingin einiger Kaiser, welche sich im rheinischen Vorlande aufhielten. Hadrian und Antonin sind nach der ältesten Ueberlieferung die Gründer von Baden; den Trajan vermuthet man als dessen Beförderer, und von Karakalla erhielt es den Beinamen Aurelia. Diese Blüthe der Stadt nahm aber ein trauriges Ende, als die Deutschen das Rheinthal eroberten und unterjochten. Die Befestigungen jedenfalls wurden zerstört, und mit Allem wahrscheinlich, was an die stolze Herrschaft Roms erinnern konnte. So bildete Baden lange Zeit wohl kaum etwas anderes, als einen Trümmerhaufen, bis es beim Anschlusse Alemanniens an die fränkische Monarchie zu den Kron- oder Kammergütern geschlagen wurde. Nun entstund ein königlicher Maierhof daselbst und die Bäder ließ man zum Gebrauche wieder herstellen. Der Ort erscheint also wieder als einer der kultivirteren und bedeutenderen Punkte des Rheinthales, und hätte gewißlich, wäre er ein unmittelbares Königsgut verblieben, in der Folge neuen Aufschwung erlangt; man verschenkte ihn aber an die todte Hand, wodurch seine Verhältnisse zu einer lange dauernden Mittelmäßigkeit verdammt waren.

*

Es hatte nämlich Bischof Dragobod von Speier das Gotteshaus Weissenburg im Elsaße gestiftet, welches König Dagobert der Dritte mit verschiedenen Kammergütern auch diesseits des Rheines begabte, so namentlich im Jahre siebenhundert und zwölf mit den warmen Bädern und der dazu gehörigen Mark im Osgau (2). Baden war also zu einem weissenburgischen Besitzthum gemacht; die Verläufe der Folgezeit ließen es jedoch geschehen, daß der Ort mit seiner ganzen Zugehör von königlichen Vasallen als ein Lehen besetzt und vielleicht Jahrhunderte hindurch als ein solches behauptet wurde. Man schien die dagobertische Schenkung völlig vergessen zu haben, als endlich Abt Grimold den Pergamentbrief vorfand, sich damit an den königlichen Hof begab, und von Ludwig dem Deutschen die Zurückerstattung des Schenkungsgutes erlangte. Es scheint jedoch der alte königliche Maierhof in dieser Vergabung nicht begriffen gewesen, sondern fortan ein Kammergut verblieben zu seyn, da unter anderen Kaiser Otto der Dritte in Baden sich aufhielt. Wie nun aber das weissenburgische Besitzthum in der badischen Mark auf die Vorältern unseres Fürstenhauses überging — das zu erforschen, ist bei dem völligen Mangel urkundlicher Angaben vor der Hand noch eine Unmöglichkeit.

Nach meinem Abgange von Baden trat leider so schlechtes Wetter ein, daß ich an einen Besuch der Burgruinen von Iberg und Windek, wie ich ihn vorgehabt, nicht mehr denken durfte. Ich mußte die Fußreise aufgeben und mich in einen Wagen setzen, wo mir die Gesellschaft eines Basler Herrn und zweier Berner Damen genugsame Ruhe zu stillen Betrachtungen ließ. Wir fuhren über Steinbach, Achern und Renchen bis Offenburg — und wer hätte wohl errathen, womit ich mich während der ersten Hälfte dieses Weges beschäftigte? Ich

---

(2) Das königliche Diplom über diese Schenkung hat Schöpflin aus dem Weissenburger Kodex abdrucken lassen (histor. zaringo-badens. V, 1), aber fälschlich in das Jahr 676 hinauf gesetzt, da es nach der neuesten Prüfung durch Zeus (Tradit. Wizenburg, praefat. 13) nicht Dagobert II, sondern dem Dritten angehört und folglich in das Jahr 712 fällt. Der König sagt darin: „*Balneas* trans Rhenum, in pago *Auciacinse* sitas, quas *Antoninus* et *Adrianus* quondam imperatores suo opere aedificaverunt, ad monasterium *Wizenburg* visi fuimus concessisse cum omnibus et cum ipsa *Marca* ad balneas pertinente, quae veniet de ambabus lateribus usque ad fluvium *Murga*, et de uno fronte ad partem occidentalem rasta una, et de alio fronte ad partem orientalem leucas sex, quod homines loci illius dicunt rastas tres.“

WALDAU BEI HÖRNBERG.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

beschäftigte mich weder mit Baden, noch mit Basel oder Bern, sondern mit den altdeutschen Wörtern Tung und Hurst! Zu dieser gelehrten Unterhaltung gaben mir mehrere Ortschaften Anlaß, in deren Nähe wir vorbeifuhren. Es waren Kartung, Halberstung, Henkhurst, Unz- und Bolzhurst. Mit dem „Hurst" kam ich eher in's Reine, da es offenbar nichts anderes bedeuten kann, als ein ausgestockter Waldplatz, wo etwa eine Viehhütte, ein Schweingeräm oder Schafpferch errichtet war. Aber das sonderbare Tung oder Dung, wie war dieses zu deuten? Lange machte ich Jagd nach einem ähnlichen Worte, welches mich auf eine bestimmte Wurzel hätte führen können. Aber es war vergeblich, bis mich ein flüchtiger Gedanke unwillkürlich nach den Niederlanden führte, wo man unter „Donk" einen Wald, ein Gehölz versteht. Nun erinnerte ich mich an das „Dagemaresdung" einer Gottsauer Urkunde, welches man gewöhnlich in Darlanden wiederfinden will (3). Es ist aber ohne allen Zweifel jene Stelle des Hardwaldes, welche noch heut zu Tage das „Damerstöcklein" heißt. So bedeutete also jene urkundliche Benennung das „Waldstück des Dagemar", wie die Namen Leibers- und Halberstung den „Wald des Leibert, des Halbert", oder wie Lüzelung, Tiefenung, Ebenung und Weitenung (4) den „kleinen, tiefen, ebenen und weiten Wald" bedeuten.

Noch war ich völlig in meine etymologischen Betrachtungen versunken, als unser Wagen plötzlich über ein Straßenpflaster rollte und mich aufweckte, wie aus einem Traum. Wir befanden uns in Achern wo ich während der Pferdefütterung Zeit genug gehabt hätte, die Alterthümer des Ortes aufzusuchen; aber das Wetter war noch immer

---

(3) *Dumge*, regesta badens. S. 28. Leichtlen, Gottsauer Chron. S. 30. Darlanden heißt in den alten Urkunden immer „Dahslat", wie Bauschlot als „Buslat" erscheint. Die sämmtlichen auf Hurst ausgehenden Ortsnamen sind übrigens: Duttenhurst, Künzhurst, Henkhurst, Unzhurst, Breithurst, Malghurst, Gamshurst, Wagshurst, Bolshurst, Legelshurst, Hesselhurst, Hohenhurst und Langhurst.

(4) Man darf sich durch die neuere Schreibart dieser Ortsnamen nicht irren lassen; ebenso wie Kartung, Halberstung, Buchtung, Schiftung, Leiberstung und Wilstung, hat man ehedem urkundlich auch Lüzeltung, Tiefentung, Ebentung und Weitentung geschrieben. In einer Urkunde von 1384 z. B. erscheint unter den Zeugen ein „Joannes Rapp nuncupatus Buchtung de *Witedung*."

ungünstig, und ich mußte mich begnügen, im Gasthofe bei einem Glase Bühlerthäler meine Sprachforschungen fortzusetzen. Da aber der Wein vortrefflich und die Umgebung ziemlich munter war, so ging diese trockene Geistesbeschäftigung bald in eine lebhaftere und angenehmere über. Auch meine Reisegesellschaft wurde jetzt gesprächiger; wir bestiegen den Wagen in ganz anderer Stimmung, als womit wir ihn verlassen, und unterhielten uns über die alten und neuen Schweizerzustände bis vor das Thor von Offenburg.

Ich war immer für diese alte ehemalige Reichsstadt sehr eingenommen, und fühlte mich auch jetzo heimisch und behaglich inner ihren Mauern. Eine Gesellschaft in der Fortuna brachte mich auch schon am ersten Abende auf die alten Offenburger zu sprechen, und ich hielt mit vielem Feuer eine Lobrede über ihren Jahrhunderte langen Verfassungskampf. Die Hauptsache fand ihren verdienten Anklang, einige Seitenblicke aber auf die Gegenwart brachten mir bald einen gefährlichen Gegner über den Hals. „Sie rühmen, sagte er, das sittliche Familienleben, den soliden Wohlstand, den biedern Bürgergeist und die kräftige Freiheitsliebe der ehemaligen Reichsstädte. In Beziehung auf die älteren Zeiten mögen sie im Allgemeinen Recht haben; die spätere Zeit aber zeigt uns die meisten, und namentlich die kleineren dieser städtischen Republiken in einem sehr traurigen Lichte. Das alte Herkommen dauerte freilich fort, jedoch nur als todte Förmlichkeit, denn sein belebender Geist war längst erloschen, und so mußte es allmählig zu einem verderblichen Misbrauche ausarten. Finden wir dieses nicht auch in der Geschichte Offenburgs? Ueberall im Gemeinwesen hatten Rost oder Fäulniß angesetzt — eine steife, engherzige Familienaristokratie, ein kleinlicher Monopolienstolz und eine überhaupt bornirte Bürgergesinnung verleiteten den Magistrat zu tausend und tausend Misgriffen, beschränkten den Wohlstand auf einzelne Häuser, hielten die Gewerbthätigkeit darnieder und erzeugten ganz jene erbärmliche Krähwinkelei, welche bis heut zu Tage zur Zielscheibe des einheimischen und fremden Witzes dient. Noch genug Leute kennen die offenburgischen Zustände aus der reichsfreien Zeit, und ich glaube nicht, daß drei darunter sie zurück wünschten.“

Es war das Klügste, die Wahrheit dieser Einwürfe in der Hauptsache anzuerkennen. Ich that es mit ungezwungener Offenheit, ohne der Lichtseite des reichsstädtischen Lebens etwas zu vergeben, und ging auf die Ursachen über, welche den moralischen und ökonomischen Zerfall jener Gemeinwesen herbeigeführt hatten. Seit dem westphälischen

Frieden gab es in der deutschen Reichsverfassung keinen Haltpunkt mehr; die Grundsäulen waren erschüttert, das Haupt wankte, und alle Glieder wichen aus ihren Fugen. Dazu kam der seichte öffentliche Geist, welcher die Nation lähmte und irrführte, das Ueberhandnehmen despotischer Regierungsgrundsätze an den Fürstenhöfen und der unbegränzte Misbrauch des Juristenwesens. Bei solchen allgemeinen Uebeln — wie konnten die kleinen Reichsrepubliken in alter Blüthe fortbestehen? Und namentlich diejenigen, welche das Schicksal hatten, an ein Fürstenhaus verpfändet zu seyn, wie konnten sie nur halberträglich gedeihen unter all' den Hemmnissen, Eingriffen und Chikanen der fürstlichen Regierungen und Amtleute? Gleichwohl aber hielten sie sich oftmals tapfer genug. Die Geschichte von Offenburg liefert ein rührendes Beispiel, wie sie sich Jahrhunderte hindurch abmühten, den Rest ihrer Freiheit zu bewahren (5). Diese Anerkennung muß ihrem Namen ungeschmälert gezollt werden, viele größere Staaten haben nicht gethan, was sie.

Während meines Verweilens in Offenburg klärte sich der Himmel wieder auf, und ich konnte den Ortenberg besuchen, wo die uralte Hauptveste des ortenauischen Reichslandes noch in stolzen Trümmern liegt (6). Ich betrat die Höhe nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht, bewunderte die Stärke und das theilweis hohe Alterthum der Mauern, und ergötzte mein Herz an der wundervollen Aussicht, welche man hier über den Eingang des herrlichen Kinzigthales genießt. Vollkommen befriedigt durch diesen kleinen Ausflug kehrte ich nach Offenburg zurück, um meine Fußreise bei so günstiger Witterung nun weiter fortzusetzen.

Mein nächstes Ziel war Lahr, welches ich bisher nur immer im Vorbeigehen gesehen hatte. Die Bergstraßgegend wurde von Offenburg an immer schöner und mannigfaltiger, und mit wachsendem Vergnügen wanderte ich neben den in üppiger Frucht stehenden Wein- und Obstgärten hin. Welch' ein gesegnetes Land ist diese Ortenau! Und hätten sie früher nicht so ungünstige Schicksale getroffen — es wäre Offenburg ein großes Gemeinwesen geworden, es wären die kleinern Städte schon früher emporgekommen und die Landgemeinden zu einem noch blühendern Wohlstande gediehen. Aber da trennte sich der schöne

(5) Vergleiche Badenia II, 11.

(6) Damals war die Wiederherstellung des Schlosses durch Herrn von Berkholz noch nicht begonnen, die inzwischen bis auf die innere Einrichtung vollendet wurde. Vergleiche Badenia I, 262.

Gau in viele verschiedene Territorien; es entstunden die Grafschaften Lichtenberg, Lahr und Mahlberg, die Herrschaften Oberkirch, Staufenberg und Geroldseck, es entstunden die Gebiete der Klöster Allerheiligen, Schwarzach, Schuttern und Ettenheimmünster, wie diejenigen der ortenauischen Ritterschaft; daneben waren im Norden und Osten bedeutende Stücke an die Häuser Baden und Fürstenberg gefallen, und das eigentliche Reichsland beschränkte sich auf die drei Städte Offenburg, Gengenbach mit dem Stifte, und Zell mit dem Thale Harmersbach, auf die Gerichte Achern, Ortenberg, Griesheim und Appenweier. Noch nachtheiliger als diese Trennung wirkte aber der stete Wechsel von Herren, welchem die einzelnen Territorien durch Kriegsereignisse, Käufe, Erb- oder Pfandschaften unterworfen waren. Es konnte sich unmöglich etwas Solideres, etwas Großartigeres gestalten; kleinliche Rivalitäten, unnachbarliche Gleichgültigkeit, selbstsüchtige Beeinträchtigungen und leidenschaftliche Prozesse — das war der leidige Erfolg des zerstückelten Zustandes eines von der Natur an Lage und Fruchtbarkeit so begünstigten Landstriches.

Ich hatte noch vor Untergang der Sonne den Ort Dinglingen erreicht, that mir dort bei rothem Landweine in Ehren gütlich, und schlenderte alsdann in der Abendkühle nach Lahr hinein. Das Leben dieser Stadt berührte mich etwas fremdartig und der Aufenthalt darin wollte mir nicht gefallen. Gleichwohl konnte ich der regen Industrie und soliden Wohlhabenheit der Lahrer im Stillen meine Anerkennung, mein Lob nicht versagen — es ist einzig, wie sich ein so kleines Gemeinwesen in so kurzer Zeit zu dieser Blüthe der Gewerbs- und Handelsthätigkeit emporschwang!

Einen köstlichen Genuß gewährte mir folgenden Morgens der Besuch der Ruinen von Hohengeroldseck, welche ohngefähr zwei Stunden hinter Lahr, zwischen dem Schutter- und Kinzigthale, auf einer steilen Felsenhöhe gelegen sind. Die Aussicht, welche man daselbst genießt, ist höchst überraschend — zunächst in der Runde umher die waldigen Berge und Hügel des Schutter- und Kinzigthales, dann gegen Westen die üppigen, reichbewohnten Gefilde des Rheinthals mit dem spiegelnden Silberstrom, und jenseits die lange Reihe der elsäßischen Gebirge. Die Ruine selbst und ihre Lage hat Herr von Krieg ausführlich beschrieben (7). „Der Geroldsecker Berg, heißt es dort,

(7) Im badischen Archiv (herausgegeben von Mone) II, 307.

WOLFACH.

Badische Landesbibliothek

nimmt mit seiner Grundfläche die ganze Breite des Rückens ein, auf welchem er ruht. Er hat die Gestalt eines geraden, ellyptischen, flach abgestumpften Kegels von beträchtlicher Höhe. Die Platte des Berges ist eine Ebene von ohngefähr zwölfhundert Quadratklaftern, welche die alte Burgmauer als Zwinger umschloß, und aus deren Mitte sich ein etwa vierzig Fuß hoher, völlig senkrechter Fels erhebt, der Träger des eigentlichen Schloßgebäudes, von acht Schuhe dicken und viermal so hohen Mauern. Später, als die neue Befestigungsweise aufkam, wurde der südliche Abhang unterhalb der Platte geebnet und durch Mauer und Erdwall zum Vorhofe gestaltet. Es lagen also die sämmtlichen Werke dieser Bergveste, der Vorhof, der Zwinger und das Schloß auf drei Ebenen etagenweise übereinander."

Daß die Römer auf dieser vortrefflich gelegenen Höhe ein Kastell oder einen Wartthurm gehabt, ist höchst wahrscheinlich; was aber der alte geroldseckische Geschichtschreiber von Graf Gerold, als dem Gründer der Burg und Stammvater des Hauses, erzählt, gehört völlig in das Reich der Fabeln. Die spätern Freiherren von Hohengeroldseck sind sicherlich aus einer einheimischen Dynastenfamilie entstanden, deren erste Anfänge im Dunkel des eilften und zwölften Jahrhunderts begraben liegen, wie der Ursprung so vieler andern. Sie kamen indessen auffallend schnell empor; sie ererbten die benachbarten Schlösser Lahr und Mahlberg mit den anhängenden Herrschaften, erwarben die schutterische und ettenheimische Kastvogtei, erbauten die Burgen Schwanau und Schuttern, gründeten und freiten die Stadt Lahr, erlangten hohe geistliche und weltliche Würden, waren freigebig gegen die Klöster, führten Fehden und Prozesse, und trieben, was ein ewiger Schandfleck ihres Namens ist, zuweilen auch das Gewerbe der Weglägerei; sie vermehrten sich mit jedem Menschenalter, theilten sich in mehrere Aeste, ihr Glanz nahm ab, ihr Wohlstand zerfiel, und das uralte, hochadlige Geschlecht erlosch endlich mit Herrn Jakob, einem hochbetagten Greise, im Jahr sechszehnhundert vierunddreißig ([8]).

---

(8) Reinhard, Geschichte des Hauses Geroldseck, wobei die alte geroldseckische Chronik des Mathäus von Pappenheim im Auszuge abgedruckt ist. Der gute Mann, welcher sich auf sein Wissen in genealogicis wohl nicht wenig zu gute that, nennet als den Erbauer der Burg und Stammherrn des Geschlechts den Schwager Karl des Großen jenen bekannten Grafen Gerold, welcher nach dem Sturze der Agilolfinger das Herzogthum Baiern verwaltete. Es ist aber einerseits ebenso gewiß, daß derselbe ohne Nachkommenschaft verstarb, als es andrerseits die Urkunden unzweifelhaft darthun, daß die

Nach dem erfrischenden Genusse auf den Ruinen von Hohengeroldseck und in ihrer romantischen Umgebung setzte ich andern Tags, bei andauernd herrlicher Witterung, meine Reise fort, zunächst bis Mahlberg, wo ein Frühstück genommen ward. Die Lage dieses Schlosses und Städtleins, auf einem Vorsprunge des Gebirges gegen die Ebene des Rheinthales hin, wo sich der inselreiche Strom bis beinahe auf eine Stunde hereinbeugt, ist vortrefflich, und eignete sich vollkommen zu dem, was der Ort im Alterthume war, zu einer Gaugerichts- oder Mallstätte. Daß an solchen Gerichtsplätzen die Gaugrafen gewöhnlich ihre Sitze nahmen, ist bekannt, und so wird wahrscheinlich auch die Veste Mahlberg entstanden seyn, aus deren Vorburg sich allmählig das Städtlein heranbildete. Ob es aber je ein Grafengeschlecht von Mahlberg gegeben habe, in dem Sinne, wie es Grafen von Nellenburg, von Fürstenberg oder Eberstein gab, ist sehr zu bezweifeln, und jene Heilike, welche als mahlbergische Erbin dem Herrn von Geroldseck ihre Hand gab, stammte sicherlich aus einer blos freiherrlichen Familie ab (9).

Bald nach meinem Aufbruche von Mahlberg trübte sich leider der Himmel, und ich hatte den Muth nicht, das benachbarte Thal von Ettenheimmünster zu besuchen, wie mich auch Nachmittags beim Abgange von Kenzingen, wo ich umsonst einem erfreuenden Sonnenblick entgegengeharrt, keine Lust ankommen konnte, die Höhe hinter Hecklingen mit ihren Ruinen von Lichteneck zu ersteigen, welche sonst eine vortreffliche Aussicht darbietet, hinüber an den Kaiserstuhl und aufwärts durch den Breisgau. Inzwischen hatte sich am Rheine hin

---

Geroldsecker keine Grafen, sondern Freiherren (domini nobiles) waren. Ueber ihren Ursprung hat man keine Nachrichten, da sich die Spur ihres Namens nicht weiter als in das 13te Jahrhundert hinauf verfolgen läßt. War es eine Laune des Zufalls, daß jenseits des Rheins im Wasgau eine Dynastenfamilie von Geroldseck entstund, wie diesseits in der Ortenau eine zweite, welche sich weiter nichts angingen? Oder, was wahrscheinlicher ist, stammt die unsrige ab von der elsäßischen, welche ein volles Jahrhundert früher erscheint? Die Verschiedenheit des Wappens ist nicht immer ein Beweis von verschiedener Abkunft.

(9) Der Artikel über Mahlberg, bei Kolb, deduzirt die ganze Mahlbergische Geschichte mit täuschender Bestimmtheit, und verräth dadurch seine Quelle, die Handschriften des Pfarrers Tritscheler zu Altdorf, welche nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen sind. Der Mann hatte eine starke Phantasie, mit deren Geburten er alle Lücken der urkundlichen Nachrichten ausfüllte.

das Gewölk so sehr verdunkelt, daß ich meine Schritte verdoppelte; gleichwohl wurde ich noch von einem Streifregen erreicht, ehevor mir Emmendingen ein schützendes Dach bieten konnte. Ich flüchtete mich in den nächsten besten Gasthof, fand aber so wenig Gesellschaft daselbst, daß mir die Langeweile einige Seufzer des Unmuthes auspreßte, bis die Frau Wirthin meiner Noth mit einem Buche abhalf. Es waren geistliche Gedichte! Ich las aber, und las weiter, und mußte freudig gestehen, Etwas gefunden zu haben, was nicht zu erwarten stund — das Buch von Witschel.

Als ich andern Morgens erwachte, leuchtete ein heiterer Himmel in das Zimmer, und bald stieg die Sonne prachtvoll über die Berge empor. Ich nahm eilig mein Frühstück ein, und machte mich frisch gestählt und wohlgemuth auf den Weg — nach den Trümmern von Hachberg! Der Pfad läuft sachte am Bergabhange aufwärts, das alte Weierschloß vorbei, durch Grombach, auf die Höhe hinter dem Gebirgshorn, welches die Bretten umfließt. Trotz der mittelmäßigen Lage des Schlosses hatte man von seinen Zinnen aus doch eine reizende Fernsicht; mehr aber als diese zogen mich die Ruinen selbst an, deren Umfang und Großartigkeit einen überraschenden Eindruck auf den Wandrer machen. Man erblickt die Ueberreste von Wohngebäuden, Thürmen, Basteien, Gängen und Gewölben, welche das verschiedene Gepräge früherer und späterer Zeiten an sich tragen, wie das Ganze noch deutlich die Spuren der ehemaligen Pracht und Größe an sich trägt. Hachberg war eine Landesveste, und gewährte Raum genug für einen fürstlichen Hof mit seiner Kanzlei und für eine Besatzung mit Pferden und allem Kriegsbedarf.

Ueber dem Hauptthore des Schlosses war ehedem ein Denkstein eingemauert, dessen Inschrift einen Grafen Hacho, aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, als Erbauer, die Markgrafen Karl den Ersten und Zweiten aber, jenen als Erweiterer und diesen als Wiederhersteller von Hachberg angab. Daß die erste dieser Angaben auf einer Fabel beruhe, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; daß aber der Name des Schlosses von einem Rittergeschlechte des breisgauischen Dorfes Hach, oder von dem Ethikonen Haicho, oder endlich von dem altdeutschen Worte Haga ebensowenig herkommen könne, ergibt sich bei der ersten Ansicht der alten urkundlichen Schreibart desselben. Sie lautet: „Hahperc“ oder „Hahberch“, welches nach heutiger Aussprache und Schreibart nothwendig „Hachberg“ heißen muß. Nach zwei Urkunden im Rotulus san-petrinus und einem Diplom Kaiser Heinrich

des Fünften ([10]) lebte im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts ein Erkenbold von Hachberg, welchen man zu den ältesten und vornehmsten badischen Dienstleuten zählen muß; er war ohne Zweifel der Lehensinhaber der Veste Hachberg, oder der Nachkomme eines solchen, und verhielt sich zu dem markgräflichen Hause, wie die Dienstmannsfamilie von Zäringen zum herzoglichen.

Wenn von der Burg Baden im Osgau mit Bestimmtheit gesagt werden kann, daß sie unserem Fürstenhause den Namen verliehen habe, so kann von der Veste Hachberg mit aller Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß sie die Wiege desselben war. Hätte der Stammvater Hermann, der Sohn Herzog Berthold des Ersten von Zäringen, nicht den Markgrafentitel von Verona angenommen, so würde er sich Herzog von Hachberg genannt haben, wie sich die Söhne Berthold des Dritten, Albrecht und Hugo, Herzoge von Teck und von Ulmburg nannten. Denn die Veste und Herrschaft Hachberg waren das dem Hermann zugetheilte väterliche Erbstück, während die Burg Baden erst durch eine spätere Erwerbung an ihn oder seinen Sohn gedieh. Diese Herkunft der badischen Markgrafen von einem hachbergischen Stammherrn erscheint noch im fünfzehnten Jahrhundert als eine alte Ueberlieferung des Hauses ([11]), und nur jene in's Blaue hinein etymologisirenden und genealogisirenden Gelehrten der deutschen Schmachzeit konnten die Sache so sehr verwirren und verdunkeln.

Hundert Jahre nach der ersten Wiederherstellung durch Karl den Zweiten erhielt das im dreißigjährigen Krieg sehr beschädigte Schloß durch Markgraf Friedrich den Sechsten die letzte Erweiterung und Vervollkommnung. Diese Arbeit dauerte zwölf Jahre, und Hachberg stund jetzt als eine der stattlichsten Landesvesten da, aber nur, um ein Jahrzehnt später desto bedauerlicher die Beute des Feindes zu werden. Ludwig der Vierzehnte hatte sich im Nymweger Friedensschluß die Städte Breisach und Freiburg zu erhalten gewußt, hatte bald darauf, mitten im Frieden, die Reichsstadt Straßburg weggenommen, und überfiel jetzt, unter Vorschub der orleans'schen Ansprüche auf die

---

(10) Leichtlen, die Zähringer. S. 68 und 70. *Neugart*, cod. dipl. II, 56.

(11) In dem Erbfolgevertrag von 1490, zwischen Markgraf Christoph von Baden und Markgraf Philipp von Hachberg, heißt es: „In Betracht, daß unser beider Namen, Stammen und Herkommen vor lang verflossenen Zeiten ursprünglich erwachsen und ausgesprossen ist von der Markgrafschaft Hachberg ꝛc." *Schoepfl.* cod. bad. II, 441.

Pfalz, das ganze Rheinthal von der Bergstraße bis herauf in die Ortenau mit dem Mordschwerte und der Brandfackel seiner Kriegshorden. Er hatte den barbarischen Plan, in diesem Gränzlande alle Orte vom Grund aus zu zerstören, welche nur irgendwie seinen Feinden zum Vortheil oder ihm selbst zum Nachtheil gereichen könnten. Also erfuhr auch die oberbadische Landesfestung das Schicksal ihrer Schwestern in der untern Markgrafschaft. Zu Anfang des Oktobers sechszehnhundert acht und achtzig erschien ein Berennungskorps aus den Besatzungen von Freiburg und Breisach vor Hachberg, gewann das Schloß und besetzte es, bis Louvois den königlichen Befehl zu dessen Schleifung schickte. Derselbe erschien im Februar folgenden Jahrs, nachdem der Markgraf durch seine Unterhändler noch die Vergünstigung erwirkt hatte, daß die Keller und Wohngebäude geschont werden sollten. Man machte sich ein besonderes Schauspiel aus diesem militärischen Vorgang. Der Prinz von Rouhan, die beiden Marquis von Lagnion und von Fimarcon, der Oberingenieur De la Daure und einige andere vornehme Officiers, mit dem Oberamtmann Fürderer von Emmendingen, befanden sich auf einer benachbarten Anhöhe und warteten des Springens der angelegten vier Mienen; aber eine volle Stunde verfloß und es blieb Alles ruhig. Da wendete sich Fimarcon spöttisch mit dem Scherze an den Amtmann: „Sie haben gewiß einige Küferknechte in den Keller gelassen, welche die Lunten wieder aus den Minen entfernt.“ Fürderer gab dem galanten Franzmann diesen Spott mit den Worten zurück: „Allerdings — und hinter den Fässern stecken noch eine Menge verborgen, welche sich der Veste wieder bemächtigen werden.“ Kaum indessen hatte er den Mund geschlossen, als der eine Thurm sich mit Rauch umzog, etwas in Höhe fuhr und unter einem dumpfen Knall zu Boden stürzte. Es sprangen sofort auch die übrigen Minen, aber ohne große Wirkung, so daß eine neue Minirung nöthig war, um die Festungswerke vollends nieder zu werfen (12).

Von der Hachberger Ruine wanderte ich den Waldweg hinab nach Serau und von da über Vorderserau und den Elzkanal nach Denzlingen, dessen alter Kirchthurm mit der hölzernen Pyramide mir angenehme Erinnerungen erweckte. Ich erfrischte mich mit einem Glase des benachbarten wohlbekannten Glotterthälers und eilte muntern

(12) Archivakten über die Demolirung der Festung Hochberg, 1689.

Schrittes dem ersten Hauptziele meiner Reise zu. Bald war Gundelfingen, bald auch Zäringen zurückgelegt, und jetzt eröffneten sich die üppigen Gefilde, worin die älteste Zäringerstadt, meine zweite Heimath, von einem prangenden Garten umgeben ruht.

Wie war mir zu Muthe, als ich dieses Freiburg wieder sah! Jeden Baum, jeden Haag, jedes Haus — Alles hätte ich grüßen mögen, und mit einer Rührung und Erhebung des Herzens, die nicht zu beschreiben ist, erblickte ich den Thurm des Münsters, wie er über die Stadt schlank und majestätisch sich erhebt. Bei Menschen von großem Gefühl werden solche Augenblicke ganz zur Poesie — trunken von den Eindrücken des Wiedersehens eilte ich durch die Kaiserstraße meiner alten Wohnung zu. Ich fand Alles unverändert; ich trat in mein Zimmer, ein Anderer bewohnte es zwar, aber das Bett, das tiefe Kanapee, der grüne, breite Schreibpult und der Schreibtisch am Fenster stunden noch, wie ehedem, und bald wollte es mir scheinen, als wäre ich niemals fort gewesen. Gott im Himmel, dachte ich, was hast du inner diesen vier Wänden nicht Alles erlebt, gedacht und gefühlt! Könnten sie sprechen, sie würden erzählen von mir, wie ich oft ruhig über meinen Büchern und Schriften gesessen, bis das hinabgebrannte Licht erlosch; oft unmuthig sie verließ, oft freudig zu ihnen zurückkehrte, oft unter düstern Sorgen, unter herzzerreißenden Kämpfen zwischen ihnen dastund. Ja, das Alles, das Freudigste, das Traurigste und Schmerzlichste habe ich empfunden inner diesen Wänden; sie haben die Thränen gesehen und die Klagen gehört, welche mir das Leben im schönsten Jünglingsalter ausgepreßt — doch, verzweifeln sahen sie mich nie, und ich bin als ein Mann aus ihnen hervorgegangen.

Der Besuch meiner alten Freunde war das Erste, was ich nach einer wohldurchschlafenen Nacht vornahm. Ich fand sie nicht alle wieder, wie ich's erwartet hatte, und mit einem resignirenden „in Gottes Namen" verließ ich die Stadt, um in der nächsten Umgebung diejenigen Orte zu besuchen, welche mir einst lieb gewesen. Ich bestieg den Schloßberg — da lag das muntere Freiburg friedlich um seinen Münster geschmiegt, wie zu meinen Füßen; da strahlte die ganze Landschaft, vom höchsten Rücken des Schwarzwaldes bis hinüber zur Bergkette der Vogesen, im Morgenglanze ihres Segens lachend mir entgegen. Ich besuchte das Jägerhäuschen — da erschien meinem Blicke das reizende Bild, wie Stadt und Umgegend in zauberischer Verschlingung sich mit einander gatten. Ich besuchte Sankt Ottilien in seiner stillen Waldeinsamkeit — da goß der magische Schatten des

üppigen Laubgewölbes erquikende Ruhe über mich. Ich besuchte endlich Sankt Loretto, wo das unvergleichliche Panorama der Aussicht vor meinem trunkenen Auge in die Abendgluht versank, und die hohen Linden meinem lauschenden Ohr vertraute Worte zulispelten von einem guten, edlen Herzen, welches unter ihrem duftenden Schattendache oftmals sich erfrischt und dem fernen Freund klagende Grüsse zugesendet.

Ich hatte es wieder und wieder empfunden, was an diesen klassischen Orten einst meine Brust bewegte; in dem wogenden See all' der Erinnerungen war ich nicht geeignet zu prosaischen Betrachtungen, und verließ das freiburgische Paradies ([13]), wie ich es betreten, mit einer dichterisch gehobenen Seele.

Ich wollte das Höllenthal besuchen, entschloß mich aber anders, und wählte Sankt Peter, wo zwei brave Freunde mich anzogen. Der vierstündige Weg dahin ist ganz angenehm. Er läuft am Rande des Gebirges hin, durch das alte freundliche Dorf Ebnet, vorbei das liebliche kleine Attenthal, vorbei das Wittenthal und den Falkenbühl ([14]), welcher ehedem einen Thurm armer Junker getragen, alsdann bei Stegen in das Eschbacher Thal, und mit dem von schlanken Eschen beschatteten Thalwasser aufwärts zwischen üppiger Waldung und hochgrünen Matten. Am Ende des Thales betritt man eine Hochebene, aus welcher die stattlichen Gebäude des ehemaligen Klosters Sankt Peter hervorragen.

Dieses Kloster war eine der ältesten Stiftungen der Zäringer

---

(13) Ueber die landschaftliche Schönheit der Gegend von Freiburg herrscht unter den Reisebeschreibern nur eine Stimme, welche Schwab (das mal. und romant. Deutschland, S. 177) in die wenigen Worte zusammenzog: „Freiburg hat eine der prachtvollsten Lagen unter den Städten Deutschlands, die sich im Bilde nicht ausdrücken und überschauen läßt. Aber der Reisende mag von Wien oder Dresden, von Heidelberg oder Baden kommen, satt von Bewunderung und ungläubig gegen Weiteres — hier wird er von Neuem seine Augen aufthun, und wenn ihn ein blauer Himmel in der schönen Jahreszeit begünstigt, sich an Nähe und Ferne nicht satt sehen können."

(14) Auf dem Falkenbuhl, einem mäßigen, völlig rund gestalteten Hügel, stand eines jener Ritterhäuser, welche der niedere Adel im 14ten und folgenden Jahrhundert so häufig errichtete. Es enthielt einen starken Gevierthum, daneben eine Kapelle und wahrscheinlich etwas Stallung, und war von einer Ringmauer mit Graben in ovaler Form so umzogen, daß auf der Vorderseite ein kleiner Vorhof gebildet wurde. Die Junker gehörten dem Geschlechte von Falkenstein an.

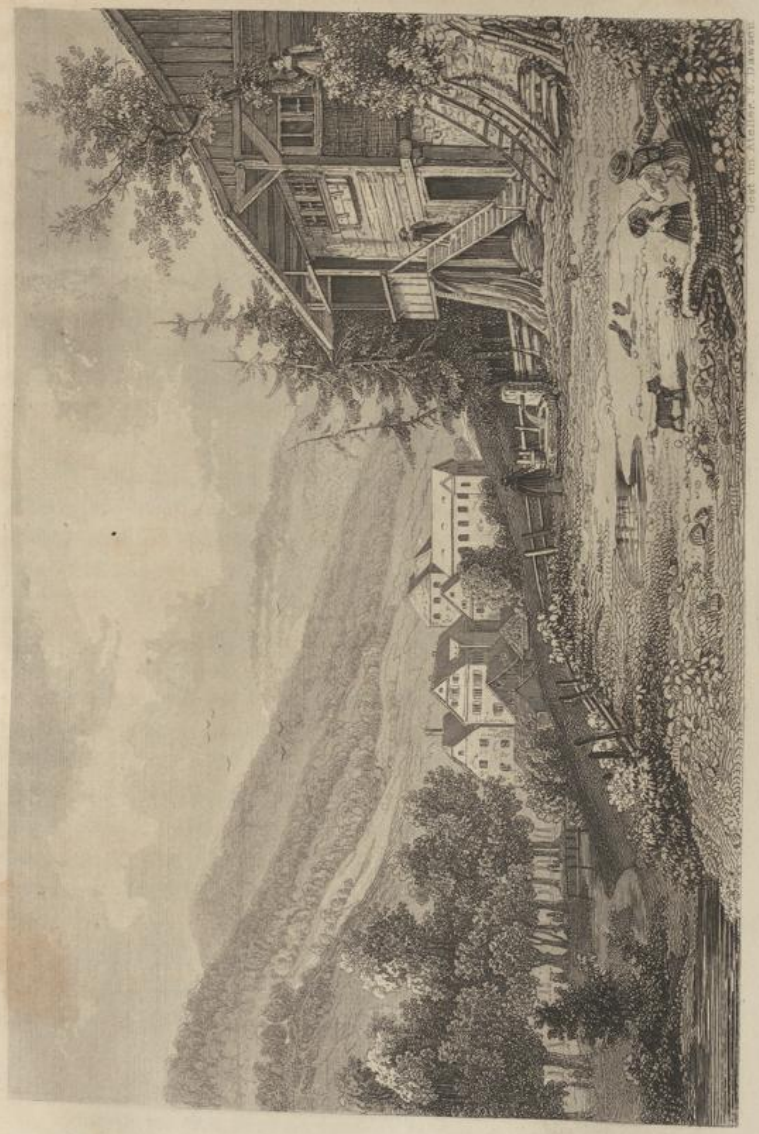
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und zur Gruft der edlen Fürstenfamilie bestimmt, wie denn auch die Herzoge Berthold der Zweite, Berthold der Dritte, Konrad und Berthold der Vierte daselbst ihre Grabstätte erhielten. Berühmt durch Gelehrsamkeit und Regelzucht, wie Sankt Blasien, Hirschau und andere Benediktinerklöster des Schwarzwaldes, war Sankt Peter nie, doch zählte es in der langen Reihe seiner Vorsteher einige verdiente Männer, und besaß in der letzten Zeit eine gute verdienstvolle Schule. Der Wohlstand des Stiftes war oft sehr herabgekommen, durch Brünste, Kriegsdrangsale und schlechte Wirthschaft (15); aber es ist in der That zu verwundern, wie schnell er sich immer wieder erholte und die Mittel zu Bauten und Unternehmungen herlieh, welche wahrhaft fürstlich zu nennen sind (16).

---

(15) Ein getreues Bild von der Verschwendung und Nachläßigkeit, welche in der Klosterökonomie zuweilen eingerissen, gibt uns die Erzählung des Peter Meichelbek über den Zustand der sanktpeterschen Küche zu seiner Zeit (am Schlusse des vorigen Jahrhunderts). „Zu Köchen hatten wir", sagt er, „den Rombach, der Dicke genannt, nachmals Prügglin-Würth, und den Placidus Fakler. Beide hatten beym Mar Seigmüller, dem Würth, gelernet, thaten aber nicht lang gut; denn Alles gestohlen und verlohren gieng. Sie wurden abgedanckt und weggeschickt, und es kame ein vortrefflicher französischer Koch, weil er aber zu großen Lohn gefordert, und sehr dem Jagen oblage, wurde er nach einem Jahr wieder entlassen. Nun kamen die Brüder als Köch. Diese Schweinköch giengen Nachmittag spatzieren mit ihren Flinten und jagten; kamen sie zu spath nach Hause, und ware die Zeit, das Essen aufzustellen zu kurz, so mußte manche Pallen Butter ins Feuer, daß es recht rasch brennete. Sie schütteten öfters ganze Pfannen Anken zum Schüttkener hinaus. So gienge es in der Kuchel zu unter denen Brüderköchen. Letztens ließe Herr Prälat zwei Metzger Töchter von Billingen kommen. Einige Jahre gieng es sehr gut; weil es aber nicht nach des Herrn Prälaten gesparsamen Genie gienge, wurde ihnen aufgekündet. Endlich aber mußten doch die Weibsbilder die Kuche übernemmen, und gienge Alles reinlich und nach Wunsche: wie viele Jahre diente nicht die Maria Barbara? Alles ware sowohl im Convent als bei Hosse bestens besorgt. Es ist doch bey Köchinnen alles besser versorgt, als bey Köchen und Kuchelbuben. Wie viel Zinn- und anderes Geschirr verbrachen nicht diese ungeschlissenen Purst; was Unreinigkeiten mußte man nicht jährlich hinabschlucken? Wie Vieles wurde nicht von der Kuchel an Speißen, Butter und anderm hinausgetragen? Alles ware preiß gegeben, besonders da kein Kuchelmaister vorhanden, sondern der podengrämische Herr Prälat selbst dieß Amt vertratte. Morgens stunde er vor sieben Uhr nicht auf, und Nachts ware er um acht Uhr schon im Bette; da danzten die Mäuße erst recht, da die Katze aus dem Hause ware; da wurde mancher Schmauß gehalten mit Bedienten und andern."

(16) Vrgl. Badenia II, 316.



Badische Landesbibliothek

Die Bauernhöfe um Sankt Peter liegen weit aus einander, weil das Herkommen der Untheilbarkeit sie in ihrem alten Umfange erhalten hat. Daher trifft man auch großentheils vermögliche und reiche Bauern in dieser Gegend. Neben den Haupthöfen aber bestehen gewöhnlich noch Nebenhöfe, wo Brüder oder Verwandte der Hofbauern mit einem sogenannten Kuhtheile ein bescheidenes Auskommen finden. Viehzucht, Holzhandel und Getreidebau sind die Hauptnahrungsquellen dieser Leute, alsdann werden auch Holzwaaren gefertigt. In den Sitten gehören sie halb zu den Schwarzwäldern und halb noch zu den Breisgauern, wie denn schon ihre Kleidertracht solches verräth. Diese Tracht war jedoch früher in Manchem weit anders, als heutzutage, wo besonders die männliche sich sehr modernisirt hat. Pater Meichelbek zu Sankt Peter gibt in seinem Memoire über dieses Stift eine kurze Beschreibung derselben. „Als ich im Jahre siebzehnhundert neun und dreißig", sagt er, „anhero kam, hatten die Bauern kurze Zwilch-Wammes mit Oerlinges ausgefüttert, weiße Krägen um den Hals und einen schwarzen Flor über den Rücken hangen, einen hohen rundlichen Hut, weißlederne Hosen, weiße Strümpfe, hohe Absäze und rothe Laschen an den Schuhen mit Nesteln, und trugen Knebelbärte. Diese Tracht kam ausser der Farbe beinahe der hauensteinischen gleich. Von Knöpfen wußte man damals noch nichts, sondern gebrauchte lauter Haften. Die Weiber trugen ihre gefälteten Röcke, unter denselben Schaafpelze, und darüber lange tüchene Mannskittel, auf dem Kopfe ihre Pelzkappen mit vier Hörnern, um den Hals schwarze Flöre, und Schuhe mit breiten Absäzen."

Da der eine meiner sanktpeterschen Freunde sich entschlossen hatte, mich nach dem zweiten Hauptziel meiner Reise, nach Villingen, zu begleiten, so war ich beeilt, die Wanderung anzutreten. Der Weg führte uns zunächst über Sankt Märgen nach Furtwangen; er ist durch seine häufige Abwechslung von Höhe und Tiefe zwar etwas beschwerlich, aber für das Auge desto unterhaltender. Sankt Märgen liegt schon bedeutend höher (17) und winterlicher, als Sankt Peter, wie denn ausser dem Hafer und den Kartoffeln daselbst nichts mehr gedeiht, während im sanktpeterschen Pfarrgarten noch die schönsten Blumen und das beste Obst gezogen werden. Die Lage des Klostergebäudes ist völlig frei, und man hat von dieser Höhe herab eine

(17) Während die Höhe der Lage von St. Peter 2222 Schuh beträgt, steigt diejenige von St. Märgen auf 2800.

vollkommene Aussicht über das Zarter Thal nach Freiburg, wo es sich in die Ebene des Breisgaues verliert. Ehevor die Landstraße durch das Höllenthal hergestellt war, zog sich der gemeine Heerweg nach Schwaben durch die Wagensteig über Sankt Märgen und Villingen, und man kann annehmen, daß derselbe schon den Römern bekannt gewesen.

Die Schicksale des ehemaligen Augustinerklosters Sankt Märgen bilden eine wahre Unglücksgeschichte, deren Einzelheiten uns oft mit Entsetzen erfüllen würden, wenn wir eine genauere Kenntniß davon hätten. Was uns die alten Nachrichten zur Hand geben, sind nur Andeutungen, nur nackte Namen und Bezeichnungen der Ereignisse und Vorfälle. Es muß also dem Geschichtskenner überlassen bleiben, sich aus den Verhältnissen und dem Geiste der betreffenden Zeitalter das Bild der nähern Umstände zu ergänzen. Die Zelle der heiligen Maria, wie das Kloster ursprünglich hieß, wurde zu Anfang des zwölften Jahrhunderts durch den straßburgischen Domprobst Bruno von Hohenberg gegründet und begabt (18). So lange die Familie des Stifters die Schirmvogtei des neuen Gotteshauses führte, wuchs es freudig heran; als dieselbe aber kaufweise an die Rittergeschlechter Schnewlin und von Blumeneck gediehen, folgte ein Ungemach, ein Verderben dem andern. Denn diese Schirmherren trieben es, wie in der Regel alle Klostervögte, und die Zerwürfnisse zwischen ihnen und dem Gotteshaus führten zu den wildesten Ausbrüchen der gereizten Leidenschaft. Mehr als einmal wurden Abt und Mönche aus ihren Zellen verjagt, oder in's Gefängniß geschleppt, wie wir solches in der Geschichte der Klöster fast überall finden; wovon aber kaum etwas Aehnliches in den Jahrbüchern eines andern stehen mag, das melden uns die sanktmärgischen — nicht nur ging das Klostergebäude während dieser Kämpfe wiederholt in den Flammen auf, sondern es wurden auch zwei Aebte von den Vögten meuchelmörderisch erschlagen, und einer von seinen eigenen Mönchen umgebracht!

Durch diese Bedrängnisse gerieth Sankt Märgen so sehr in

---

(18) Der Stiftungsbrief ist verloren gegangen; eine päbstliche Bestätigung dieser Klostergründung aber vom Jahr 1125 (Dumge, regesta bad. 34) läßt errathen, daß der Stifter damals noch am Leben war, wie eine andere, vier Jahre ältere Urkunde (das. 31), daß St. Märgen schon eine Zeit lang bestanden habe, womit die Klostersage übereinstimmt, welche die Ernennung des ersten Abtes in das Jahr 1120 setzt.

Zerfall und Schulden, daß es sich endlich genöthigt sah, seine sämmtlichen Stiftungsgüter an die Stadt Freiburg zu verkaufen (19), ein Schritt der Verzweiflung, welcher den innersten Lebenskeim des Klosters zertrat. Denn es existirte seit damals fast nur noch seinem Namen nach; die zusammengeschmolzene Anzahl der Mönche verließ ihre Zellen und zog nach Freiburg, und was einige Aebte auch unternahmen, jenen Verkauf als erzwungen und unerlaubt wieder rückgängig zu machen, es blieb ohne Erfolg, da ihnen das Hauptmittel zur durchgreifenden Betreibung eines so schwierigen Prozesses fehlte, das Geld. Erst in späterer Zeit erholte sich das Kloster wieder einigermaßen, und seine Bewohner genossen eines genüglichen Lebens, bis jener Schlag des Jahres achtzehnhundert und sechs sie traf, welcher von den Scharfblickenden unter ihnen längst vorausgesehen worden. Die Abtei Sankt Märgen verschwand mit ihren breisgauischen Schwestern aus dem Daseyn, aber ohne den Ruhm, ohne die Verdienste derselben.

Eine Stunde hinter Sankt Märgen thut sich der Tobel zur alten Glashütte auf, der einen schauerlichen Anblick gewährt. Die Abhänge der Berge sind so gähe, daß man kaum begreift, wie sie noch Waldung tragen können. Und gleichwohl hat dieses den Fleiß der Umwohner nicht abgeschreckt, die besten Plätze auszuroden und zu bepflanzen. Bei dieser Arbeit kann man nicht umhin, die menschliche Geduld zu bewundern; denn wenn das Feld während der guten Jahreszeit mit unsäglicher Mühe angebaut ist, so rutscht im Winter der beste Grund von oben herab, und muß im folgenden Frühling korbweise wieder hinaufgetragen werden.

Nach der alten Glashütte folgt die tiefe und enge Felsschlucht bei den drei Steegen (20), wo die wilde Gutach romantisch durch

(19) Der Verkauf geschah im Jahr 1462 unter Abt Johann V, wie die Klosterschriften sagen: tam nulliter quam perniciosissime pro vilissimo pretio. Die Freiburger setzten der Abtei nun einen Pfleger oder Schaffner, welcher die Stadt aber dermaßen betrog und für sich hauste, daß eine skandalöse Untersuchung eintrat.

(20) Folgende Anekdote aus den Papieren Pater Meichelbeks verdient hier eine Stelle. „Als ich mit P. Georg und P. Anton im Jahr 1741 nach absolvirter Philosophie nach Neukirch in die Herbstvakanz geschickt wurde, kamen wir in der Retour zu dem Wirthshause die drei Stiegen genannt; da saß ein taubenweißer Mann auf einer Bank an der Sonne. Gerührt von seinem Alter, gienge ich zu ihm hin und grüßte ihn, und sagte: „Alter Vater, wie alt seyd ihr wohl"? Da erwiederte er: „Vier und neunzig Jahre zähle ich". „Aber wie seyd ihr doch so alt geworden"? fragte ich weiter. Der

*

ihr steiniges Bett rauscht. Als wir die Höhe wieder erreicht hatten, ging es auf heiterem, sonnigem Pfade, aber etwas einförmig, bis nach Furtwangen, wo uns ein kräftiges Mittagsmahl mit einigen Flaschen Markgräfler, nach Wäldersitte, wieder auf's Pferd verhalf.

Furtwangen ist ein sehr freundlicher Ort im Thale der Breg, welche ohngefähr eine Stunde rückwärts im Gebirge entspringt und in hundert angenehmen Krümmungen durch die Wiesen hin ihren Weg verfolgt. Die meisten Häuser sind neu, und mehrere davon lassen auf ein solides Vermögen ihrer Bewohner schließen. Ueberhaupt hat Furtwangen in neuerer Zeit erfreulich zugenommen, und stehet würdig neben den schwarzwäldischen Städten Lenzkirch, Neustadt und Triberg. Wir trafen im Gasthause zum Engel mehrere Uhrenhändler beisammen. Das Benehmen dieser Leute ist sehr honett; man sieht, sie halten etwas auf sich, sie lieben den Frieden und haben Sinn für Urbanität; nur nöthigte uns ihre Nachahmung des großen Tones der Städte, welche sie durchreisten, oft ein Lächeln ab. Inzwischen — wir mit all' unserer gelehrten Bildung bringen es kaum und spät genug zu einer bescheidenen Versorgung, während sie nicht selten Leute von fünfzig- bis hunderttausend Gulden werden.

Unsere etwas reichliche Erquickung im Engel fand ihre hinlängliche Rechtfertigung, da noch ein gutes Stück Weg vor uns lag. Er war ziemlich angenehm durch das grüne Bregthal hinauf bis nach Vöhrenbach, durch den Villinger Wald aber so ermüdend, daß mir die Geduld ausging, und ich die gute Stadt, die uns gastlich aufnehmen sollte, bald verwünscht hätte. Endlich erreichten wir die ersehnten Mauern, und traten durch das alterthümliche Thor in die Heimath Graf Bezelins und so vieler gelehrten Männer und tapferen Bürger. Wir nahmen unsere Einkehr in der Blume, und verbrachten dort mit einigen Bekannten einen heitern Abend.

Villingen mit seinem Münster, seinen Ringmauern, seinen Gräben, Thoren und Thürmen, hat noch ganz das Gepräge des Mittelalters. Einige dieser Gebäude reichen theilweis wohl in die

---

Alte gab mir zur Antwort: „Ich wollte es euch gerne sagen, aber ihr zürnet es". „Ich werde es nicht übel nehmen", sprach ich, und drang weiter in ihn. Da sagte er: „So bin ich alt worden — ich hab geschafft, aber nit mehr, als ich mögen; ich hab g'essen und trunken, aber nit mehr, als ich hab mögen; habe auch geschlafen, aber nit mehr, als von Nöthen. So bin ich alt worden. Ihr Herren aber esset und trinket mehr, als ihr möget; schlafet mehr, als ihr sollet, und arbeitet nichts".

früheste Zeit hinauf, die meisten stammen aus dem fünf- und sechszehnten Jahrhunderte. An der Ringmauer gegen Rothweil erblickt man das kolossale Bildniß eines sogenannten Romeias, des villingischen Simsons, von welchem erzählt wird, daß er einst während einer Fehde den Rothweilern einen Thorflügel ausgehoben und solchen nach Villingen gebracht habe. An diese Sage knüpfen sich noch mehrere andere, deren geschichtlicher Grund nicht zu verkennen ist, wie denn das kleine villingische Gemeinwesen überhaupt eine selbstständige und reiche Geschichte besitzt. Es zeigte von jeher einen eigenthümlich ausgeprägten Charakter, wovon die Ursache theils in dem hohen Alter der Stadt, theils in ihrer einsamen Lage und ihren Schicksalen liegt. Wo aber ein Gemeinwesen eine thatenreiche Geschichte hat, da gab es immer einige Aufzeichner derselben, und so erhielt auch Villingen mehrere Chroniken, welche in neuerer Zeit von Professor Käfer zum Behufe einer ausführlichen Geschichte der Stadt gesammelt wurden. Der Tod aber ließ den fleißigen, gelehrten Greis das verdienstliche Werk nicht vollenden, was nun einem Andern vorbehalten bleibt.

Daß der Ort Villingen sehr alt ist und bereits am Schlusse des zehnten Jahrhunderts auf Verwenden Graf Bezelins das Münz- und Marktrecht erhielt, geben die Urkunden als unzweifelhaft an; weniger urkundlich gewiß aber bleiben noch immer die Zeit und nähern Umstände seiner Erhebung zur Stadt ([21]). Wenn indessen ein sehr

(21) Als eine Probe aus Käfers begonnener Geschichte der Stadt Villingen theile ich hier Dasjenige mit, was er über den Ursprung und Namen des Ortes sagt. Man wird daraus ersehen, wie umsichtig, gründlich und klar der emsige Mann seinen Stoff behandelte, und es mit mir bedauern, daß die Arbeit durch seinen Tod unterbrochen wurde.

„Die Gegend, in welcher Villingen liegt, gehörte in den ältesten Zeiten zum Baargau. Ausdrücklich finden wir dies zwar in keinem schriftlichen Denkmale des Alterthums bemerkt. Allein, da die nächst Villingen gelegenen Ortschaften St. Georgen, Nordstetten, Dürrheim, Riedheim, Schwenningen, Klengen ꝛc. zum Baargau gerechnet wurden, so kann es keinem vernünftigen Zweifel unterliegen, daß es mit Villingen das nämliche Bewandtniß habe. S. Neugart, Codex diplom. Allemaniae, I. Thl. In welche Zeit die erste Ansiedelung von Villingen falle, läßt sich nicht mehr bestimmt angeben, da die schriftlichen Denkmäler, welche auf die hiesigen Gegenden einen speziellen Bezug haben, erst mit der Mitte des achten Jahrhunderts beginnen. Indessen, da Villingen historisch gewiß schon zu Anfange des neunten Jahrhunderts stand, und mehrere in der Nähe gelegene Ortschaften in noch früheren Zeiten erscheinen, so dürfen wir wohl ohne gewagte Muthmaßung behaupten, daß der

altes Manuscript aus Sankt Georgen Berthold den Dritten von Zäringen als Erbauer von Villingen angibt, und ein anderes aus

---

Ursprung von Villingen sich in die ersten Zeiten der Bevölkerung und Kultur des Schwarzwaldes verliere."

„Es erscheint nämlich in einem Diplome des Kaisers Ludwig des Frommen (actum Aachen, den 4ten Juni d. J. 817), worin er 47 Hofgüter (mansi), welche dem Kloster St. Gallen gehörten, von den Abgaben freispricht, welche sie den Grafen (Justizbeamten) zu entrichten hatten; doch des Ertrags unbeschadet, welcher dem kaiserlichen Fiskus davon zufloß. Unter diesen 47 Hofgütern kommen nun auch einige zu Villingen (ad Filingas) gelegen vor. Sie wurden von zwei Leibeigenen, Namens Wito und Heimo, für das Kloster St. Gallen angebaut. Villingen hatte damals, wie aus dem Diplome weiter erhellet, ausser dem Kaiser noch keinen besondern Herrn, und lag in dem Amtsbezirke eines gewissen Grafen Rudherr (in ministerio Hruadhari comitis), zu dem unter andern auch Thuningen, Nordstetten (das heutige Einstetten), Pforen, Speichingen und Thanheim gehörten. Codex diplom. Aleman. Tom. I. pag. 163."

„Wie wir oben gesehen haben, wird der Name Villingen im bemerkten Diplome *Filingae*, in der vielfachen Zahl geschrieben. In einem andern Diplome von Kaiser Otto dem Dritten, vom 29sten März d. J. 999, heißt es *Vilingun*. In allen andern Urkunden bis zum 16ten Jahrhundert steht im Deutschen immer „Vilingen", und im Lateinischen „Vilinga"; nach dieser Zeit aber änderte sich diese Schreibart in „Villingen" oder „Villinga" um. Da im Altdeutschen das Wort Ing ein Besitzthum, einen Wohnsitz, Hof bedeutet, wie im Altfränkischen das Wort Heim, womit es in den Benennungen der Ortschaften häufig abwechselt, so liegt die Bedeutung des Wortes Villingen am Tage. Denn es heißt nach der einfachsten, natürlichsten Ableitung nichts Anderes, als viele Ingen, d. i. viele Höfe, oder mit einem Worte nach dem neuen Sprachgebrauche Vielhofen. Diese Ableitung wird durch die älteste Schreibart dieses Namens, „Vilingun", vollkommen bestätigt. Denn diese ist nichts Anderes, als der alte Plural von dem einfachen „Viling". Und eben deswegen, weil das Wort Vilingun die vielfache Zahl ausdrückt, so wurde es auch im Lateinischen durch *Vilingae* gegeben. Damals nämlich, wo das Wort Ing im gemeinen Sprachgebrauche noch gang und gebe war, erkannte man die Form Ingun sogleich für den Plural, welches späterhin, da dieses Wort ausser Gebrauch kam, und in Ingen ausartete, nicht mehr gefühlt wurde. Hieraus läßt sich nun die natürliche Schlußfolge ziehen, daß der Ort Villingen schon in den ältesten Zeiten ein beträchtlicher, mit vielen Höfen besetzter Flecken gewesen sey."

„Die Höfe dieses Dorfes lagen aber nicht auf dem Platze, wo jetzt die Stadt Villingen steht, sondern beiläufig eine Viertelstunde südöstlich davon entfernt, auf der Anhöhe in der Gegend der sogenannten Altstatt, wo sich der Gottesacker der Stadt befindet. Diese Thatsache ergibt sich aus folgenden Umständen. Erstlich wird die Kirche dieses Gottesackers, welche ziemlich

Sankt Peter, die Erbauung selbst in das Jahr eilfhundert und neunzehn setzt, so darf man, zumal bei'm Einschlagen noch anderer Gründe,

---

geräumig und nach alter Bauart, gleich einer Dorfkirche, aufgeführt ist, in allen Urkunden der vorigen Jahrhunderte die Pfarr- oder Leutkirche von Villingen genannt, das jetzige Pfarrmünster hingegen nur schlechthin St. Johanes Kirche, die zu der Altstatt-Pfarrkirche gehöret. Und wirklich wurde auch der öffentliche Pfarrgottesdienst mit Aemtern, Predigten, Metten ꝛc. bis auf das Jahr 1531 größtentheils in dieser Gottesackerkirche gehalten. Sichtbar rühren diese sonderbaren Umstände daher, weil diese Kirche ehedem die Pfarrkirche des daselbst gelegenen Dorfes war. Zweitens lagen noch in spätern Zeiten, lange nach Erbauung der Stadt, Höfe in der Nähe dieses Gottesackers, welche ohne Zweifel von dem eingegangenen Dorfe herrührten. Endlich war der Grund und Boden, worauf die Stadt zu stehen kam, zur Anlage eines Dorfes gar nicht geeignet, indem er seiner tiefen Lage wegen zu sümpfig war, und den Ueberschwemmungen der Brieg zu sehr ausgesetzt blieb; daher auch keines der Dörfer im Briegthale in der Tiefe desselben und an den Ufern des Flusses angelegt ist, sondern alle auf den etwas davon entfernten Anhöhen stehen. Von dieser sumpfigen Lage der Stadt hat ein Theil derselben noch bis auf den heutigen Tag den Namen Ried, welches eine mit Binsen und Rohr bewachsene Gegend bedeutet. Der Name „Altstatt" bezeichnet also seiner eigentlichen Bedeutung nach die alte Statt, d. i. den alten Platz, auf dem ehemals das Dorf Villingen stand."

„Vom Jahr 817 bis 999 finde ich nichts Schriftliches mehr über Villingen verzeichnet. Während dieser Zeit war es das Eigenthum Berthelds, eines Grafen im Thurgau und Breisgau, geworden. Da Villingen von diesem an in ununterbrochenem Besitze der Grafen und nachmaligen Herzoge von Zäringen geblieben ist, so trägt der berühmte Schöpflin in seiner **Historia Zaringo-badensis** kein Bedenken, diesen Berthold als den ersten unbezweifelten Stammvater der Herzoge anzunehmen. Graf Berthold kam nun bei'm Kaiser Otto dem Dritten um die Erlaubniß ein, in seinem Orte Villingen (Vilingun) einen Markt sammt Münze und Zoll errichten zu dürfen. Sein Gesuch unterstützte Hermann der Zweite, Herzog von Schwaben, welcher bei'm Kaiser in großem Ansehen stand. Die Bitte wurde ihm gewährt, und das urkundliche Privilegium hierüber zu Rom, wo sich Kaiser Otto damals während seines zweiten Römerzugs befand, unterm 29sten März des Jahres 999 ausgefertigt. Eine solche Begünstigung mußte dem Orte Villingen in den damaligen Zeiten einen ungemeinen Vorschub thun, und seinen Flor befördern. Denn zu eben diesem Mittel nahmen die Bischöfe gewöhnlich ihre Zuflucht, wenn sie ihre Residenzen in Aufnahme bringen wollten. Nebst diesen Privilegien ertheilte ihm Kaiser Otto zugleich auch die völlige Obergerichtsbarkeit (**totius publicae rei bannus**), insoweit sie nämlich zur Handhabung derselben erforderlich war; und diese dehnte er ihm selbst über die Grafschaft Baar aus, wo sonst Graf Hildebald die oberrichterliche Gewalt ausübte."

„Ueber das weitere Schicksal des Dorfes Villingen unter dem Grafen

mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, jener Herzog habe beide Städte, die eine als Haupt- und Marktplatz im Breisgau, die andere als solchen in der Baar, ziemlich zu gleicher Zeit und nach gleichem Plane unternommen. Die folgenden Herzoge thaten jeder das Seinige zur Vollendung Freiburgs und Villingens, und konnten daher ebenfalls von denselben füglich als Gründer anerkannt werden.

Da mein Freund sich in Villingen von mir trennen mußte, so verblieb ich noch einige Tage, und fand es, der traurigen Gegend ohngeachtet, doch angenehm genug daselbst, da der biedere, lebenslustige und gesellschaftliche Geist der Villinger den Mangel einer günstigern Umgebung ziemlich ersetzt. Unter meinen Ausflügen in die Nachbarschaft nenne ich denjenigen in das Thal der Kürnach. Dieses Waldwasser hat seine Quelle am südlichen Abhange des Kesselberges und vereinigt sich nach einem Laufe von dritthalb Meilen, drei Viertelstunden hinter Villingen, mit der Brigach, welche auf der Nordseite desselben Berges entspringt. Das kleine, einsame, aber nicht uninteressante Thal theilt sich in die obere und untere Kürnach, zwischen denen das Dorf Rockenbach die Gränzscheide bildet. Ich verlebte einen frohen Nachmittag in diesen Bergen, besuchte die blessingische Uhrenwerkstätte in der einsamen, auf freundlicher Anhöhe gelegenen

---

Berthold und seinen Nachfolgern hat uns die Zeit nichts erhalten, was von einigem Belange wäre. Bloß kommen in den Fundations-Rodeln des Klosters St. Georgen und St. Peter einige Stellen vor, aus welchen erhellet, daß die Herzoge von Zäringen im wirklichen Besitze des Dorfes Villingen waren. So war z. B. Herzog Berthold der Zweite im Jahr 1090 bei einer Vergabung an das Kloster St. Georgen zu Villingen mit vielen seiner Soldaten gegenwärtig. Bei einer andern Vergabung vom Jahre 1091 wird gemeldet, daß eben dieser Herzog einen Theil des Weidbergs neben dem Welchenfeld unweit Waldhausen (höchst wahrscheinlich die Anhöhe über den sogenannten neuen Wiesen) besessen habe. Und zwischen den Jahren 1123 und 1132 tauschte Herzog Konrad mit dem Abt Eppo von St. Peter einen Hof zu Villingen (curtim quandam apud *Vilingen* sitam) gegen ein anderes Gut ein."

So weit Käfer. An seiner Erklärung des Namens Villingen ist in der Hauptsache nichts auszusetzen; nur irrte er darin, die Schreibart „Vilingas" für den lateinischen accusat. plur., und die andere „Vilingun" für den deutschen nominat. plur. zu halten. Das altdeutsche Ing heißt Wohnung (mansio, maison), Haus, Hof, hat im nominat. und accusat. plur. Ingas, im dat. plur. aber Ingun, welches so gebraucht wurde, daß es den Sinn hatte, wie wenn heutzutage gesagt wird „zu den Häusern", oder „bei den Höfen".

Thalwohnung, und bestieg auf dem Rückwege die Trümmer der Veste Kürneck, bei'm Zusammenfluß der Kürnach mit der Brigach, ohnweit der Sankt Germanskapelle, am Eingange des Thales.

Die Kürnach gehörte zu den zäringischen Stammgütern dieser Gegend, und erbte mit denselben an das Haus Fürstenberg. Von diesem war ein altes Dienstmannsgeschlecht mit der Burg Kürneck und ihrer Zubehörde belehnt, welches während des vierzehnten Jahrhunderts ziemlich zahlreich wurde und bis zu Ende des folgenden bestanden hat. Seine Verhältnisse waren die gewöhnlichen des niedern Adels, abhängig, zerrissen und kleinlich; denn nicht einmal die altererbte Stammburg wußte es zu behaupten, sie gedieh an das Kloster Sankt Georgen, und von diesem pfandweise an die Stadt Villingen, welche auch die untere Kürnach zu erwerben wußte, während die obere an das eben genannte Gotteshaus und mit demselben zur Reformationszeit an Wirtemberg gelangte (22). Dies ist die Ursache der Glaubensverschiedenheit in der einen kleinen Thalgegend.

Ich hatte vorgehabt, von Villingen aus, als dritten Hauptzweck meiner Reise, den Hegau und Bodensee zu besuchen; da indessen die Jahrszeit schon bedeutend vorgerückt war, so mußte ich auf diesen Ausflug verzichten und an den Heimweg denken. Ich zog also das Brigachthal abwärts nach Donauöschingen, besah daselbst auf Engländer Weise die namhaftesten Merkwürdigkeiten, durcheilte Hüfingen, Löffingen, und erreichte ziemlich spät und sehr ermüdet Neustatt. Da wurde mir wieder wohl; ich speiste mit vieler Behaglichkeit zu Nacht, führte einige Gläser Markgräfler zu Gemüthe, und unterhielt mich mit dem Wirthe ganz vortrefflich über den Schwarzwälder Uhrenhandel. Andern Morgens drängte sich mir die Bemerkung wieder auf, welche ich schon oft gemacht hatte, daß man nirgends besser schlafe,

---

(22) Die Benennung Kürnach ist uralt; es kömmt von *Quirn* (mola) und *Aha* (rivus), hieß also ursprünglich „Kuirnaha" und bedeutete einen Mühlbach. Der Bachname ging alsdann, wie in unzählig andern Fällen, auf das Thal über, und als die Burg am Eingange desselben erbaut wurde, welche passendere Bezeichnung konnte man ihr geben, als Kürnach-Eck, welches in Kürneck zusammengezogen ward. Das Wappen der Herren von Kürneck ist ihrem Namen entnommen, und besteht in einem einfachen Schilde, von dessen oberm Rand ein Quadrat-Eck bis in die Mitte zieht. In den Urkunden des ehemaligen Klosters St. Georgen kommen die Kürnecker vom Jahr 1285 bis 1467 häufig vor.

als auf dem Schwarzwald. Munter wie ein Reh begab ich mich wieder auf den Weg.

Von Neustatt an wird das Thal zusehends weiter, und mündet sich endlich in eine Hochebene, welche vom Tittisee und den Vierthälern begränzt ist, und in ihren tieferen Lagen ein bedeutendes Moorland enthält. Dem Wanderer thut es besonders wohl, das ganze Wutachthal hervor eine Reihe neuer Wohnungen zu erblicken, deren reinliche Nettigkeit den Wohlstand ihrer Bewohner verräth. Es ist eine eigene kleine Landschaft, die im Rücken den Hochfirst, zu beiden Seiten die Ausläufer rechts des Turners und links des Feldbergs, im Angesichte aber den schauerlichen Abfall des Höllenthales hat, und von vielen einzelnen, oft sehr malerisch gelegenen Häusern und Hütten belebt wird. Bei'm Schwarzen Bären, wo sich die Neustätter Straße mit der Lenzkircher verbindet, trat ich auf eine Anhöhe, um dem Tittisee einen Gruß zuzuwerfen. Denn hier befand ich mich in einer Gegend, welche der arme Studiosus ehedem auf seiner Ferienreise von der Universität nach der Heimath so oft durchwandert — und hundert Erinnerungen erweckte jetzt ihr Anblick wieder. Ach, was er damals empfand, da ihn diese traulich einsamen Thäler, diese wehmüthig düstern Haine umgaben; was als Kummer seine Seele getrübt, als Hoffnung sein Herz beflügelt, was als sehnsuchtsvoller Wunsch durch seine Brust gebebt, wie ich das Alles zusammenhielt mit Dem, was nun den Mann im Innern zerfrißt — es preßte mir eine bittere, bittere Thräne aus. Ja, sie sind zerstoben jene Ideale; wie Schuppen hat sie das rauhe Leben von der Seele abgestreift, um das Herz traurigen Enttäuschungen bloszustellen. Der Muth zur Ausdauer freilich ist nicht geschwächt, der Blick nach dem Ziele nicht verirrt; aber der Gram hat sich tiefer gesenkt, die Ruhe ist fort, und die Gluth der Leidenschaft brennet auf das innerste Seelenmark. Als ich damals diese stille Berggegend und ihre einsamen Hütten sah, wünschte ich sehnlich, eine davon zu bewohnen; jetzt wünschte ich es wieder, noch sehnlicher, aber aus andern Gründen, und das Herz mit andern Gefühlen angeschwellt!

In mich selbst versunken und gleichgültig geworden gegen alle Umgebung, verließ ich die Anhöhe und wanderte still die Straße fort, bis mich eine Stimme, welche mir vom Fenster des Rößle-Wirthshauses meinen Namen nachrief, wie aus einem Traum erweckte. Ich blickte um und erkannte sogleich einen alten Universitätsfreund. Ein solches Zusammentreffen ist immer etwas höchst Erwünschtes und

Angenehmes. Wir setzten uns zu einer Maas schäumenden Gerstensaftes und ergossen gegenseitig unsere Herzen. Mein Freund war der geistlichen Bestimmung, welche ich verlassen hatte, treu geblieben, und schien es nicht zu bereuen. Ich wünschte ihm Glück zu seiner Wirksamkeit in einer Gegend, wo die Worte Frömmigkeit und Glaube noch einen Sinn haben. „Ja", erwiederte er, „ich darf mir selbst hiezu Glück wünschen, obwohl ich auch in meiner jetzigen Gemeinde des Stoffes zum Klagen genug finde; aber doch hundertmal besser steht es hier umher, als unten im Lande, wo ich früher plazirt war. Dort habe ich eine Erfahrung gemacht, welche keine Täuschungen mehr zuläßt, die traurige, daß die Religiosität täglich fühlbarer aus dem Volk verschwindet. Bei den Meisten ist das Kirchengehen gar nichts Weiteres mehr, als eine Gewohnheit, oder die gezwungene Beobachtung des Gebotes; Viele sind in kirchlichen Dingen höchst gleichgültig, und nicht Wenige, leider gar nicht Wenige, glauben vollends weder an die Tugend, noch an die Belohnung oder Strafe eines andern Lebens. Die Herrschaft der zeitlichen Interessen, die Herrschaft der Leidenschaften nimmt in einem schreckbaren Grade überhand, und die Jugend, diese Hoffnung der Zukunft, ist mir in ihrer rohen Ausgelassenheit, die alle Bescheidenheit, alle Zucht und Pietät mit Füßen tritt, oft als ein wahres Scheusal vorgekommen."

Diese Schilderung führte uns auf die gesunkene Sittlichkeit und Religiosität der neuern Zeit überhaupt. Ich mußte dem eifernden Pastor zugestehen, der alte Glaube sey im Innersten erschüttert, und eine große Heuchelei herrsche fast allenthalben in den religiösen Handlungen, was zu einer allgemeinen Demoralisation führen müsse, wie es in den ersten Zeiten der Fall gewesen, als die Deutschen ihre alten Götter abgeschworen, ohne noch den wahren Glauben an das Evangelium erlangt zu haben. Es war eine der gährenden Uebergangsperioden in der Kulturgeschichte, welche die unreinen Stoffe allmählig ausscheiden und die guten zur Klarheit führen. Ich behauptete nun, daß wir gegenwärtig in einer ähnlichen Gährung leben, wo Indolenz und Fanatismus, Unglaube und Bigotismus, Frivolität und Scheinheiligkeit, Religionsspötterei und Pietismus, in ihren Extremen neben einander, das Bild einer traurigen Auflösung darstellen; wo aber zugleich auch die guten Kräfte sich läutern und stählen, um den Sieg über jene verdorbenen zu gewinnen. Diese Hoffnung tröstete auch meinen Freund wieder; wir ermunterten uns gegenseitig, auf den gewählten Pfaden, Jeder nach bestem Vermögen sein Scherflein für die

Sache der Aufklärung und Sittlichkeit beizusteuern. Wir schieden höchst erfreut über die zusammen verbrachte Stunde, und ich eilte nun mit verdoppelten Schritten der — Hölle zu.

Wie oftmals ich den Anblick der Höllensteige von der Höhe herab nun schon genossen hatte, er überraschte mich auch jetzt wieder, so schauerlich malerisch ist diese Schlucht, zu welcher die Straße gleich einer großen Wendelstiege hinabführt, und aus deren Tiefe das Gasthaus zum Stern und die Sankt Oswaldskapelle auf ihrem lieblichen Hügel freundlich einladend zu dem Wanderer empor schauen. Es war mir immer wohl, ganz besonders wohl, wenn ich diese Höllenfahrt zu machen hatte, theils der großartigen Natur, welche mich umgab, theils der gastlichen Bewirthung wegen, die mir zu erwarten stund. Ich fühlte auch diesmal gar keinen Drang, den Ort eher zu verlassen, als bis die hereinbrechende Nacht mich zum Aufbruch nöthigte.

Noch war ich keine halbe Viertelstunde gegangen, so stieg der Mond in voller Scheibe hinter der Berghöhe empor, und theilte der grotesken Thalschlucht eine unbeschreiblich magische Beleuchtung mit. Er spiegelte sich tausendfältig in den gebrochenen Wellen des Höllenbaches, warf auf die Riffe der Felsen, auf die Tannen und Buchen sein sanftes Licht, und durchstrahlte die zarten Birken und Erlen, deren Blätter spielend in seinem Glanze flimmerten. Das Ganze aber schwebte in einer so düstern Verklärung, daß ich wirklich durch die Unterwelt zu wandern glaubte. Als ich den Hirschsprung passirt hatte, wo die Vorsprünge der Felswände sich dergestalt in einander schieben, daß man das Thal für plötzlich geschlossen hält, suchte mein Blick die Trümmer des Falkensteins, und entdeckte sie endlich zuhöchst auf dem Nacken eines Felskegels, und es ergriff mich ein Gefühl gerade so schauerlich, wie die Sagen, welche von dieser Burg im Munde des Volkes leben (23).

---

(23) Eine derselben ist mitgetheilt in meinem Wegweiser: „Das breisgauische Freiburg und seine Umgebungen. Freib. 1838." S. 66. Die Geschichte aber erzählt: „Ein falkensteinischer Unterthan aus dem Kirchzahrter Thal war mit seinem Schwiegersohn, einem armen Hintersäßen von Freiburg, so zerfallen, daß er sich von den Gebrüdern Dieterich und Werner von Falkenstein bereden ließ, denselben gefänglich auf das Schloß zu bringen. Als dies geschah, wußte sich die schwangere Frau des Gefangenen mit hinein zu stehlen; man legte sie aber gekettet in eine Stube, wo sie andern Tags ganz hilflos ein todtes Kind gebar. Während sie nun entlassen wurde, und nach Kirchzahrten ging, um das Kind zu begraben, berieth man sich zu Falkenstein über ihren Mann,

BAD GRIESBACH IM RENCHTHALE.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Landesbibliothek

Wo das Höllenthal sich in die Ebene aufthut, hat man rechts die Feldmarken um Wisneck (24), links in einiger Vertiefung das üppige Wiesland von Kirchzarten. Diese kleine Landschaft, von den Waldungen der beiderseitigen Bergabhänge eingerahmt, vom Osterbach, Höllen- und Ibach durchflossen, mit einer Menge herrlicher Baumgruppen und malerisch gelegener Landwohnungen geschmückt, und durch die freie Aussicht nach Freiburg und an die Vogesen belebt, bietet ein so liebliches Bild, trägt überall so sehr das Zeichen des Segens, und gewährt einen so heimischen Aufenthalt, daß man vollkommen Recht gethan hat, sie im Gegensatze zu ihrer wildromantischen Nachbarschaft das Himmelreich zu nennen. Ich durchzog diese Gefilde, auf denen der Silberschaum des Mondes wie ein durchsichtiger Schnee in zauberischer Beleuchtung lag, mit einem Herzen, welches von jenem Paradoron etwas empfand, „die Nacht ist schöner als der Tag".

---

und stürzte ihn zuletzt vom höchsten Punkte der Burg in den Abgrund hinab. Einige Tage hernach erfuhr die Frau das Schicksal des Unglücklichen. „Da ging sie, wie die Verhörsakten erzählen, mit ihrem kranken Leib von Freiburg wieder gen Falkenstein unter die Burg, an die Halde, und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und schuf da, daß er begraben ward im Falkensteiner Thal zu St. Oswals Kirchen." Hierauf aber trat das verlassene Weib mit dem vollen Schmerze ihres Verlustes racherufend vor den Rath zu Freiburg, und dieser zögerte nicht, vom rothweilischen Hofgerichte über Falkenstein die Acht zu erwirken, und sofort das Raub- und Mordnest durch die Stadtmannschaft zerstören zu lassen." Dieses geschah im Jahr 1390.

(24) Wiesneck, oder besser „Wieseneck", war eines der ältesten Schlösser im Breisgau. Auf dieser Zwingburg saßen die Schnewlin und Blumeneker, jene blutbefleckten Vögte von St. Märgen. Die Schandthaten von Wiesneck bilden ein würdiges Gegenstück zu denen von Falkenstein.

Uebersicht der Schicksale Ladenburgs (1).

Es ist bekannt, daß die Römer schon vor Christus Städte am Rheinstrom gegründet; daß im Zeitalter des Augustus, nach der Auswanderung der Markomannen die Fruchtbarkeit des Rheinthals bald neue Pflanzvölker aus den angränzenden Provinzen Galliens dahin gelockt; daß ein Haufe von Abenteurern sich des zweifelhaften Sitzes bemächtigt und die Oberherrlichkeit des römischen Reichs anerkannt; daß unter Trajanus das ganze Land nicht nur zwischen dem Rhein, dem Main und der Donau, sondern auch zwischen dem Neckar und dem Main der rheinischen Provinz einverleibt und das Zehntland (2) genannt worden; daß endlich die römischen Denkmäler bei uns aus der Zeit der Antonine, manche freilich aus jener des Probus, Maximian und Valentinian stammen (3). Von dem Kampfe um das deutsche Rheinland heben wir nur die Begebenheiten heraus, welche unsere Gegend an der Bergstraße berühren: eine mörderische Schlacht gegen die Alemannen, die Gründung eines festen Platzes am nächsten Rheinufer und die versuchte Anlage einer Bergveste jenem erstern gegenüber.

---

(1) Auszug aus einer größern Arbeit über diese Stadt, welche Herr Professor Schuch in Bruchsal dies Jahr herauszugeben gedenkt, um „seinen Ladenburgern ein längst gegebenes Wort zu erfüllen". Die wenigen Anmerkungen haben wir dem Aufsatze beigefügt.

(2) Man thut besser, die bezeichneten Gegenden ein römisches Vorland zu nennen, als den gewöhnlichen Namen Zehntland beizubehalten, da Niebuhr dargethan hat, daß die *agri decumates* nicht vom Zehent, sondern von der Art ihrer Vermessung und Austheilung diese Benennung erhielten.

(3) Vrgl. Wagener, Handb. der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer. Weimar, 1842.

Um die Mitte des Jahres dreihundert acht und sechszig zogen die beiden Kaiser, Vater und Sohn, ungehindert über den Rhein und erblickten endlich die Alemannen, welche all' ihre Habe in die innern Waldgegenden zurückgeschafft, und ihre Stellung bei Solicinium nahmen, auf einem steilen und unzugänglichen Berge, Pirus genannt, der nur nach Norden hin eine sanftere Neigung hatte. Valentinian schlug ein Lager, besetzte den Berg, erstieg denselben, und lieferte eine für beide Theile verderbliche Schlacht; die Alemannen retteten sich zerstreut in den Wäldern, der Kaiser kam beinahe selbst in einem Sumpfe um, zog sich nach Trier und feierte mit kostbarem Triumphe den zweideutigen Sieg. Mit diesem Berichte des Ammianus stellt man jene Verse des Dichters Ausonius zusammen, worin er die „Verdrängung der Feinde über den Neckar, über Lupodunum, über die den römischen Jahrbüchern unbekannten Quellen der Donau" (4), so ruhmredig und pomphaft besingt.

Wo sind nun diese Oertlichkeiten zu suchen? Wer Solicinium am obern Neckar oder im Breisgau sucht, muß demgemäß auch für Lupodunum in jenen Gegenden eine Stelle ausmitteln, wie denn Mehrere den Flecken Lupfen am Schwarzwalde in der Nähe der Donauquellen dafür halten. Wer jenes nach Sulzbach, Sinsheim oder nach Schwetzingen verlegt, muß Lupodunum folgerecht auf die Stelle, oder in die Nähe unseres Ladenburg versetzen, und unter dem Pirusberge wäre dann der Heiligenberg, oder besser Königstuhl zu verstehen (5).

Das Jahr dreihundert neun und sechszig war besonders durch die großen Befestigungs- und Verbindungsarbeiten ausgezeichnet, welche Valentinian längs des ganzen Rheins unternahm. „Dieser Kaiser", heißt es bei Ammianus, „befestigte den ganzen Rhein, von der Gränze Rhätiens bis an die Meerenge des Oceans, durch große Bauwerke, indem er feste Plätze und Kastelle auf den Höhen und eine Reihe von Thürmen an den günstig gelegenen Stellen anlegte. Zuweilen führte er auch jenseits des Flusses solche Werke auf, welche das Gebiet der Barbaren berührten. Endlich, als Valentinian bemerkte, daß eine

(4) Diese Verse heißen wörtlich:

„Hostibus exactis *Nicrum* super et *Lupodunum*,
Et fontem Latiis ignotum annalibus *Histri*."

(5) Ausführlich handelt hierüber die Dissertatio de *Lupoduno* von Häfelin in den Act. Palat. III, 185.

hohe und sichere Befestigung, an welcher der Neckar vorbeiströmte, durch den Andrang der Wogen allmählig untergraben werden könnte, so dachte er dem Laufe des Flusses eine andere Richtung zu geben, und ließ mit Beirath kundiger Wasserbaumeister von zahlreicher Mannschaft Hand an das schwierige Werk legen. Viele Tage lang brachte man damit hin, zusammengefügte Formen von Eichenholz in das Flußbett zu legen und mit großen Pfählen zu befestigen; aber sie wurden von dem anschwellenden Gewässer verschoben und durch die Gewalt der Strömung aus dem Zusammenhange gerissen. Doch siegten des Kaisers ausharrender Eifer und die Anstrengungen der dienstwilligen Soldaten, welche bei der Arbeit oft bis an's Kinn im Wasser standen. Und so wurde endlich mit Aufopferung einiger Leute die Veste der Gewalt des brausenden Stromes entzogen." Hierauf bezieht sich zuverläßig auch die Stelle des Symmachus, worin derselbe von einer Veste am Neckar und Rheine spricht, von angelegten Dämmen, Thürmen, von einem Schlosse mit vergoldeter Zinne oder Kuppel (6). Diese Dinge aber sucht man mit vollem Rechte bei Mannheim oder Feidenheim, wo noch jetzt bei niederem Wasserstande große Holzblöcke im Strombette bemerkt werden. Und die andere Veste auf dem mons Piri mag bei Heidelberg zu suchen seyn, da die auf dem Heiligenberg noch befindlichen Mauerwerke ihren Grundlagen nach römisch sind, und die aufgefundenen Inschriften und Bildwerke, namentlich das von Kreuzer beschriebene Mithreum, den dortigen Bestand einer Römerveste über allen Zweifel erheben (7).

Noch deutlicher ist aus Ladenburgs Namen zu erweisen, daß es das Lupodunum der Römer war. In den ältesten Urkunden und im Munde der Franken hieß unsere Stadt Luboduna oder auch Lupoduna. Dieser Name aber ist gallischen Ursprungs, wie alle auf dunum, welches im Keltischen einen Hügel anzeigte und bei den Niederländern heutzutage noch einen erhabenen Ort bezeichnet. Solches paßt nun ganz auf Ladenburg, das höher liegt, als die Feldebene umher. Also haben nicht die Römer, sondern die Kelten den Ort gegründet, jene ihn aber glanzvoll umgestaltet, was schon die alten Bautrümmer beweisen. Als endlich die Deutschen sich des Rheinthales wieder bemächtigten, so bezeichneten sie die keltisch-römischen Städte mit

---

(6) Vrgl. *Schöpflin*, Aleman. antiquitat. bei Wegelin, thesaur. rer. Suevic. I, 37. *Brechenmacher*, notit. Suev. antiquae. Daselbst, 172.

(7) Kreuzer, das Mithreum bei Mannheim. Heidelb. 1838.

dem einheimischen „Burg", welches den Namen derselben angehängt wurde. Aus einer solchen Zusammensetzung entstund das altfränkische Lobodunburg, Lobedenburg und Lobdenburg, als Name der Stadt, wie das entsprechende Lobodungow, Lobedengau und Lobdengau als Bezeichnung der umliegenden Landschaft. Später schrieb man Laudenburg, Londenburg, zierlich Lobodo Castrum (8), und noch steht zum Andenken an die alte Würde im Stadtwappen und Sigille eine Burg mit zwei spitzen Thürmen.

Von den vielen römischen Denkmälern nennen wir hier nur diejenigen, welche unsere Stadt als Hauptort der Gegend bezeichnen. Bei Schrießheim nämlich, an der den Römern schon bekannten Bergstraße, entdeckte man ein ordentliches römisches Begräbniß, oder vielmehr eine Gattung von unterirdischen Gräberkammern, welche längs der Wände Nischen hatten, von denen jede einen oder auch zwei Aschenkrüge aufnahm, also ein columbarium (9); näher bei Ladenburg aber, beim Rosenhof, welcher sicher eine römische Villa war, ein Bad von ziemlich beträchtlichem Umfange, mit unterirdischen Gängen und Kanälen, wodurch das Wasser in Deicheln her- und abgeleitet wurde (10). Ferner entdeckte man ein Anaglyph des Mithras, einen Gelübdenaltar von bergsträßer Granit, verschiedene Anticaglien, bronzene kleine Idole und eine Menge Münzen.

Den Römern in der dekumatischen Provinz, wo schon Ackerbau, Gärtnerei, Weinbau und Baumzucht blühten, und Künste, Gewerbe und Handel getrieben wurden, suchten während des vierten Jahrhunderts verbündete Deutsche, unter dem Namen Alemannen, jeden Schritt streitig zu machen, und durch sie und ihre Einwirkung auf das römische Reich gingen alle jene höchst zweckmäßigen Anordnungen der Kaiser wieder zu Grund, welche die Sicherheit gegen äussere Feinde, Ruhe, Ordnung und einen geregelten Staatshaushalt im Innern zum Ziele gehabt. Nachdem verschiedene alemannische Könige einen Gau nach dem andern erobert, und die Römer sich nicht mehr halten konnten, wurden die römischen Städte, Flecken und Festungen zerstört,

---

(8) Im Lorscher Codex erscheint der Name in folgender Schreibart: *Loboduna* civitas, *Lobodo* castrum, *Lobedunburc*, *Lobotenburc*, *Lobdenburc*, *Laudenburc*.

(9) Ausführlich beschrieben von Schöpflin, Dissertatio de *Sepulcro Romano* prope Schrishemiam reperto. Acta Palat. II, 107.

(10) Beschrieben von Häfelin, Dissertatio de *Balneo Romano* in agro Lupodunensi reperto. Acta Palat. III, 213.

und das Land auf weithin von den siegenden Schaaren überschwemmt. Und wer weiß, was ihre Nachkommen noch unternommen haben würden, wenn nicht ein noch mächtigeres deutsches Volk, die Franken, zu Ende des fünften Jahrhunderts die Alemannen besiegt, und, wo nicht auf einen Schlag, so doch allmählig gezwungen hätten, sich mit ihnen zu vereinigen und eine Bundesgenossenschaft zu bilden, wobei die Alemannen zwar die Hoheit der fränkischen Könige anerkannten, aber gleichwohl ihre eigene Verfassung noch behielten, wie ihren heidnischen Glauben. Auch ihre eigenen Herzoge behielten sie, bis die Politik der aufstrebenden merovingischen Hausmaier in ihnen einen großen Feind ihres Zweckes gewahrte, und die alemannische Herzogswürde gewaltsam aufhob. Von dem an verwalteten bloße Grafen das Land unter der Aufsicht der Kammerboten.

Diese Grafen wußten sich in kurzer Zeit überwiegend reich und mächtig zu machen, so daß die allgemeine Volksfreiheit unter ihrer Obwaltung fast völlig erlag. Bei uns war die Familie Chancors, des Grafen im Oberrheingau, eine der vornehmsten. Williswinda, seine Mutter und Graf Ruperts Wittwe, gründete mit ihrem Sohne das berühmte Lauresheim oder Lorsch, und vergabte dahin auch Güter im angränzenden Wormsgau, welche sie von ihrem Vater Adelhelm ererbt hatte. Graf im Lobdengau aber war damals Warin, ein Ahne des salischen Kaiserhauses, welcher zu Ladenburg gewohnt zu haben scheint (11). Sein Land- oder Gaugericht hielt er auf dem benachbarten Stallbühel, dessen schon unter Dagobert dem Ersten urkundliche Erwähnung geschieht. Denn dieser gegen die Geistlichkeit so ausschweifend freigebige König vermachte der Domkirche zu Worms all' seine Besitzungen im Lobdengau, mit einziger Ausnahme der königlichen Steuer und Gerichtsbarkeit, welche fortwährend von Grafen verwaltet wurden, bis Kaiser Heinrich der Heilige auch sie an jene Kirche überließ. Die Grafschaft des Lobdengaues war also stiftwormsisches Eigenthum, und die Verhältnisse forderten es, daß die Domkirche ihren Schirmherrn, den Pfalzgrafen bei Rhein, damit belehnte, wodurch dieser seine Macht in unserer Gegend bedeutend vermehrt und befestigt hat.

Betrachten wir aber die dagobertische Urkunde etwas näher. Der König führt darin unter den verschenkten Besitzungen zuerst die „Stadt

(11) Die lobdengauischen Grafen zählt Lamei auf: Descriptio *Pagi Lobodunensis* Acta Pal. I, 215.

Ladenburg" auf und seine dortige „Pfalz" (12). Der Ort also, welcher von den Römern als Mittelpunkt der Landschaft zum städtischen Range erhoben worden, hatte diese Eigenschaft auch während des Sturmes der Völkerwanderung bewahrt, und gedieh unter den Merovingern als befestigte Stadt, als castrum und civitas, im Besitze eines Königshofes (palatium) und eines Marktes (mercatus), abermals zum Hauptplatze des Landes oder Gaues heran. Und sicherlich wäre Ladenburg in der Folgezeit zu einer namhaften Reichsstadt emporgeblüht, hätte der König es nicht an die Kirche zu Worms vermacht, unter deren Herrschaft eine weitere Entfaltung des städtischen Wesens nicht mehr möglich war. So verlor das uralte Ladenburg durch diese Schenkung seine frühere Bedeutung, und lebte fort als eine kleine, beschränkte, gewöhnliche Landstadt, während neben ihm das weit jüngere Heidelberg, wie das ganz moderne Mannheim in glänzende Aufnahme kamen.

Es verliert daher auch die Geschichte unserer Stadt ihre Merkwürdigkeit. Aus der ganzen Zeit des frühern Mittelalters verdient kaum etwas Mehreres einer Erwähnung, als daß die Bischöfe von Worms in dem altehrwürdigen Königshof, welchen man den Saal nannte, ihren Wohnsitz nahmen, wodurch Ladenburg wieder einiges Gewicht erhielt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts begannen aber die Verpfändungen, welche auch hier, wie bei andern Städten, die nachtheiligsten Folgen hinterließen.

Bischof Salmann war mit Graf Walrav von Spanheim in einen Streit gerathen, welcher unter Bischof Dietrich im Jahre dreizehnhundert drei und sechszig dahin verglichen wurde, daß dem Grafen die Stadt Ladenburg mit dem Schlosse Stein, jedes zur Hälfte, als Schadloshaltung für drei und zwanzigtausend Florenzer Gulden auf so lange pfandweis eingeräumt werden solle, bis das Pfand wieder eingelöst werden könne. Damit waren aber einige andere Herren nicht zufrieden, namentlich die Ritter Wolf von Meckenheim, Gerhard

(12) Das Diplom vom Jahre 638 sagt wörtlich: *Dagobertus*, rex Francorum, cunctos nosse volumus, qualiter omnes res juris nostri in pago *Lobedungowe*, excepto stipe et comitatu, tradimus ad basilicam S. Petri in *Wormatia* civitate, hoc est: Civitatem nostram *Lobedunburg*, palatium nostrum, aedificia, mancipia, vineas, terras cultas et incultas, agros, prata, campos, omne sylvaticum in sylva *Otenwalt* cum omni utensilitate, aquas aquarumque decursus cum piscationibus, omne teloneum, mercatum, et quicquid dici aut nominari potest." *Schannat*, hist. episc. Wormat. I, 309.

*

von Odenbach, und die Edelknechte Zenchin von Meckenheim und Raffan von Dalheim; sie bekriegten den Grafen, nahmen ihm seinen Antheil und verkauften denselben zu Erb und Eigenthume an den Pfalzgrafen Ruprecht den Ersten um sechstausend Gulden. Simon von Spanheim, Walravs Sohn, händigte hierauf die frühere Urkunde der Verpfändung dem Pfalzgrafen für ein und zwanzigtausend Gulden auf Wiederlösung ein. Selbst Bischof Eckard und das Kapitel wiesen im Jahre sechs und achtzig den Grafen Simon wegen dieser Pfandschaft an den Pfalzgrafen, welcher aus besonderer Neigung für Worms an dem Pfandschillinge sechstausend Gulden nachließ, und dem Stifte den alleinigen Besitz des Saals vorbehielt.

Der Pfalzgraf und der Bischof übten demnach die Gerichtsbarkeit über Ladenburg in Gemeinschaft aus, und theilten die Gefälle. Der pfälzische Antheil wurde aber im Jahre vierzehnhundert neun und achtzig von Kurfürst Philipp auf Wiederlösung an das Bisthum verkauft. Die ganze Stadt war also wieder stiftwormsisch, und blieb in diesem Zustande, bis Kurfürst Friedrich gedachte Hälfte wieder an sich brachte, worauf er die von ihm angenommene neue Glaubenslehre daselbst einführte, sich der Galluskirche bemächtigte, und selbige mit Johann Sylvanus besetzte, welcher nachher wegen versuchten Staatsverbrechens und überführten Arianismus zu Heidelberg enthauptet wurde. Ladenburg verblieb nun in solcher Gemeinschaft, und hatte nicht nur wegen der unter den Einwohnern entstandenen Religionsirrungen vieles Ungemach auszustehen (13), sondern mußte auch die traurigen Folgen,

(13) Die ladenburgische Reformations- und Kirchengeschichte ist im Kleinen ein getreues Bild der ganzen pfälzischen. Religiöser Fanatismus, Glaubenshaß, Ketzerriecherei, Verfolgung und Gewaltthat, Brutalität und Niedertracht trieben hier Jahrhunderte lang ihr abscheuliches Spiel, und wer die Akten darüber einsieht, muß empört seyn. Obgleich die eine Hälfte der Stadt an die Pfalz geliehen war, so verblieb die geistliche Gerichtsbarkeit, die Bestellung der Kirchendiener und dergleichen ungetheilt bei dem Bisthum. Der Bischof wohnte zu Ladenburg mit einem Pfarrer und Kaplan. Neben diese drängte sich aber bald ein Prädikant, welchen man von bischöflicher Seite aus gewähren ließ, bis er in seinem Reformationseifer zu weit ging, und die wenigen standhaft gebliebenen Katholiken vollends aus ihrem Gottesdienste zu verdrängen suchte. Jetzt wendete sich der Bischof an den Kaiser; es erfolgte ein scharfes Mandat, blieb aber ohne Wirkung, da die pfälzische Regierung, ohngeachtet des heilig beschworenen Religionsfriedens, Alles aufbot, den Katholizismus in Ladenburg gänzlich zu unterdrücken. Es kam dabei zu empörenden Vorfällen, welche den Bischof endlich nöthigten, die Stadt zu verlassen und sich abermals

welche Kurfürst Friedrich durch Annahme der böhmischen Krone seinen Erblanden zuzog, gleich andern pfälzischen Städten empfinden.

Im Jahre sechszehnhundert ein und sechszig gedachte Bischof Hugo Eberhard sein vermeintliches Wiederlösungsrecht auszuüben, und sich wegen des von Seiten der Protestanten angerichteten Schadens zu rächen, belagerte und eroberte unversehens die Stadt. Der schwerbeleidigte Kurfürst Karl Ludwig aber gewinnt einige Fürsten, erlangt Hülfstruppen, zieht vor Ladenburg, stürzt die Mauern nieder, wirft die Gräben zu und belagert den Bischof. Um dieses Feuer noch in Zeiten zu ersticken, wurde durch Vermittlung des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg die Sache auf einen schiedsrichterlichen Entscheid ausgesetzt, und dem Markgrafen Wilhelm von Baden nebst dem einstweiligen Besitze der Stadt übertragen. Als aber jene Fürsten sich nicht vergleichen konnten, brachte der darüber erzürnte Bischof seine Klage bei dem kaiserlichen Reichshofrathe an. Dieses Gericht entschied gegen den Pfalzgrafen und gebot demselben, bei Strafe von zehn Mark löthigen Goldes, jene Pfandschaft gegen baare Erlegung des darauf haftenden Geldbetrags innerhalb zweier Monate an den Bischof abzutreten. Hiergegen wendete sich der Kurfürst an die allgemeine Reichsversammlung, und stellte den Ungrund des reichshofräthlichen Urtheils mit so lebhaften Gründen dar, daß die Vollstreckung desselben ausgesetzt, die Sache also unentschieden blieb, da ohnehin durch die erfolgte Erlöschung der simmerischen Kurlinie und dem daraus entstandenen orleans'schen Erbfolgestreit dieser Federkrieg in Stockung gerieth.

Inzwischen wüthete hier jenes berüchtigte französische Heer, und verbrannte sechszehnhundert neun und achtzig den größeren Theil der Stadt; auch bei dem Mordbrennerzuge von sechszehnhundert drei und neunzig wurde sie ausgeplündert und niedergebrannt. Endlich kam

---

an kaiserliche Majestät zu wenden. Es erfolgte ein zweites Mandat — so wirkungslos wie das erste. Die verlassenen ladenburgischen Katholiken verloren nun Alles, ihren Geistlichen, ihre Kirche, und waren täglichen Chikanen und Beleidigungen ausgesetzt, bis ihnen die Besetzung der Pfalz durch die spanisch-baierischen Truppen zu Anfange des 30jährigen Kriegs ihr altes Recht wieder verschaffte. Aber nunmehr hob ein neues garstiges Spiel an — die gehässigsten Reibungen einer theils evangelischen und reformirten, theils katholischen Bürgerschaft, welche fast ununterbrochen fortdauerten bis in die neuere Zeit. Diese ladenburgische Reformations- und Kirchengeschichte soll der Gegenstand eines besondern Aufsatzes werden, da sie voll einzelner Züge ist, welche den Charakter und das Getriebe der damaligen Zeit höchst anschaulich machen.

Kurfürst Johann Wilhelm mit seinem Bruder Franz Ludwig, dem damaligen Bischofe zu Worms, in dem brüderlichen Entschlusse überein, alle zwischen Kurpfalz und dem Bisthum obwaltenden Irrungen zu vergleichen. Durch dieses Vergleichsgeschäft ward Ladenburg mit Neckarhausen sammt allen landesfürstlichen Oberherrlichkeiten und Gerechtsamen auf ewig erb- und eigenthümlich an Kurpfalz überlassen. Im Mai siebzehnhundert und sechs leistete die Stadt dem Kurfürsten den Huldigungseid, und wurde sofort zum Sitze eines Oberamtes erhoben.

Diese Schicksale erlitt die gute Stadt Ladenburg, welche während des Mittelalters auch einen ziemlich zahlreichen und angesehenen Adel inner ihrer Mauern aufnahm, und einige wohlverdiente Männer erzeugte; von jenen nennen wir die Familien Bettendorf, Bozheim, Hirschberg, Ullner, Kronenberg und Sickingen, von diesen aber den Domherrn Höst zu Speier (14), welchen Kurfürst Friedrich der Siegreiche als Hofprediger nach Heidelberg berief, und dessen Charakter in den pfälzischen Jahrbüchern mit den vortheilhaftesten Farben geschildert wird.

---

(14) Kämmerer, Gesch. der Stadt Ladenburg. Mannheim 1789.

Andreas Helmle.

Biographische Skizze.

Die Glasmalerei ist sicherlich eine deutsche Erfindung, und wurde schon im zehnten Jahrhundert von kunstfertigen Mönchen geübt (1). Sie bestund aber damals noch in einfacher Färbung der Gläser und deren mosaikartiger Zusammensetzung; erst im vierzehnten Jahrhundert gerieth man auf die eigentliche Malerei, wie wir solche an den Fenstern unserer alten Dome finden. Diese Kunst wurde in der Folgezeit zu einem bewunderungswürdigen Grade der Vollkommenheit gesteigert, und so allgemein verbreitet, daß nicht nur die meisten Kirchen und Fürstensäle, die Zimmer und Kapellen der adeligen Burgen, wie die Rathhäuser, Gesellschafts- und Zunftstuben der Städte, sondern selbst die Erker einzelner Bürgershäuser, wie der Wirths- und Gemeindsstuben auf dem Lande, damit geschmückt waren. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere der gelungensten Stücke einheimischer und fremder Glasmalerkunst aus ihrer Blüthezeit zu sehen (2); es liegt etwas Geheimnißvolles, Bezauberndes darin, und selbst der kalte Kritiker wird gestehen müssen, Zeichnung, Färbung und Behandlung seyen vortrefflich.

---

(1) Der Mönch Theophilus, welcher zu Anfange des eilften Jahrhunderts lebte, beschreibt das Verfahren der damaligen Glasmaler.

(2) Herr Vinzenz in Konstanz besitzt eine Sammlung von Glasgemälden, welche aus den Zeiten der ersten Versuche in dieser Kunst, und so aus allen ihren Perioden bis zu den letzten Arbeiten im 17ten Jahrhundert, eine reiche, bewundernswerthe Reihe von Exemplaren enthält. Diese seltene Sammlung ist in dem herrlichen Saale der ehemaligen Domschule placirt, und kein Freund alterthümlicher Kunst wird sie verlassen, ohne gestehen zu müssen, daß ihm ihre Betrachtung den höchsten Genuß gewährt habe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Diese herrliche Kunst ging aber während des siebzehnten Jahrhunderts, theils durch die Wirren des dreißigjährigen Kriegs, theils durch die Herrschaft des neuen Baugeschmacks, völlig verloren, oder vielmehr, sie gerieth völlig in Vergessenheit, und es war unserer in allem Technischen so fruchtbaren Zeit vorbehalten, dieselbe mit erneutem Eifer wieder in's Leben zu rufen. Und abermals waren es die Deutschen, denen dieses Verdienst gebührt. In einer durch alterthümliche Kunst berühmten Stadt, in Nürnberg, und in einer durch technische Kunstfertigkeit bekannten Gebirgsgegend, auf dem Schwarzwalde, waren die Männer geboren, welche in der Geschichte der Wiedererfindung der Glasmalerei obenan stehen.

Im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts gelang es dem Sigmund Frank zu Nürnberg, alle die Mittel zu entdecken, deren man zur Ausführung von Glasgemälden im bessern Geiste bedarf, und die Arbeit, welche von ihm in den Dom zu Regensburg geliefert wurde, berechtigte zu der sichern Erwartung, daß sofort das Beste könne geleistet werden. Ohngefähr zu derselben Zeit (3) machte Andreas Helmle zu Freiburg im Breisgau die nämliche Entdeckung, ohne Ahnung von den Leistungen Franks, und unter weit schwierigeren Verhältnissen, aber mit einer Geduld und Ausdauer, welche ihm die Krone des ungeschmälerten Verdienstes erwerben.

Helmle wurde am eilften November siebzehnhundert vier und achtzig zu Breitnau (4) auf dem Schwarzwalde geboren. Sein Vater war ein unbemittelter Bauersmann, und beschäftigte sich neben dem Betriebe seines kleinen Gutes mit allerlei Schnitzwerken, mit Verfertigung von Gewehrschäften, von kleinen Figuren für die Spieluhren, von Kruzifixen und dergleichen. Die starke Anzahl seiner Kinder nöthigte die erwachsenen derselben, frühzeitig bei den benachbarten Bauern als Hirtenknaben in Dienste zu treten; den neunzehnjährigen Andreas führte das Geschick aber dennoch auf die seinem Talent entsprechende Bahn. Er entlief seinem allzu harten Dienstherrn, und kam zu einem Uhrenschildmaler in die Lehre. Nach vier Wochen glaubte der Junge so viel von diesem Handwerke zu verstehen, daß er nach Haus zurückkehrte und es auf eigene Faust betrieb. Sein Vater, welcher sich früher

(3) Herr Boisserée könnte die beste Auskunft geben, ob die Frankischen oder die Helmleschen Versuche die ersten waren.

(4) Das Pfarrdorf Breitnau liegt oberhalb des Höllenthals, vier Stunden von Freiburg.

schon, obwohl mit geringem Erfolge, in der Schildmalerei versucht hatte, leistete ihm seine Hilfe dabei, und siehe da — es gelang!

Inzwischen kehrte auch der älteste Sohn Lorenz in die Heimath zurück, ergriff ebenfalls die Schildmalerei, und das talentvolle, fleißige Brüderpaar arbeitete nun mit so glücklichem Fortgang, daß sie bald als die besten Schildmaler in Ruf kamen. Andreas aber fühlte in sich einen höhern Trieb; er versuchte das Porträtmalen, es gelang ihm auch dieses erfreulich, und ermuthigt hiedurch, begab sich der strebende junge Künstler nach Freiburg, wo die Kunst noch immer ihre gebührende Würdigung fand. Nach einem dortigen Aufenthalte von mehreren Jahren ging er nach Kolmar, Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart und Konstanz — da wurde sein künstlerisches Bestreben auf einige Zeit unterbrochen: es ertönte an die deutsche Jugend der Aufruf zu den Waffen gegen Napoleon; Helmle trat freiwillig in die Reihen, und diente drei Jahre als Kanonier im Befreiungskriege.

Mit der Wiederkehr des Friedens kehrte auch Helmle wieder zu seiner Kunst zurück. Er begab sich nach Freiburg, wo man damals mit der Reinigung und Verschönerung des Münsters beschäftigt war. Ein Haupttheil dieser Arbeit sollte in der Herstellung und Vervollständigung der dortigen Glasmalereien bestehen. Der Glaskünstler Hermann erbot sich, dieses zu übernehmen; da derselbe aber weder zeichnen noch malen konnte, so verband er sich mit Helmle. Beide versuchten nun ihr Glück, der Eine in der Glas- und Farbenbereitung, der Andere in der Malerei; allein vergeblich — es wollte nichts gelingen. In dieser mißlichen Versuchszeit hatte Hermann eine Reise zu machen, und da ihm ahnete, daß sein Gehilfe doch endlich das Geheimniß entdecken möchte, so verbot er ihm, während seiner Abwesenheit etwas Weiteres zu unternehmen. Helmle jedoch hatte keine Ruhe, er laborirte fort, und ein warmer Freund der alterthümlichen Kunst, der Komthur von Reinach, unterstützte ihn auf's Theilnehmendste darin. Endlich, nach unermüdlichen Versuchen, gelang Einiges, und die Spur war gefunden. Indessen kehrte Hermann von seiner Reise zurück, und im Verdrusse über die Entdeckungen Helmles trennte er sich von ihm; jeder verfolgte nun seinen eigenen Weg, jener als Glasschmelzer, dieser als Glasmaler.

Helmle, fortwährend aufgemuntert und unterstützt von seinem edlen Gönner, begann jetzt mit allem Eifer zu forschen und zu versuchen. Er rief seinen Bruder Lorenz, welcher sich bisher zu Hause

mit der Schildmalerei abgegeben, als Gehilfen zu sich. Den vereinten Bestrebungen der talentvollen, emsigen Gebrüder konnte die Vervollkommnung ihrer Kunst nicht mislingen, nachdem sie einmal das Hauptgeheimniß derselben erhascht hatten. Es war im Jahre achtzehnhundert drei und zwanzig, als die ersten gelungenen Arbeiten aus ihrer Hand kamen, und von dem an arbeiteten sie so thätig und glücklich, daß von ihnen nicht allein bedeutende Werke in das freiburgische Münster (5), sondern bald auch nach Mainz, Köln, Berlin, Wien, Lyon und Davonshire geliefert wurden.

Bei diesen Arbeiten entwickelte sich das Talent des Lorenz Helmle immer bestimmter für die Zeichnung und Malerei, während sein Bruder, welchem die Ehre der ersten Erfindung gebührt, seinen Vortheil mehr im Technischen gewann, in der Glas- und Farbenbereitung, im Schmelzen und Einbrennen. Dieses Geschäft aber war auch das schwierigere und gefährlichere; der Dunst, der Farbenstaub und die stete Anstrengung untergruben allmählig die Gesundheit des unermüdlichen Mannes; er fing an zu kränkeln, wurde endlich auf das Siechlager geworfen und verschied, nach langen und schweren Leiden, am vierten Oktober achtzehnhundert neun und dreißig. Andreas hinterließ eine Wittwe mit zwei Mädchen und einem Knaben.

---

(5) Hier sind von ihnen die vier Evangelisten im fünften Fenster des südlichen Seitenschiffs, und die Leidensgeschichte Christi in den beiden Kapellen des Abendmahls und der Grablegung, welch' letztere Bilder der Herr von Reinach dem Andenken seiner Aeltern gestiftet hat. „Wir konnten, sagt Schwab, die sichere Hand, die mit flüssigen, glühenden Farben so Tadelloses geschaffen, nicht genug bewundern."

Die Herren von Staufen

im Breisgau.

Sicherlich eine der fruchtbarsten und merkwürdigsten Gegenden des Breisgaues ist diejenige von Staufen, zwischen den sanften, weinreichen Vorhügeln der mittäglichen Abdachung des Bölchen und Schauinsland. Von diesen beiden Häuptern, welche durch einen hohen Bergrücken zusammenhängen, ziehen sich, ziemlich parallel, zwei starke Gebirgsarme in südwestlicher Richtung und zuletzt mit einer nördlichen Beugung nach der Rheinebene hinaus, wodurch das (obere und untere) Münsterthal gebildet wird. Im Schoose dieses starkbewohnten Thales ruhten einst, nahe beisammen und bewacht von den Felsschlössern Regelsburg und Scharfenstein, die Benediktinerabtei Sankt Trutpert und das Bergstädtlein Münster (1), wovon jene in ihren stattlichen Gebäulichkeiten noch vorhanden, dieses aber bis auf den Namen verschwunden ist.

Am Eingange des Münsterthales aber, zwischen dem Neumagen (2), welcher aus demselben hervorrinnt, und dem letzten Ausläufer der nördlichen Thalwand, liegt das Städtlein Staufen mit seiner stolzen Burgruine, von Wiesen, Aeckern, Wein- und Obstgärten freundlich umgeben. Der Schloßberg ist ein kegelförmiger Hügel, was schon

(1) St. Trutpert war eines der ältesten Klöster in Deutschland, das mehrere Stifter zählt. Es wäre also wohl möglich, daß eine spätere Stiftung den ursprünglichen Ort verließ und die gegenwärtige, besser gelegene Stelle zwischen dem Neumagen und Pfaffenbach wählte, während auf der alten die Kirche, oder, nach damaligem Ausdrucke, das Münster stehen blieb, um welches sich dann mit der Zeit ein Städtlein der benachbarten Bergleute herangebildet haben mag.

(2) Neumagen ist offenbar keltisch-römischen Ursprungs (Neomagus), ein Beweis der uralten Kultur dieser Gegenden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sein Name bezeichnet (3), trägt ein vorzügliches Gewächs von Reben, und gewährt eine herrliche Aussicht auf die nächste blühende Umgebung und hinüber an die Vogesen. Die Trümmer, welche ihn krönen, zeugen von der Stattlichkeit des ehemaligen Schlosses, der Wiege eines in der breisgauischen Geschichte vielbenannten Rittergeschlechtes.

Staufen und das Münsterthal werden den Besuch des Wanderers immer belohnen. Vom nahen Badenweiler aus hat er die interessante Parthie über den Bölchen, und auf dem Rückwege über Sulzburg; kömmt er dagegen von Freiburg, so öffnet sich ihm das Herenthälchen, rechts mit dem Schünberg und links mit dem Gerstenhalm, wo man unvergleichliche Aussichten genießt. All' diese Gegenden sind ungemein reich an landschaftlichen Reizen. Wie imponirt der Koloß des hohen Gebirgs, wie bezaubert die Idylle des Thals, wie entzückt das Paradies der Aussicht!

Kehren wir aber zurück zu den Burgtrümmern, welche aus den blühenden Weinranken des Staufenbergs als graue Zeugen der Vorzeit hervorragen und dem Wanderer zurufen: „Auch hier hauste einst ein Geschlecht jener Ritter, welche der Glanz ihres Zeitalters, und leider der Fluch des Landmannes und Bürgers gewesen." Es war eines meiner Jugendvergnügen, die Schicksale der staufischen Adelsfamilie aus den Urkunden und Chroniken zusammenzustellen, und das Gedächtniß derselben durch meine Feder wieder zu erneuern; der Leser nehme diese Arbeit mit Nachsicht hin — man gibt das Beste, was bei Handen ist.

„Die Edlen von Staufen", sagt Kolb (4), „waren keine Edelknechte, sondern Nobiles; sie nannten sich öfters „Herren" und stunden unter dem römischen Reich. Sie besaßen bei der Abtei Sankt Trutpert einige Zeit die Kastenvogtei. Die Annalen dieses Klosters reden von harten Bedrückungen, welche es von seinen Schirmvögten zu leiden hatte, und von dem unglücklichen Ende, welches dieselben nahmen. Otto von Staufen kommt auch als Schirmvogt der Thäler Todtnau und Schönau vor. Gottfried der Aeltere nennt sich im Jahre zwölfhundert zwei und sechszig einen Ministerialen des Grafen von Freiburg. Als oberster Hauptmann gegen die Schweizer zeigte sich Martin sehr thätig. Die Edlen von Staufen wurden von Kaiser Friedrich

(3) Stauf bedeutet eine nach oben sich verengende Weinkanne, bezeichnete also die Kegelgestalt.

(4) Topograph. Lexikon von Baden. III, 241.

dem Dritten in den Reichsfreiherrenstand erhoben, als aber damals die breisgauischen Landstände aufkamen, entsagten sie ihrer Unmittelbarkeit wieder, und traten denselben bei. Sie hatten verschiedene Edelleute zu Vasallen. Ihre Familie erlosch im Jahre sechszehnhundert zwei, worauf das Erzhaus Oestreich den Erben die Allodien verabfolgen, die Lehen hingegen an sich ziehen ließ."

Diese Stelle enthält eine kurze Uebersicht der Schicksale des edlen Geschlechtes von Staufen, welches im Breisgau eines der ausgezeichnetsten war. Wir wollen sie Satz für Satz erläutern, und einige falsche Angaben berichtigen.

„Die Edlen von Staufen waren keine Edelknechte, sondern Nobiles." Dieses ist wahr und falsch, je nachdem man eine frühere oder spätere Zeit im Auge hat. Von Hause aus waren sie allerdings blos Edelknechte, denn sie gehörten zu den Dienstleuten, zum Gefolge (5) der Herzoge von Zäringen, und erhoben sich allmählig erst auf die Stufe des wahren Adels. Die Herzoge nämlich mußten für ihre zerstreuten Höfe und Schlösser verschiedene Maier und Vögte haben, und übertrugen diese Aemter natürlich den beliebtesten und getreuesten ihrer Dienstleute. So bestellten sie die Burgen Baden und Hachberg, so die Burg Staufen, welches uralte zäringische Allode sind. Da nun die Besoldungen damals nie in Geld, sondern in geliehenen Grundstücken bestunden, und die Aemter mit den anhangenden Lehen erblich vom Vater auf den Sohn gelangten, so begreift man leicht, wie sich die Familie eines Hofmaiers oder Burgvogts in den adeligen Rang emporarbeiten konnte. Man begreift es um so leichter, wenn man bemerkt, wie die Herzoge und Grafen den kaiserlichen Hofstaat nachahmten, und sich aus der Zahl ihrer Burg- und Gutsverwalter mit Mundschenken, Truchsessen und Marschalken umgaben, denen sie, um ihren Glanz zu erhöhen, die Ritterwürde ertheilen mußten. Auf diese Art konnte der geringste Leibeigene der Stammvater eines edlen Geschlechtes werden, und in der That hatten die meisten Familien des niedern Adels keinen andern Ursprung. Unter den zäringischen Dienstmännern trugen die Burgherren zu Staufen das erbliche Marschalkenamt (6). Hierzu erhielten sie in der Folgezeit noch weitere

(5) Nach den urkundlichen Ausdrücken: de familia, de domo Ducis; oder: ex hominibus, ex clientibus, ex ministerialibus Ducis. Vergl. den Rodel von St. Peter bei Leichtlen, die Zäringer.

(6) „Dominus G(otfridus) *marescalcus*." Urk. von 1215 bei Herrgott II,

Aemter, welche wieder mit neuen Lehen verknüpft waren. Sie wurden reich und angesehen, erwarben sich kauf- und erbweis eigenthümliche Grundstücke, Gülten und Gerechtigkeiten, rundeten diese Erwerbungen mehr und mehr ab, und gründeten so eine eigentliche Dynastie oder Erbherrschaft, deren Hauptort und Mittelpunkt das Schloß und Städtchen Staufen war (7).

„Sie besaßen bei der Abtei Sankt Trutbert einige Zeit die Kastvogtei." Diese Abtei war eine Stiftung der Grafen von Habsburg, welche auch die Schirmvogtei darüber führten. Da es ihnen aber mit der Zeit beschwerlich fallen mochte, dieselbe in eigener Person zu handhaben, so bestellten sie einen Untervogt, wozu Niemand geeigneter seyn konnte, als der Burgherr zu Staufen, der nächste Nachbar von Sankt Trutbert. Die staufische Familie erhielt sich sofort in ununterbrochenem Besitze der Schutzvogtei bis zum Jahre dreizehnhundert fünf und zwanzig, wo Abt Werner dieselbe an das Kloster kaufte. Da der dritte Nachweser dieses Prälaten aber ein geborner Herr von Staufen war, so ist leicht zu ersehen, wie sie unter ihm an die Familie wieder zurück gedieh.

„Die Annalen dieses Klosters reden von harten Bedrückungen seiner Schirmvögte, und von dem unglücklichen Ende, welches dieselben nahmen." Nichts war einträglicher und reizte mehr zu Anmaßungen und Misbräuchen, als eine Klosterkastvogtei. Denn es vereinigte dieses Amt die Handhabung aller weltlichen Gewalt, die Verwaltung aller weltlichen Geschäfte eines geistlichen Stiftes in sich. Was konnte da nicht überboten, eingezogen, verhehlt und unterschlagen werden! Um aber Sankt Trutbert mit seinen Hörigen und Leibeigenen vollends wie ein Eigenthum zu beherrschen, erbauten sich die staufischen Vögte zu beiden Seiten des Stifts besondere Zwingburgen, links über einer Nebenschlucht des obern Münsterthals, durch welche die Straße nach

---

221. „Gotfridus *marschalchus* et frater ipsius Wernerus de Stouphen." Urk. von 1220 bei Schreiber I, 47. „Wernherus *marschalcus* de Stouphin." Urk. von 1238. Daselbst I, 51. „G(otfridus) *marescalcus* senior de Stouphin." Urk. von 1246 bei Gerbert III, 148.

(7) Es ist nicht gewiß, zu welcher Zeit das nach Kirchhofen eingepfarrte uralte Dorf Staufen städtische Mauern und Rechte erhielt. Man vermuthet, daß es geschehen sey, nachdem die Bergstadt Münster durch Herzog Albrecht von Oestreich im Jahre 1346 gebrochen worden. Im Jahre 1370 empfangen die Gebrüder Walther und Otto vom Grafen von Freiburg das „Schloß und Städtlein Staufen" zu Lehen. Sachs I, 225.

Schönau führt, auf einer schwer zugänglichen Felsenspitze den Scharfenstein; und rechts auf dem Rücken des Berges, an dessen Fuße das obere und untere Thal sich scheiden, die Regelsburg, welche auch den westlichen Abhang des Gebirgs, gegen Staufen und Ehrenstetten, überwachen konnte. Beinahe alle Klostergeschichten sind voll von Klagen über solche Zwinghäuser, Bedrückungen und Gewaltthaten der Vögte, und das Zeitbuch von Sankt Trutbert (8) enthält durch mehrere Jahrhunderte beinahe nichts, als die Erzählung eines Kampfes zwischen den Aebten und Schirmherren auf Tod und Leben. Hören wir einige Akte aus diesem Drama.

„Als der edle Abt Hugo das Kloster unter den Bedrückungen der Kastvögte beinahe erliegen sah, nahm er zu Breisach ein Bürgerrecht, um von dieser Stadt einen mitbürgerlichen Schutz zu erlangen. Hierüber entbrannten nun jene in heftigen Zorn, und fingen an, den Abt dermaßen zu verfolgen, daß er sich flüchtig entfernen, und wenn ihn ein wichtiger Akt zurückrief, die verborgensten Pfade suchen mußte. Dies geschah lange Zeit, bis der greise Mann, des ewigen Ausweichens müde, einst wieder den geraden Weg nach dem Kloster einschlug. Da ließen seine Verfolger, am Eingange des Thals, hinter dem Gebüsche auf ihn lauern. Es war links und rechts kein anderer Durchgang möglich, hier mußte er vorbei, und schon lag die Faust am Schwerte, die ihn durchbohren wollte; aber der Herr erbarmte sich seines Dieners — ein Wunder half ihm davon."

„Hugos Nachfolger war Abt Heinrich. Unter diesem begannen die Bedrückungen aufs Neue, und erreichten einen beinahe unerträglichen Grad. Denn nicht allein, daß Herr Otto von Staufen, welcher damals das Schirmamt verwaltete, die Unterthanen des Gotteshauses durch ungerechte Steuern und Dienste, durch gewaltsame Entziehung ihrer Rechte und Güter unaufhörlich bedrängte, selbst die Klosterherren waren vor seiner frevelhaften Willkühr nicht mehr sicher. Ueberfiel er ja eines Tages mitten unter dem Gesang einen der Brüder mit gezücktem Dolch, dessen Spitze der Bedrohte nur durch eilige Flucht entging."

„Dieser nämliche Otto, als er den Herzog von Zäringen (9), welcher ihn sehr begünstigte, nach Frankfurt zu einem Fürstentag begleiten mußte, stahl dem Gotteshaus auch zwei Pferde, um sein Gepäck fortzuschaffen.

---

(8) Es ist abgedruckt in den Acta sanctorum, tom. III, pag. 135.

(9) Es war Berthold V, ein bekanntlich eben so großer Feind der „Pfaffen", wie sein Dienstmann.

Umsonst ermahnten ihn die Mönche, ehrerbietiger gegen den heiligen Trutbert zu seyn; drohend erhob er die Faust gegen das Kloster und schwur mit höhnendem Stolze, keinen Stein davon auf dem andern zu lassen, wenn er zurück seyn werde. Er kehrte aber nicht zurück. Denn als der Herzog auf dem Heimweg mit seinem Gefolge an einen überfrorenen Fluß gerieth, und Otto den Uebergang versuchte, fiel er durch einen Sturz seines Pferdes rücklings auf das harte Eis, wurde halbentseelt nach einer benachbarten Hütte gebracht und verschied daselbst."

„Nach diesem Ausgange Herrn Ottos erhielt sein gleichnamiger Vetter die Kastvogtei, ein eben so stolzer und gewaltthätiger Mann, der sich nicht scheute, den Sankt Trutbertinern auf einmal ihren ganzen Vorrath von dreihundert Mutt Getreide hinwegzunehmen. Gegen diesen Raub versuchten sie alle Mittel des geistlichen und weltlichen Gesetzes, aber vergeblich. Der Prozeß konnte zu keiner Entscheidung gebracht werden, und die verlassenen Brüder mußten ihr Heil im Gebete suchen. Endlich erhörte sie der Herr. Denn als Otto einen Bau am Schlosse Staufen unternommen hatte, den er aus Geldmangel nicht vollenden konnte, und auf das Gerüste trat, um den Werkleuten aufzukünden, glitt irgend ein Seil aus, wodurch er zu Falle gerieth und sich tödtlich verwundete. Seine Laufbahn war zu Ende; kaum hatte er noch so viele Zeit und Geistesgegenwart, seinen ältern Bruder und einige Minoriten an das Sterbelager zu rufen, um sein Haus- und Seelenheil zu besorgen. Die Mönche sprachen ihm ernstlich zu, und erinnerten an das Kloster Sankt Trutbert, dessen Prior sich unter ihnen befand. Da trug der Sterbende seinem Bruder feierlich auf, der gekränkten Kirche Alles wieder zu ersetzen, was er ihr jemals entrissen habe. Freudig vernahmen dies die Umstehenden und den brüderlichen Schwur der Erfüllung, und beteten für den Hingegangenen."

„Aber sein letzter Wille wurde nicht erfüllt. Der neue Kastvogt behielt wortbrüchig Alles zurück, bis ihn ebenfalls die Rache des Himmels traf. Er wurde taub. Vergeblich waren alle Mittel; selbst die berühmten Aerzte zu Montpellier verzweifelten an seiner Heilung, und so führte der Unglückliche unter Verwandten und Bekannten ein elendes, verachtetes Leben."

„Doch vermochte auch dieses Zeichen des göttlichen Zornes die Gewaltthätigkeit der Kastvögte nicht zu mildern. Als Herr Werner einst in einer Fehde gefangen worden, und eines schweren Lösegelds bedurfte, ließ er durch seinen Verwalter Ottrich nicht allein die sankttrutbertischen Unterthanen gleichsam brandschatzen, sondern vom Kloster

selbst ein Unterpfand für zwanzig Mark Silbers fordern. Was sollten die Brüder thun? Eine Verweigerung brachte Gefahr, und für die Gewährung war kein Rückersatz zu hoffen. In dieser Verlegenheit fielen sie auf den Gedanken, ihr größtes Kirchenkleinod, das Kruzifix mit der Heiligkreuz-Partikel, als Pfandstück auszuliefern, da der Kastvogt es nicht wagen würde, eine so geheiligte Reliquie in fremder Hand zu lassen. Sie schickten also den Bruder Sänger damit nach Krozingen, wo ihn Ottrich erwartete. Eine Menge Volks hatte sich versammelt. Der Verwalter bestieg sein Pferd, und der Mönch überreichte ihm das Heiligthum mit dem Ausrufe: O liebes Kreuz, geb's der heilige Trutbert, daß wir dich bald wieder zurückerhalten! Jener empfing es und gab seinem Pferde die Sporen. Aber siehe da — das Thier stutzte und war mit keiner Mühe vom Platze zu bringen. Ein freudiges Erstaunen ergriff alle Zuschauer, und Ottrich, welcher in dem Vorfalle einen Wink des Herrn sah, reichte das Kruzifix ehrerbietig zurück, worauf es der Sänger triumphirend wieder nach seinem Kloster trug."

Diese Geschichten beweisen zur Genüge, in welcher Art die Herren von Staufen die sankttrutbertische Kastvogtei verwalteten. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man daraus auf ihren Charakter und ihre Handlungsweise einen allgemeinen Schluß ziehen wollte. Die von der Klosterchronik beklagten Gewaltthätigkeiten mochten manchmal nichts Anderes als Repressalien oder der augenblickliche Ausdruck eines gereizten Zornes gewesen seyn; man weiß ja, wie sehr es die Mönche verstanden, auch die friedlichste Seele zu empören.

Andere Urkunden und Nachrichten belehren uns hinlänglich, daß die staufische Familie auch Männer von eben so gottesfürchtiger als ritterlicher Gesinnung erzeugte. Nur allzu fromm für das zeitliche Wohl seines Hochstifts war Herr Werner von Staufen, Bischof zu Konstanz ([10]); eben so tapfer für den Sieg der Kirche, als freigebig gegen geistliche Diener und Anstalten erwiesen sich Andere seines Hauses. So hatte der Marschalk Gottfried der Aeltere mit seinem Bruder und Sohn den Kreuzzug des Kaisers Barbarossa nach dem heiligen Lande mitgemacht, und war von der Tapferkeit der Lazariten zu Jerusalem so begeistert worden, daß er nach seiner Heimkehr zu Schlatt

(10) „Princeps erat *religiosissimus*, cui nihil potius fuisse legitur, quam divini officii diligens cura, ita ut ejus causa multa magni ponderis et momenti seponeret." Er war Abt von 1206 bis 1210. *Bucelin*, Constantia.

ein Kloster dieses Ordens zu gründen begann (11). Seine Vettern vollendeten es im Jahr zwölfhundert sieben und siebzig (12), während Gottfried der Jüngere zu Freiburg in den Johanniterorden trat, und demselben sein ganzes Erbtheil vermachte (13). Und so wäre aus den Archiven der Gotteshäuser, Kirchen und Spitäler der nächsten Umgegend und weiterhin noch manche Urkunde anzuführen, welche der Familie von Staufen ein Zeugniß der Gottesfurcht und Wohlthätigkeit im damaligen Sinne aufbewahrt.

„Otto von Staufen kommt auch als Schirmvogt der Thäler Todtnau und Schönau vor." Wenn ein so reiches und angesehenes Stift, wie Sankt Blasien, diesem Herrn die Vogtei über eine seiner wichtigsten Besitzungen anvertraut, so berechtigt uns dies zu einem vortheilhaften Schlusse auf dessen Charakter, und wir hätten hier einen neuen Beweis, welcher das harte Urtheil des sanktrutbertischen Jahrbuchs mildert (14). Freilich, in der spätern Zeit, als der Adel überhaupt ausartete, erscheinen auch die Herren von Staufen häufig wieder in schlimmem Lichte, nicht nur durch ihre Feindseligkeiten gegen das aufblühende Bürgerthum, sondern ebenso durch ihre Händel und Zerwürfnisse mit andern Edlen, wie in der eigenen Familie (15).

---

(11) Er schenkte dem Lazaritenhause zu Jerusalem nämlich ecclesiam S. Sebastiani in *Slatte*, sowohl mit dem Kirchensatz, als mit dem Hof, zu welchem derselbe von Alters her gehörte, mit allen Gütern und Rechten, unter der Bedingniß, daß in dieser Kirche ein Konvent von Brüdern oder Schwestern des Lazaritenordens errichtet werde. Urk. von 1220.

(12) Gottfried der Aeltere, sein Bruder Werner und ihr filius filii patruelis Diethelm bestätigen die Schenkung und Stiftung clarae memoriae *Gotfridi* dicti marschalk et Werneri fratris sui, damit der Orden die Kirche zu Schlatt in usus fratrum et pauperum domus S. Lazari hierosolimitani, ordinis beati Augustini, ad subsidium *terrae sanctae* redigeret. Urk. von 1277.

(13) Er übergibt, ad frugem vitae meliorem adspirans, dem Johanniterhaus se et sua, namentlich curtim et bona in *Heitersheim*. Urk. von 1272.

(14) Eine Urkunde Abt Heinrichs von St. Blasien, bei Gerbert, S. N. III, 218, ist besiegelt mit „sigillis Abbatis S. Trutperti, S. Blasii, nec non viri *circumspecti*, domini *Ottonis* de Stoufen, militis, *advocati* vallis in Schönaw."

(15) Urthelbrief des Raths von Freiburg über die Streitsache Hans, Burkhards und Berthelds von Staufen mit Hamann Schnewlin von Landeck ꝛc. von 1403. Alsdann die Urkunden über die Fehde Diethelms und Johanns von St. mit der Stadt Freiburg vom Jahr 1309 bis 1226, in Schreibers UB. 81 — 260.

„Gottfried der Aeltere nennt sich einen Ministerialen des Grafen von Freiburg." Ganz natürlich, denn bei Ausgange des herzoglichen Stammes von Zäringen erbten dessen breisgauische Allodien an die Grafen von Urach, welche sich hernach den Namen von Freiburg beilegten. Als aber im vierzehnten Jahrhundert das Haus Oestreich nicht nur diese Stadt, sondern auch die Landgrafschaft des untern Breisgaues an sich brachte, erscheinen auch die Edlen von Staufen als östreichische Vasallen. Ihre Herrschaft war also zuerst ein herzoglich zäringisches, alsdann ein gräflich freiburgisches und endlich ein erzherzoglich östreichisches Lehen.

„Als oberster Hauptmann gegen die Schweizer zeigte sich Martin von Staufen sehr thätig." Unter dem breisgauischen Adel wußte sich die staufensche Familie bei dem Erzhause bald in besondere Gunst zu setzen, und wir finden schon Herrn Jakob als östreichischen Hofmeister und Rath, seinen Bruder Martin als obersten Hauptmann im Breisgau und auf dem Schwarzwald, und dessen Sohn Leo als Statthalter der sämmtlichen Vorlande. Daß die Verdienste dieser Männer und ihrer Vorfahren um Oestreich nicht gering seyn konnten, geht aus den Urkunden genugsam hervor; am meisten aber hat sich Herr Martin ausgezeichnet, indem er, so zu sagen, die Seele der Hülfeleistungen war, welche die breisgauischen Städte und Landschaften dem Erzhause im alten Schweizerkriege dargebracht haben (16).

„Die Edlen von Staufen wurden von Kaiser Friedrich dem Dritten in den Reichsfreiherrenstand erhoben." Der staufischen Familie erging es nicht besser, als dem meisten Adel unter Oestreich; das Erzhaus benützte seine Leistungen und Opfer, spendete ihm ein gnädiges Lob, machte ihm Versprechungen — auf dem Pergament! Ein Beiname, ein Titel, eine Wappenzierde oder Standeserhöhung waren der endliche Lohn für die treue Darbringung von Gut und Blut. So ward Herr Leo von Staufen von Kaiser Friedrich in den Rang eines Reichsfreiherren erhoben, nachdem sein Oheim, sein Vater und Großvater im Dienste des Erzhauses einen großen Theil ihres Vermögens aufgeopfert hatten (17). Was für ein Ersatz diese Erhebung

(16) Vergl. Schreibers Urk. II, 490.

(17) Auf eine fast rührende Weise sprechen sie sich hierüber in mehreren Eingaben an den Erzherzog aus. Besonders klagte Herr Martin, „er habe viele Gülten verloren, stecke in Feindschaft und Schulden, alles um der Sache des Herzogs willen; er scheue sich, mit leerer Hand nach Hause zu gehen, wo ihn die Seinigen übel bewillkommnen würden; noch einmal erinnere er

*

war, mag aus dem Werthe hervorgehen, welchen die Familie darauf legte, indem sie dieselbe nach kurzer Zeit wieder aufgab. Es geschah dies, nachdem in dem vorländischen Oestreich jene landständische Verfassung aufgekommen war, deren Ursprung in der burgundischen Pfandschaft zu suchen ist (18).

„Sie hatten verschiedene Edelleute zu Vasallen." Werfen wir hier noch einen Blick auf das Emporsteigen der Herren von Staufen an der Leiter ihrer Adeligkeit. Unter den Herzogen von Zäringen erhoben sie sich aus der Klasse gewöhnlicher Dienerschaft zu dem Hofamte des Marschalken und wurden Ritter, verblieben jedoch fortwährend auch unter den Grafen von Freiburg in der Eigenschaft eines blosen Ministerial- oder Dienstadels. Erst in der andern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fingen sie an, sich „Edle" oder Nobiles zu nennen (19), und erst am Schlusse des fünfzehnten erscheinen sie im Range des hohen Adels, also beinahe ein halbes Jahrtausend nach ihrem Entstehen! Während dieses Zeitraums hatten sie eine Menge von Eigen- und Lehengütern, eine Menge von Gefällen und Rechtsamen erworben, und einen eigenen Vasallenadel um sich gesammelt. So trugen der Herr von Wessenberg das Dorf Feldkirch, der Herr von Reinach verschiedene Güter und Zinse zu Krozingen, Ehrenstetten, Kirchhofen, und Heitersheim, so die Familie Schnewlin Bärnlapp die Orte Laufen, Zizingen und Gütingen, nebst Güterstücken zu Feldberg und Güntersthal, so endlich die Edlen von Pforr, die Stürzel von Buchheim und die von Reischach verschiedene Grundstücke und Zehnten von ihnen zu Lehen (20).

„Ihr Geschlecht erlosch im Jahre sechszehnhundert und zwei." Der Sohn des Freiherrn Leo von Staufen war Anton gewesen, welcher den Georg Leo hinterließ. Es vermählte sich derselbe mit der Erbtruchsessin Margaretha von Waldburg, konnte aber keinen männlichen Nachkömmling von ihr erhalten. Dieser Mangel scheint nicht ohne

---

den Herzog an seine geleisteten Dienste und Opfer, und bitte um möglichste Restaurirung; was er in seinem Amte gethan, wolle er verantworten; er habe gehandelt, wie einem ehrbaren Manne gebühre."

(18) Vergl. Badenia I, 96.

(19) Meines Wissens ist der Schenkungsbrief, worin Herr Werner den Lazariten zu Schlatt ein Rebstück daselbst vermacht, mit dem „Datum in castro *Stophen* anno 1298", die erste Urkunde, welche einem Herrn von Staufen den Titel *nobilis* beilegt; früher heißt es immer nur dominus, miles.

(20) Verzeichniß der staufischen Lehenleute von Registrator Maldoner.

Einfluß auf seine Lebensweise geblieben zu seyn, denn er verschleuderte das staufische Vermögen, gerieth in dringende Geldnoth und endigte als ein berüchtigter Schuldenmacher. Nach seinem Tode zog das Erzhaus die Herrschaft Staufen als erledigtes Lehen ein.

Diesen schmählichen Ausgang nahm das edle Geschlecht von Staufen, nachdem es volle fünfhundert Jahre bestanden hatte (21). Seine Söhne wirkten als Vögte und Amtmänner, oder folgten der Fahne ihrer Lehensherren, oder traten in geistliche Orden; seine Töchter wurden gesucht von den Ersten des Landes, oder nahmen den Schleier. Im Ganzen war es durch die Gunst des Erzhauses und durch vornehme Verwandtschaften sehr einflußreich und sein Name sehr verbreitet. Denn wo unter dem vorländischen Adel glänzten die drei Kelche (22) nicht, und wo auf einer Ahnenprobe der breisgauischen Familien fehlten sie? Nun ist von alle Dem nichts mehr vorhanden, als einige hundert ihrer Urkunden, als die Trümmer ihrer Burgen und im Münster zu Sankt Trutbert die Gruft mit ihren Gebeinen (23). Dort ruhen sie friedlich im Schutze derselben Mauern, denen sie so oftmals die Zerstörung gedroht.

---

(21) Wahrscheinlich ist Ritter Adelbert, ein Bruder Kunos von Blankenberg, der Stammherr des staufischen Geschlechts. Denn im Rotulus sanpetrinus heißt es an einer Stelle: „*Cvono* de Blankenberc et frater ejus *Adalbertus*“, und an einer andern: „Miles Adalbertus de *Stoufen* et frater ejus Cvono de *Blankenberc*.“ Diese Brüder lebten unter Herzog Berthold III, als Wohlthäter der neugestifteten Abtei St. Peter. Die Familie von Blankenberg (deren Stammsitz mir unbekannt ist) erlosch wahrscheinlich mit Kunos Großenkel Egilolf, welcher ein Neffe Herrn Kunos von Falkenstein gewesen. S. Leichtlen, rotul. san-petr. num. 12, 21, 39, 40, 41, 83, 101, 126, 135 und 136.

(22) Bekanntlich führte die Familie von Staufen drei goldene Kelche im rothen Wappenschild. Da aus dem altdeutschen Stauf (Becher, Kanne) im Verlauf der Zeit sehr leicht ein Pokal oder Kelch entstehen konnte, so ist wahrscheinlich, daß es ursprünglich drei Staufe gewesen, wobei man unwillkürlich auf den Gedanken verfällt, daß dieselben die drei Schlösser Staufen, Regelsburg und Scharfenstein bedeuten mochten, welche sämmtlich auf kegelförmigen Anhöhen erbaut waren.

(23) „In ecclesia monasterii S. *Trutperti* sinistro comissus parieti lapis *Staufensium Baronum* insignia refert, sepulturam denotat antiquissimae familiae certus locus, nec alibi facile quam postremis annis recondi voluere.“ *Petri* Suev. eccles. 792.

Daniel Schöpflin.

Eine biographische Skizze.

Der Name Schöpflin ist in der gelehrten Welt rühmlichst bekannt, und wir Badener verdanken diesem Landsmanne das erste umfassendere, im Druck erschienene Werk über die Geschichte unseres Fürstenhauses; aber weder eine einheimische noch fremde Feder hat es bisher versucht, dem so vielfach verdienten Manne, durch eine Darstellung seines Lebens und Wirkens, für das größere Publikum ein kleines Denkmal zu setzen. Daher will ich diese Pflicht endlich zu erfüllen suchen, so weit es meine Mittel und der Raum dieser Blätter erlauben. Eine vita Schöpflini hat zwar schon zu Lebzeiten desselben einer von seinen Schülern, der badendurlachische Hofrath Ring, an's Licht treten lassen (1); da diese Arbeit jedoch eine blose Lobrede und überdies in lateinischer Sprache abgefaßt, auch längst aus dem Buchhandel verschwunden ist, so kann sie dem angedeuteten Zwecke nicht entsprechen, obwohl man ihr die Aufzählung der nähern Lebensumstände und eine ausführlichere Charakterschilderung Schöpflin's fast einzig und allein zu verdanken hat.

Was ich hier gebe, sollte vor Allem keine Lobrede seyn; denn für Männer, welche der Geschichte gehören, hat der schonende Satz: »de mortuis nil nisi bene« seine Geltung verloren. Schöpflin gilt als der Vater unserer badischen Historiographie; es haben aber vor und neben ihm noch andere Männer auf diesem Felde gearbeitet,

(1) Als Einleitung zu seiner Ausgabe der schöpflinischen Reden, welche unter dem Titel: „J. D. Schöpflini opera oratoria, panegyrici, orationes, alloquia, programmata, inscriptiones et alia“, 1769 zu Augsburg in zwei Quartbänden erschienen.

deren Verdienste durch den Glanz seines Werkes völlig verwischt worden sind, während dasselbe ohne sie wohl schwerlich einige Bedeutung hätte gewinnen können.

Schöpflin's Wirkungskreis als Lehrer und Schriftsteller war sehr ausgedehnt und von den erfreulichsten Folgen; aber sein Nimbus als des damaligen Orakels vaterländischer Geschichts- und Alterthumskunde verschwindet bei der Betrachtung seines eigenthümlichen Talentes, die gutmüthige Bescheidenheit emsigeren Fleißes und tieferer Gründlichkeit für sich zu benützen. Und so möge denn sein Bildniß in folgenden Zügen vor den Blick des Lesers treten, wie ich dasselbe aus den mir zugänglichen Quellen aufgefaßt habe — das erste Gesetz des Geschichtschreibers, die Wahrheit, war auch hier meine Richtschnur.

Unser Landsmann wurde am achten September sechszehnhundert vier und neunzig zu Sulzburg im Breisgau geboren; sein Vater war der dortige Beamtete Daniel Schöpflin und seine Mutter Anna Maria Bardolli. Nach Zurücklegung der Schule seiner Vaterstadt kam der eben so talentvolle als fleißige Knabe nach Durlach in das Gymnasium, und nachdem er dieses während eines Jahrfünfts vollendet, an dasjenige zu Basel, wo er nach kurzer Zeit die Hochschule betrat — ein Jüngling von kaum vierzehn Jahren! Man nahm ihn an dieser Anstalt mit vieler Liebe und großen Hoffnungen auf, und Schöpflin behielt auch seinen Fleiß; er besuchte mit Pünktlichkeit die Vorlesungen, namentlich Iselin's über Geschichte und Alterthümer, Battier's über griechische Sprache, und Bernoulli's über Philosophie, Physik und Mathematik. Von solchen Männern und durch fleißige Benützung sowohl der öffentlichen als der Iselin'schen Bibliothek in die höhern Wissenschaften eingeweiht, hielt er sich für hinlänglich vorbereitet, zu seiner völligen Ausbildung die benachbarte, damals so berühmte Hochschule von Straßburg zu beziehen. Seinen Abschied zu Basel feierte Schöpflin durch eine Dissertation über den Tergestinus Lapis, welche er in öffentlicher Versammlung so wacker vertheidigte, daß ihn seine Fakultät summis cum laudibus entließ.

Das heitere, lebensmuntere Straßburg mußte dem aufblühenden Musensohne besser gefallen, als das ernste, finstere Basel. Schöpflin gewann seinen neuen Aufenthalt in Bälde so lieb, daß der Wunsch in ihm rege ward, sein ganzes Leben unter den urbanen Straßburgern verbringen zu können. Und siehe da — das Schicksal gewährte ihm diesen Wunsch! Es geschah solches durch sein Verhältniß zu dem berühmten Kuhn, welcher ihn als Lehrer seines einzigen Sohnes zu sich

in das Haus und an den Tisch nahm. Schöpflin verlebte acht Jahre in dieser Stellung auf's Angenehmste, da er von Kuhn selbst wie ein Sohn gehalten und durch diesen väterlichen Freund in das Innere der Geschichte und Beredtsamkeit eingeweiht wurde. An der Hochschule übrigens hörte Schöpflin, ausser den kuhnischen Vorlesungen, bei Barth die Kirchengeschichte, bei Scherz die Moralphilosophie und bei Böhler das öffentliche Recht.

Der alte Kuhn mochte in seinem Zöglinge schon den einstigen Nachfolger erblicken; auf seine Veranlassung hielt Schöpflin im Jahre siebzehnhundert siebzehn eine öffentliche Rede über den Germanikus. Der Stoff, wie er denselben auffaßte, war schwierig, und die Erwartung des gedrängt versammelten Auditoriums höchst gespannt; wurde ihr nicht entsprochen, so war der junge Redner in eine üble Lage versetzt. Als derselbe aber geendigt hatte und die Katheder verließ, empfing ihn der ungetheilteste Applaus, und Alles bestätigte die Hoffnungen Kuhn's, welcher seine Freude hierüber öffentlich aussprach; die Rede aber ward auf Kosten der Hochschule gedruckt (2). Zwei Jahre nach diesem ersten Auftreten hatte Schöpflin die Ehre, seinem Lehrer Barth die Trauerrede zu halten, und bald hierauf erfüllte er auch seinem zweiten Vater diese schmerzliche Pflicht.

Kuhn's weitberühmter Lehrstuhl war also erledigt; man sahe sich aber nicht lange nach einem neuen Vertreter um, denn wer konnte desselben würdiger seyn, als Schöpflin. Einstimmig übertrug ihm der Senat diese wichtige Kanzel der Hochschule, und der Erfolg bewies es,

---

(2) „Oratio, qua sistitur *Germanicus*, rarum principis ad spem imperii nati exemplar. Argent. 1717." Professor Scherz machte auf diese erste Probe der schöpflinischen Beredtsamkeit folgende Verse:

„Laudabas nuper *Juvenem* de stirpe Neronum,
Qui de *Germanis* nobile nomen habet.
Quod dum fecisti, variis affectibus omnes
Implebas (tantum est robur in ore tuo).
Ast me, prae reliquis, summa admiratio totum
Vicerat, illa etiam nunc mea corda tenet.
Inde tuas nequeo vel nunc sat dicere laudes;
Attonita haec tantum dicere lingua valet:
Qui *Ciceronis* habet, ceu tu, et *Demosthenis* artes,
Et qui sic *Taciti* pondere corda premit,
Quisque ita *Kuhniadae* sequitur sublimia nostri,
Ille, vel invidia judice, summa meret."

daß man sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht hatte. Schöpflin war von der Natur ganz zum Redner geschaffen; er verband mit einem reichgebildeten Geiste und seltenen Gedächtnisse ein vortreffliches Organ und einnehmendes Aeussere, so daß er seinen Zuhörern immer gefiel oder sie hinriß. Ein solcher Lehrer mußte wohl eine große Zahl von Schülern herbeiziehen, und Schöpflin's gelehrter Ruhm war in kurzer Zeit schon so festgegründet, daß er auch in das ferne Ausland drang; sehr ehrenvolle Rufe nach Frankfurt an der Oder, und nach Petersburg bezeugen dies. Unser Landsmann aber blieb seinen Straßburgern getreu, und der Senat, in Anerkennung dessen, erhöhte seinen Gehalt, und sagte ihm zu einer Reise nach Frankreich, Italien und England seinen Beitrag zu.

Diese Reise unternahm Schöpflin im Jahre siebzehnhundert sechs und zwanzig, nachdem er kurz zuvor die Ehre gehabt, bei Gelegenheit der Vermählung Ludwig des Fünfzehnten mit der Tochter Königs Stanislaus von Polen, die herkömmliche Beglückwünschrede zu halten, welcher der letztere in eigner Person beiwohnte und daran ein solches Vergnügen fand, daß er den Redner als zweiten Cicero begrüßte und ihn mit einer goldnen Repetiruhr beschenkte. Schöpflin's nächstes Reiseziel war Paris, wo er die Bekanntschaft der an Rang und Gelehrsamkeit hervorragendsten Männer machte. Von da ging sein Weg über Lyon und durch Savoyen nach Italien, dessen bedeutendste Städte er nach einander besuchte, bis ihn Rom auf längere Zeit fest hielt. Denn die Aufnahme, welche er allenthalben, selbst in den Palästen der Kardinäle, fand, und die herrlichen römischen Alterthümer, wofür er eine so große Vorliebe mitgebracht, fesselten ihn dermaßen, daß er sich kaum loszureissen wußte. Aus Italien nahm Schöpflin seinen Weg über Parma, wo ihn Muratori dem Herzog vorstellte, nach Genua, alsdann zur See nach Marseille, und sofort durch Frankreich nach England. Hier brachte ihm London die ausgezeichnetsten Bekanntschaften, wie er sie in Paris und Rom gefunden; auch Orfort besuchte er, und kehrte dann durch Belgien in die Heimath zurück, wohin ihm die Aufnahmsdiplome der Londoner und Pariser Akademie nachfolgten.

Diesen Reisen reihte Schöpflin drei Jahre später eine nach Holland an, und eine abermalige nach Paris, wo er in der Akademie der Inschriften die statutenmäßige Rede vortrug. Nach seiner Zurückkunft lebte er wieder ruhig den Wissenschaften und seinen Vorlesungen, welche durch die gemachten Bekanntschaften und gesammelten Erfahrungen einen

neuen, erhöhten Reiz, und einen um so reichhaltigeren Stoff der Belehrung gewannen. Auch als Schriftsteller war er in dieser Zeit ungemein thätig; denn es traten eine Reihe größerer und kleinerer Abhandlungen von ihm an das Licht, darunter auf königlichen Befehl auch eine politische in französischer Sprache, über Polen (3), im Interesse Frankreichs gegen Oestreich.

Im Jahre siebzehnhundert sieben und dreißig erhielt Schöpflin einen Ruf als Lehrer der Geschichte und Politik nach Upsala; sed alia agebat mente. Er unternahm eine Reise durch Belgien, Deutschland, Böhmen und Ungarn, und besuchte die meisten Universitätsstädte, vorzüglich aber Wien, die alte Kaiserstadt. Hier verschaffte ihm Bartenstein eine Audienz bei Karl dem Sechsten, welcher den eleganten Gelehrten vieles über die ältere Geschichte des Erzhauses, über das Herzogthum Lothringen und ähnliche Gegenstände befragte, höchst gnädig entließ und zum Andenken an diese Unterredung mit dem kaiserlichen Bildniß in Brillanten beschenkte. Von Wien reiste Schöpflin nach Pesth, alsdann zurück nach Passau und Salzburg, sofort durch Baiern und Franken nach Mainz, und von da wieder nach Straßburg, wo sich indessen eine Menge junger Leute aus allen Theilen Europas eingefunden hatten, um die Vorträge des berühmten Mannes zu besuchen. Die erste literarische Frucht nach seiner Zurückkunft war das Programm auf die Säkularfeier der Druckerfindung mit einer kleinen Abhandlung über diesen Gegenstand, welche er später zu einem eigenen Buch erweiterte (4), worin überzeugend nachgewiesen wird, daß die Anfänge der wichtigen Kunst in Mainz und Straßburg zu suchen seyen.

Da sich Schöpflin schon längst mit dem Gedanken eines umfassenden Werkes über das Elsaß beschäftigt hatte, so unternahm er jetzt eine Reise in die Schweiz, um zu diesem Zwecke die dortigen Archive und Bibliotheken zu benützen. Er besuchte zuerst Basel, in dankbarer Erinnerung seiner dortigen Lehrer; alsdann Zürich, das helvetische Athen, und sofort alle klassischen Stellen des berühmten Heldenlandes; mußte aber früher, als vorbestimmt, nach Straßburg zurück, um bei der Ankunft des Königs daselbst demselben zu seiner Wiedergenesung

---

(3) „*Les armes du Roi iustifiés* contre l'apologie de la cour de Vienne. Strasbourg, 1734.“

(4) „*Vindiciae Typographicae*, cum documentis typographicarum originum primum editis et tabulis VII aere incisis. Argent. 1760.“

die Glückwünsche der Stadt und Hochschule darzubringen. Mit der glänzenden Rede, welche er bei dieser Gelegenheit gehalten, schloß der Nachfolger Kuhn's sein Redneramt, und die erledigte Katheder erhielt jetzt Rang, ein junger Mann, dessen Bildung er geleitet hatte.

Schöpflin, damals in seinem ein und fünfzigsten Altersjahr, noch völlig gesund und rüstig, sahe sich nun seinen Privatarbeiten ungestört überlassen, und verwendete seine Zeit zunächst auf die Ordnung seiner Bücher- und Handschriftensammlung, welcher im historischen Fache schwerlich eine andere Privatbibliothek gleichkam. Sie war mit Inschriften, Siegeln, Münzen, Vasen, Statuen und andern dergleichen Alterthümern bereichert und ausgeschmückt, und stund dem Fremden, wie dem Einheimischen offen. Diesen gelehrten Schatz, nachdem er ihn geordnet und vielfach erweitert, schenkte Schöpflin später der Stadt Straßburg, wofür ihm der Magistrat eine jährliche Pension von hundert Louisd'ors dekretirte.

Im Jahre siebzehnhundert sechs und vierzig wurde Schöpflin nach Lüttich an die Stelle des verstorbenen Vitriarius berufen; wie schmeichelhaft aber diese Berufung auch war, so verharrte er mit der alten Treue und Anhänglichkeit in dem geliebten Straßburg, wofür ihn kurz darauf eine seltene Ehre belohnen sollte. Ludwig der Fünfzehnte ernannte den gelehrten, treuen Diener zum königlichen Rath und Historiographen von Frankreich! Schöpflin reiste nun unverweilt nach Paris, um sich mit dem Kanzler Dagessau über die längst beschlossene Abfassung einer Geschichte und Beschreibung des Elsasses zu bereden. Dieser Schritt hatte auch den besten Erfolg; die gelehrte Arbeit wurde sub auspiciis regiis begonnen, und nach einem Jahrfünft schon legte der Verfasser den ersten Theil des Werkes zu den Füßen des Königs nieder, welcher ihm dafür eine jährliche Pension von zweitausend Pfund auswerfen ließ, und auf seine Verwendung die damals sehr gefährdeten Rechte der straßburgischen Hochschule neu bestätigte. Der zweite Theil der Alsatia illustrata erfolgte nach einem Jahrzehnt (5) — „innerhalb fünfzehn Jahren", ruft der Lobredner aus, „ein solches Riesenwerk des Fleißes und der Gelehrsamkeit! Wenn der Verfasser nichts Anderes geschrieben hätte, es würde allein schon hinreichen, ihn unsterblich zu machen."

Nach Vollendung dieses gelehrten und höchstverdienstlichen Werkes

(5) „*Alsatia illustrata* celtica, romana, francica (Tom. I, Colmar. 1751); germanica, gallica (Tom. II, ibidem 1761)."

unternahm Schöpflin von Zeit zu Zeit kleine Wanderungen in die benachbarten Länder, wo er überall für seine geschichtlichen und alterthümlichen Zwecke emsig sammelte; denn es galt jetzt ein neues wichtiges Unternehmen. Der Markgraf von Baden-Durlach, welcher den berühmten Geschichtsforscher schon früher persönlich kennen gelernt, übertrug ihm die Bearbeitung einer Geschichte seines Hauses. Schöpflin unternahm diese Arbeit aus Verehrung gegen den edlen Fürsten, in dessen Lande er das Licht der Welt erblickt hatte, mit besonderer Liebe, und vollendete sie im Jahr siebzehnhundert sechs und sechzig (6).

Die Alsatia illustrata und die Historia zaringo-badensis riefen bei Karl Theodor den Wunsch hervor, die pfälzische Geschichte auf eine ähnliche Weise bearbeitet zu sehen, und Schöpflin beredete den Kurfürsten zur Gründung einer eigenen Akademie zu Mannheim, deren vorzüglichster Zweck seyn solle, das herrliche Land der Rheinpfalz in physischer und historischer Beziehung wissenschaftlich zu untersuchen und zu beleuchten. Diese Akademie trat im Jahre siebzehnhundert drei und sechzig in's Leben, und Schöpflin als praeses honorarius hielt die Einweihungsrede; er arbeitete auch fortan fleißig an den „Akten der Akademie", welche von Zeit zu Zeit im Drucke erschienen (7).

Vorzüglich aber beschäftigten ihn jetzt die Alsatia diplomatica und die Sciptores rerum alsaticarum, als Forsetzung der Alsatia illustrata. Mit unverdrossenem Fleiße schrieb der noch immer rüstige Greis eigenhändig die Originalurkunden ab, und schon sah er den ersten Theil zum Drucke fertig vor sich liegen, als der Tod ihn plötzlich aus dem Leben rief (8). Schöpflin wurde von einem Katharrfieber ergriffen und auf das Krankenlager geworfen, wo er am siebten August tausend siebenhundert ein und siebzig, im fünf und siebzigsten Lebensalter, sanft entschlummerte.

Sein häusliches Leben und seinen Privatcharakter schildert Ring mit folgenden Lobworten: „Da Schöpflin unverheirathet lebt, so

---

(6) „*Historia zaringo-badensis.* Tomi IV. Codex diplom. Tomi III, Carolsr. 1763 — 66."

(7) „Acta academiae *Theodoro-palatinae.* Tomi XI, Mannh. 1766 — 94." Die darin erschienenen schöpflinischen Arbeiten sind vorzüglich: de ara votiva *Ladenburgensi*, de caesareo *Ingelheimense* palatio, super monumentum sepulcrale *Schrieshemii* repertum, und Vindiciae *Rupertinae.*

(8) Den Druck des Tom. I der Alsat. dipl. und die Herausgabe des Tom. II, wie der Scriptores besorgte nun Lamey mit Schöpflin's Schülern Koch und Oberlin.

besorgt seine Schwester das Hauswesen. Sein ganz frugaler Tisch, an welchen er gastfreundlich entweder seine Vertrauten, oder arme Studenten zu laden pflegt, ist um so angenehmer und einladender, als der Wirth denselben durch seine heitere und beredte Unterhaltung auf's Beste zu würzen weiß. In der Kleidung hält er sich zwischen der alten Tracht und der herrschenden Mode, wie man ihn denn überall in ebenso elegantem, als männlich würdigem Anzuge erscheinen sieht. Seine gewohnte Leichtigkeit, Feinheit und Gemessenheit in Mienen und Geberden, in Gang und Haltung ist keine Affektation, sondern die Folge seines langjährigen Umgangs mit der gebildetsten Welt, wodurch ihm jener bei Gelehrten so seltene Anstand zur andern Natur geworden. Denn er hat nichts Absonderliches, nichts Schiefes oder Leidenschaftliches an sich, sondern vereinigt in seinen Manieren, in seinem Benehmen Alles dasjenige, was einen Mann angenehm und beliebt machen kann; er ist heiter, zugänglich, gesprächig, gesellschaftlich, zu Rath und That allzeit bereit, gegen Höhere in Bescheidenheit offen, gegen Gleichgestellte ohne Stolz und gegen Niedrigere leutselig und gefällig; übrigens in Allem klug und Zeit und Umstände berechnend. Stets bewies er sich als unermüdlichen Freund und Beförderer des Guten und Schönen, besonders auch als warmen Mäzenaten junger Talente; und diesen Schatz so trefflicher Eigenschaften, wodurch er dem Fürsten wie dem gemeinen Manne ehrwürdig ward, krönet der Ruf des makellosesten Wandels."

Hören wir aber neben dem Lobredner auch einen strengern Freund Schöpflin's über dessen Charakter, Stellung und Leistungen. Die Worte eines so würdigen und verdienten Mannes, wie der kurpfalzische Bibliothekar Lamey gewesen, müssen als unzweideutiges Zeugniß der Pietät und Wahrheit gelten, deren Gepräge sie an sich tragen (9).

„Es gibt viele Gelehrte, deren Ruf im Auslande glänzt, während sie unter den Ihrigen nur Mißkennung und Geringschätzung erfahren. Sehr wenige erfreuen sich auswärts und daheim einer gleichen Anerkennung und Hochschätzung, wie es bei Schöpflin der Fall war, welcher allenthalben die eifrigsten Verehrer seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit besaß. Er erfreute sich stets eines unglaublichen Beifalles und Vertrauens der vornehmen Großen, wie der bescheidenen Bürger; Kaiser, Könige, Fürsten und ganze Gesellschaften überhäuften ihn mit

---

(9) In der Vorrede zum Tom. I, der Alsat. dipl. vom 5. Mai 1772.

Geschenken und Ehrenbezeugungen, und eine Menge Personen aus allen Ständen und Ländern wendeten sich um Auskunft, Belehrung, Rath und Hilfe an ihn."

„Was aber Schöpflin auch bei seiner nähern und nächsten Umgebung galt, beweiset schon die Standhaftigkeit, womit er gegen alle Lockungen der Ehre und des Gewinnes unerschütterlich an Straßburg hing. Dies erhöhte seine allgemeine Verehrung; der Magistrat, die Bürgerschaft, die Hochschule wetteiferten in Ehrenbezeugungen gegen ihn sein ganzes Leben hindurch, und als man dem Verblichenen die letzte Ehre bezeigte, geschah es auf eine ganz ungewöhnliche Weise, indem der theure Leichnam nicht ausserhalb der Stadt, wie das Gesetz verlangte, sondern mitten inner den Mauern von Straßburg, in der Thomaskirche, zur Gruft bestattet wurde. Diese Auszeichnung hatte der Selige aber wohl verdient, da sein Name dem straßburgischen nicht nur einen seltenen Glanz verlieh, sondern auch seine Klugheit, seine Verbindungen und sein Einfluß der Hochschule, wie dem städtischen Gemeinwesen, in mehr als einer gefahrdrohenden Lage hilfreich und rettend zu statten kamen."

Dieses curriculum vitae und diese Charakteristik Schöpflin's, welche aus der Feder eines begeisterten Schülers und eines vertrauten Freundes geflossen sind, faßte der berühmteste Verehrer desselben, unser Göthe (10), durch die ihm eigenthümliche Anschauung, mit gewohnter Meisterhand beleuchtend und ergänzend in folgendes Bild zusammen.

„Auch ohne nähere Berührung hatte Schöpflin bedeutend auf mich eingewirkt; denn vorzügliche mitlebende Männer sind den Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie über dem Horizonte stehen, unser Auge sich wendet und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflin ein vortheilhaftes Aeussere verliehen, schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geistesgaben ertheilte sie ihrem Lieblinge nicht kärglich, und sein Glück war, ohne daß er sich mühsam angestrengt hätte, die Folge angeborener und ruhig ausgebildeter Verdienste. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehen. Im Badenschen geboren, in

---

(10) „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung" III, 11.

Basel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradiesischen Rheinthale ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten, wohlgelegenen Vaterlande. Auf historische und antiquarische Gegenstände hingewiesen, ergriff er sie munter durch eine glückliche Vorstellungskraft, und behielt sie in sich durch das bequemste Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig, ging er einen gleichmäßig fortschreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet sich mit Leichtigkeit in der literarischen und bürgerlichen Welt, denn historische Kenntnisse reichen überall hin, und Leutseligkeit schließt sich überall an. Er reist durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien; kommt in Berührung mit allen Gelehrten seiner Zeit; unterhält die Fürsten, und nur, wenn durch seine lebhafte Redseligkeit die Stunden der Audienz oder der Tafel verlängert werden, ist er den Hofleuten lästig. Dagegen erwirbt er sich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für sie die gründlichsten Deduktionen, und findet so überall einen Schauplatz für seine Talente. Man wünscht ihn an gar manchen Orten festzuhalten, allein er beharrt bei seiner Treue für Straßburg und den französischen Hof. Seine unverrückte deutsche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man schützt ihn sogar gegen den mächtigen Prätor Klinglin, welcher ihn heimlich anfeindet. Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich, wie in Wissenschaften und Geschäften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er für alle Das die Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitete, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich (und unglücklich) vergeudet werden."

„Uebrigens diente Schöpflin auch als Autor dem gemeinen Wesen und als Redner der Menge. Seine Programme, seine Reden und Anreden sind dem besondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet; ja, sein großes Werk (die Alsatia) gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Gestalten auffrischt, den behauenen, gebildeten Stein wieder belebt, erloschene, zerstückte Inschriften zum zweiten Male vor die Augen, vor den Sinn des Lesers bringt. Auf solche Weise erfüllte seine Thätigkeit das Elsaß und die Nachbarschaft, und in Baden, wie in der Pfalz behielt er bis in's höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß."

„Genähert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals, als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftsgebäudes erfüllten unsere

Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohl gewachsene Greis stand mit leichtem, freiem Wesen würdig vor uns, und schätzte uns werth genug, eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in diesem Augenblicke etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war."

Die Vorzüge Schöpflin's glänzen hier im hellsten Lichte; die geschichtliche Wahrheit aber erfordert es, daß wir auch die Kehrseite unseres Landsmannes beleuchten. Zwei Schattenstriche hat schon sein Lobredner angedeutet, indem er sich bemühte, dieselben zu entschuldigen oder zu beschönigen; es ist zunächst die Rolle, welche Schöpflin zwischen Frankreich und Deutschland spielte (11), und alsdann seine Ueberschätzung der lateinischen und französischen Sprache auf Kosten der deutschen (12). Die politische Zweideutigkeit tritt unverkennbar in seinen Schriften und Handlungen hervor; denn buhlte er nicht um die Gunst und Gnade des Kaisers, der deutschen Fürsten und Großen, während seine Feder ganz im Dienste des französischen Hofes stund? Für die damalige Schmach seiner Nation, für die Leiden seiner Landsleute, blieb der große Geschichtsforscher kalt; aber seinen Monarchen vergötterte er alljährlich am Geburtsfeste in öffentlichem Vortrag, und in gewählten Anreden bei jeder Gelegenheit. Wie wird einem zu Muthe, wenn man jene Reihe von etlichen über zwanzig Lobreden durchgeht, worin ein Deutscher, ein gelehrter, gebildeter, berühmter Mann, die Monarchie des Verwüsters der Pfalz seine zweite, ihm

---

(11) „Neminem facile unum adeo infantem puto, ut male vertat oratori nostro, causam eum *Galliae* adversus mox *Austriacos* maxime, mox Hispanos, Anglos aliosve tutatum esse, Galliarumque regnum, regem et populum super alios collocasse; cum nemo unus id aliis vitio vertat, qui Carolum VI caesarem, vel Georgium II regem, vel alium his minorem principem panegyrica oratione ultra alios sui ordinis extulerunt et praeclara facinora, quos sibi celebrandos sumserunt heroum, pietate in suos principes utique non culpanda ducti, celebrarunt. Peccavit olim hac in re bonus *Simonettius*, qui Nostrum adulationis insimulare voluit." Diese Entschuldigung paßt ganz für einen Deutschen jener Zeit.

(12) „Vituperant in Nostro hinc inde aliqui *linguae latinae* commendationem nimiam. Facilis est ad hoc vituperium responsio. Accidit enim, quod, cum mutentur in dies *vulgares* linguae, cuique genti germanae firma stet latinae linguae structura, vis et elegantia" etc.

überaus theure, glorreiche Heimath nennt, und Ludwig den Fünfzehnten, dieses Spielzeug einer Pompadour, diesen Schandfleck auf dem Throne, mit allem Aufwande der Schmeichelei und des Redeschmucks als den Befreier, Erhalter und Beglücker des Elsasses, den Vertheidiger der deutschen Freiheit und Friedensengel des Erdkreises preist!

Doch aber darf man zur Ehre Schöpflin's nicht vergessen, daß er, nachdem der französische Hof so sehr auszuschweifen begann, die Geburtstagsreden einem Andern überließ, und als man ihn zwanzig Jahre später vermochte, die Rede auf die Feier der fünfzigjährigen Regierung des Königs zu übernehmen, mehr von der Lage Europas sprach, als von Ludwig selbst. Und alsdann, lag es nicht beinahe allgemein im damaligen Geiste der Deutschen, alles Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, ausländischen Höfen gegen das eigene Volk zu dienen, mit einem Worte — kein Vaterland, keine Nationalität zu kennen? Was hätte Schöpflin für Deutschland leisten können, wäre er nicht durch seine unselige Zeit in eine so schiefe, zwitterartige Stellung gerathen!

So mußte es auch kommen, daß der klassisch erzogene Gelehrte, der französisch gebildete Weltmann seine Muttersprache — verachten lernte. Schöpflin war so zu sagen ein eigentlicher Feind des Deutschen; er sprach es höchst selten und schrieb es noch seltener, und alsdann wenig besser als ein Bauer. Sein Widerwille dagegen ging so weit, daß er keine einzige deutsche Urkunde in die Alsatia diplomatica aufnehmen wollte, was aber seine Mitarbeiter an diesem Werke, Koch und Lamey, glücklicher Weise verhindert haben. Aus dieser unvaterländischen Sonderbarkeit kann man leicht einen Schluß ziehen auf die Gründlichkeit der urkundlichen Forschungen Schöpflin's, da vom dreizehnten Jahrhunderte an bei weitem die meisten Urkunden deutsch abgefaßt sind. Ja, es ist sogar gewiß, daß er die deutschen Quellen nicht einmal dem Wortlaute nach verstanden hat!

Bei Bearbeitung der zäringisch-badischen Hausgeschichte stützte sich Schöpflin auf die Vorarbeiten des Pistorius, Jüngler, Förster, Gamans, Sahler und Drollinger, wie auf die Beihilfe seines Vetters Herbster, welcher ihm als damaliger markgräflicher Archivar mit der uneigennützigsten, bereitwilligsten und freudigsten Ausdauer an die Hand ging (13). Seine eigenen Forschungen bei diesem Werke

(13) Wie Schöpflin fortwährend auch schriftlich mit Herbster communizirte, mag man aus folgendem Briefe entnehmen, welcher mir zufällig bei Handen ist:

blieben auf der Oberfläche, und Neues für die Urgeschichte des badischen Hauses hat er allein durch die Benützung der Klosterurkunden von Sankt Peter geliefert; die Historia zaringo-badensis, welche allerdings nicht ohne Schwierigkeiten verschiedener Art zu Stande kam, gehört daher ihrem Inhalte nach größten Theils den bezeichneten Männern an (14), und Schöpflin hat nur auf die Redaktion und Form des Buches einen ungetheilten Anspruch.

„Monsieur *Maldoner* à Porrentrui m'a fait une remarque à mon passage par la Suisse, qu'il y a eu 4 *Malli* dans le Landgraviat du Brisgau, sçavoir à Brombach, Opfingen, Denningen, Holzhausen, ou les Landgraves ont tenus leurs assises. Il ne m'a dit cela que de memoire, sans pouvoir m'en donner aucune preuve, ayant observé cela dans le temps, qu'il etoit archiviste à Fribourg. Il ne doute pas, que dans vos actes vous n'ayés trouvés des vestiges de ces memes *Mallis*, ainsi je vous prie, mon cher cousin, de vouloir me communiquer à votre lacisir, vos pensées sur cela. Monsieur *Maldoner* a vendu son manuscript, qu'il a fait sur le Brisgau aux etats du Brisgau autrichien, qui vont le supprimer, parce qu'il y a bien des choses, que ces messieurs veulent qu'on ignore. S'il avoit eté imprimé, on en auroit tiré toutes sortes de notions utiles. Dans les pays d'ignorance on tremble lorsque la moindre chose est recherchée. Je vous embrasse de tout mon coeur. Strasbourg le 28 Oct. 1757. *Schöpflin.*“

(14) Es dürfte hier am Orte seyn, einen Blick auf die Geschichte der badischen Historiographie zu werfen. Sie beginnt mit dem berüchtigten Pistorius, welcher um's Jahr 1583 von dem Markgrafen ein schönes Salarium erhielt, ut in origines domus Badensis inquireret; aber nichts zu Stande gebracht hat, als zwei genealogische Tabellen. Von damals an geschahe nichts bis auf Jüngler, Rath und Reisegefährte Markgraf Georg Friedrichs, der im Jahr 1623 seine „vera et genuina origo marchionum Badensium et Hachbergensium“ flüchtig und ohne urkundliche Nachweisung verfaßte. Ein Jahrzehnt hernach schrieb auch der hachbergische Archivar Förster ein epitomen Hachbergensium rerum. Nun aber zog Markgraf Wilhelm, jener gelehrte Präsident des speierischen Reichskammergerichts, den Jesuiten Gamans (einen Freund Bolland's, Henschen's, Boineburg's und Leibniz's) nach Baden und übertrug ihm die Bearbeitung seiner Hausgeschichte. Der fleißige und grundgelehrte Mann beschloß seine „Marchionum Badensium et Hachbergensium progenitores“ um's Jahr 1667, ein sehr reichhaltiges Werk, welches die Hauptgrundlage des schöpflinischen geworden ist.

Von alle dem gelangte aber nichts unter die Presse, und die Geschichtsfreunde im Badischen, wie der Durchlacher Prorektor Malsch, fühlten lebhaft das Bedürfniß vaterländischer Annalen. Man hatte damals nichts Gedrucktes über das badische Haus und die Markgrafschaft, als was Professor Mai in seiner Abhandlung „de rebus Badensibus“ und in der „vita Reuchlini“, was Hofrath Braun in einem kleinen Büchlein, und Kirchenrath Fecht in seiner

Ueberhaupt war er bei weitem mehr ein geistreicher Kompilator als scharfsinniger Forscher. Es trifft bei ihm vollkommen ein, was Büffon sagte: le style c'est l'homme. Sein Latein ist leicht, klar, angenehm; aber es mangelt seinen Darstellungen das Gepräge des tieferen Gehalts. So Schöpflin selbst — ein gelehrter, wie eleganter Mann, dessen Sache ein scharfes, mühsames, kritisches Eindringen in die Quellen nicht war, und dem es öfters nicht darauf ankam, der glatten, passenden Form mehr oder weniger von der Wahrheit aufzuopfern. Ja, hätte Schöpflin mit seiner Deutlichkeit und Eleganz den Spürsinn und die Deduktionsgabe des bescheidenen Crollius vereinigt, dann wäre er wirklich der große Historiograph, welchen seine Zeit in ihm bewunderte.

Arbeit über das Colloquium zu Emmendingen mitgetheilt. Dieser Mangel veranlaßte sowohl den durlachischen Archidiakon Wechsler, den vertrauten Freund Malsch's, als diesen selbst, über die Geschichte der Markgrafschaft fleißig zu sammeln; aber der französische Krieg, welcher auch Durlach zu einer Beute der Flammen machte, beraubte sie ihrer Sammlungen wieder, und Malsch erwartete jetzt Alles von dem Regierungsrathe Schmaus und von dem markgräflichen Archivar Drollinger, während er in seiner „Lucerna“ mit dem Beschriebe der Gründung von Karlsruhe einen bescheidenen Anfang vaterländisch-geschichtlicher Arbeiten machte.

Was Schmaus geleistet hat, ist mir nicht bekannt; Drollinger aber, dieser würdige Gelehrte und Dichter, arbeitete mit allem Fleiß und aller Liebe an seiner historia marchica, und man konnte von dem ebenso allgemein gründlich gebildeten, als in die badischen Akten und Urkunden speziell eingeweihten Manne etwas Tüchtiges erwarten; er würde auch deutsch geschrieben haben — aber Drollinger hatte keinen Karl Friedrich zum Mäcen, sondern hing von der Schätzung pedantischer Regierungsräthe ab. Als er einen Urlaub nachgesucht, um die lang und sorgfältig gepflogene Arbeit ungestört zu vollenden, wurde ihm bedeutet, daß dieses ohne Anstand in seinen Nebenstunden geschehen könne, worauf er die Feder für immer weglegte.

Sein Nachfolger im Amte war Herbster (auch an Kenntnissen und Charakter ihm ebenbürtig), welcher die Sammlungen für die Haus- und Landesgeschichte mit neuem Fleiße begann — aber, wie das Geschick es wollte, nicht für sich selber, sondern für Schöpflin! Seit der Historia zaringo-badensis ist nun für die badische Spezialgeschichte sehr vieles geschehen; eine Gesammtgeschichte des Hauses und Landes mußte noch immer aber ein Versuch bleiben, da es an der Vollständigkeit der Quellen mangelt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Oehningen,

das Dorf und ehemalige Kloster [1]).

Oehningen ist sehr alt. Die Urkunde Friedrich des Ersten, worin die Gränzen des Bisthums Konstanz und die Besitzungen der dortigen Kirche angegeben sind, nennet dasselbe bereits. Und da der Kaiser gleich im Eingange bemerkt, daß schon von König Dagobert die nämliche Abgränzung geschehen sey, so reicht das Alter des Orts auch sicherlich in jene Zeit hinauf. Die erste namentliche Erwähnung von Oehningen aber geschieht in einer Urkunde des Jahres siebenhundert acht und achtzig, nach welcher ein gewisser Iring dem Kloster Sankt Gallen seine Besitzungen daselbst vermachte.

Ausser diesem Iring waren aber noch andere, und wahrscheinlich bedeutendere Besitzer zu Oehningen, welches später der Sitz eines Grafen Kuno wurde. Er stammte aus der Rheingegend, und war mit Richlind, einer Tochter Kaisers Otto des Ersten, vermählt, und hatte vier Söhne, Ekbert, Luipold, Kuno und Luitold. Seine einzige Tochter Ita wurde die Gemahlin des Grafen Rudolf von Altorf oder Weingarten, eines Bruders von Bischof Konrad dem Heiligen zu Konstanz. Dieser Kuno nun stiftete in dem Jahre neunhundert fünf und sechzig ein Kloster für regulirte Chorherren Augustinerordens zu Oehningen, und vergabte demselben mit Einwilligung der Gemahlin und Söhne seine Güter daselbst, alsdann zu Elm, Bühl, Lüzelhausen, Riedern, Wald, Weiler, Bolingen, Gotmadingen, Bibern, Büßlingen,

(1) Dieser Aufsatz ist eine von den hinterlassenen Arbeiten des seligen Amtmanns Walchner, welcher sich um die Aufklärung der Geschichte unserer Seegegend besonders verdient gemacht hat.

Beuern, Waterdingen, Hausen und Berslingen, sämmtlich im Hegau, ferner zu Beringen, Siblingen, Lotstetten, Osterfingen und Rafz im Kletgau, endlich zu Mettingen, Uehlingen und Aselfingen im Albgau. Diese Vergabung bewirkte und unterstützte ganz besonders der heilige Konrad, in dessen Sprengel des Grafen Besitzungen und das neuerrichtete Kloster lagen.

Nirgends gibt die Geschichte jener Zeit darüber Auskunft, von wannen Graf Kuno stammte (2), wann er gestorben und wo er begraben liege. Von seinen Söhnen soll Ekbert, der älteste, Markgraf zu Stade geworden seyn. Das Loos der übrigen ist völlig unbekannt, und beinahe muß man glauben, daß sie unverehelicht verschieden, und nie zum Besitze der übrigen Güter gekommen sind; die Tochter Ita aber wurde die Erbin des väterlichen Vermögens, wenigstens des Theiles, der zu Oehningen lag. Denn wir wissen, daß Herzog Konrad von Zäringen dem Kloster Reichenau den vierten Theil der Villa Oehningen vergabte, und daß er diesen Antheil durch Erbschaft erhalten habe. Ita nämlich erzeugte mit ihrem Gemahle einen Sohn, den bekannten König Rudolf, und eine Tochter Agnes, welche der Herzog von Zäringen zur Gemahlin nahm. Nach dessen Tode erhielt sein Sohn Konrad die Güter zu Oehningen, neben denen aber noch eine weitere (von Graf Kuno's Erben herrührende) Besitzung vorhanden gewesen seyn muß, indem Kaiser Barbarossa im Jahr eilfhundert sechs und sechzig seinen Hof zu Oehningen mit allen Rechten und Zubehörungen dem Kloster daselbst vermacht hat. Und später schenkte auch Kaiser Heinrich der Sechste dem Bischof Diethelm von Konstanz zu einem Eigenthum der Kirche daselbst seinen Maierhof Oehningen, über welchen Ort er zugleich Schirmvogt seyn solle.

Es fragt sich nun, wie kam die Besitzung an die Hohenstaufen? In der erwähnten Urkunde, worin die Gränzen des Bisthumes bestimmt werden, heißt es unter Anderem, daß auch die Probstei Oehningen zur Dotation des Kapitels gehöre, welche Friedrich erbsweise erhalten, und sammt der Advokatie darüber der Kirche zu Konstanz gegeben habe. Ferner erklärt der Kaiser in der Urkunde, wodurch er die Vergabung des Grafen Kuno erweitert und vermehrt, „die Kirche

(2) Der Herausgeber behält sich vor, über die Abstammung der Grafen von Oehningen und von Rheinfelden, und deren Verwandtschaft mit dem welfischen, hohenstaufischen und zäringischen Hause in einem besondern Aufsatze abzuhandeln.

zu Oehningen sey von seinen Voreltern eingeweiht oder gegründet worden", wiederholt gleich darauf, daß er Oehningen durch Erbrecht besitze, und lobt des Ortes angenehme Lage, unter Bezeugung seiner Vorliebe für denselben. Da nun Graf Kuno nach dem ottonischen Diplome der erste Gründer und Dotator des Klosters ist, und Kaiser Friedrich ausdrücklich die ersten Stifter seine Voreltern nennt, so muß eine Verwandtschaft zwischen den Hohenstaufen und den Grafen von Oehningen angenommen werden, durch welche die Ersteren in den Besitz der öhningischen Güter gekommen sind. Und diese Meinung erhält dadurch Gewicht, daß Graf Friedrich von Andechs eine Tochter des Grafen Kuno von Oehningen, Namens Kunigund, zur Frau und aus ihr den Leopold gehabt haben soll, dessen Söhne Konrad, Arnulf und Friedrich waren. Von dem Letztern, welcher zu Sankt Blasien begraben wurde, stammt Friedrich von Schwaben, der eine Schwester Kaiser Heinrich des Vierten zur Frau hatte, und der Großvater von Friedrich Barbarossa war. Und so konnte dieser denn mit allem Fuge sagen, die Gründer des Gotteshauses wären seine Voreltern gewesen, nämlich die Grafen von Oehningen und Rheinfelden. Aus der Verwandtschaft derselben mit dem Hause Zäringen aber läßt sich auch erklären, wie Markgraf Rudolf der Erste von Baden zu seinen Gütern in Owingen gekommen, da man annehmen muß, Graf Kuno habe auch im Linzgau, wie im Hegau, Alb- und Kletgau, zerstreute Besitzungen gehabt.

Die alte Klosterkirche zu Oehningen scheint im dreizehnten Jahrhundert neu gebaut worden zu seyn, da ihre Einweihung durch Bischof Heinrich den Ersten von Konstanz geschah. Von den Schicksalen der Probstei bis in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts habe ich durchaus nichts Denkwürdiges auffinden können (3). Im Jahr vierzehnhundert acht und zwanzig aber schloß der Bischof Otto mit dem Kloster einen Vertrag über wechselseitige Rechte und Befugnisse ab. Der Bischof war dessen Schutz- und Schirmherr, und bezog jährlich

(3) Aus verschiedenen Nachrichten läßt sich vermuthen, daß die Klosterkirche zwischen 1188 und 1242 neu erbaut worden sey. Eine zweite Erneuerung derselben scheint unter dem Probste Nikolaus Held geschehen zu seyn, von welchem der noch vorhandene Chor herstammt. Das Klostergebäude dagegen stellte Probst Christiner größtentheils vom Grunde aus neu her. Der erste von den 18 Pröbsten hieß Werting, unter welchem das Kloster in so gutem Rufe stund, daß der erste Abt von Kreuzlingen aus Oehningen berufen wurde.

ein Bestimmtes an Früchten und Geld, einige Fastnachthennen und den dritten Theil aller Bußen. Hieraus ist abzunehmen, daß er nicht nur eigene Leute zu Oehningen hatte, sondern sich auch als Gerichtsherr des Orts betrachtete.

Unter dem Probst Niklaus Held, einem Meersburger, welcher sein Amt von vierzehnhundert zwei und dreißig bis vier und achtzig bekleidete, kaufte die Stadt Stein von den Dynasten von Klingenberg das Schloß Hohenklingen mit allen anhangenden Rechten, wobei das Kloster Oehningen die Bürgschaft übernahm, woraus zu ersehen ist, daß dasselbe damals vermöglich und sein Kredit noch groß gewesen sey, denn die Summe des Kaufschillings war für jene Zeit sehr bedeutend. Doch scheint bald hernach sein Wohlstand abgenommen zu haben, wenigstens ging mit dessen Besitzungen eine große Veränderung vor.

Bißlingen hatte schon im Jahre acht und achtzig Wolfgang von Klingenberg zu Hohentwiel inne, und verkaufte es an den deutschen Orden; Gottmadingen kam an die Edlen von Randeck, die im sechzehnten Jahrhundert ausstarben; Bibera kam an die Stadt Stein; Wald wurde ein Eigenthum des Kantons Schaffhausen; Beuren gedieh zuerst an die Reichlin von Meldegg, alsdann an die von Straßberg, von Liebenfels, und zuletzt an den Grafen von Welzberg zu Langenstein; Hausen erwarben die von Homburg und Dankertsweil, welche es später an die Stadt Radolfzell verkauften; Waterdingen war an die Klingenberger gelangt, unter denen es Wolfgang von Klingenberg, Landkommthur von Altshausen, an den Deutschorden verkaufte; Beringen endlich und Siblingen fielen an den Kanton Schaffhausen.

Im Schwabenkriege hatte sich der damalige Probst Nikolaus Christiner, ein Oehninger, den Unwillen der Eidgenossen dadurch zugezogen, daß er den Kirchenschatz nach Konstanz in Sicherheit gebracht. Als daher im Monat April der Zuzug von Wallis zu den Eidgenossen stieß, erhielt er den Auftrag, nach Oehningen zu ziehen, um den Probst zu züchtigen. Dieser wußte aber das drohende Ungewitter dadurch zu beschwören, daß er den Wallisern sechs Saum Wein, sechs Malter Kernen und drei Ochsen zum Geschenke machte. Die Walliser verzehrten das Empfangene ruhig, und zogen darauf zu den übrigen Eidgenossen in das Schwaderloch bei Konstanz.

Als Probst Christiner im Jahr fünfzehnhundert sechszehn wegen hohen Alters seine Stelle niederlegte, wählten die Chorherren einen

gewissen Leontius Offenburger zum Nachfolger, ohne vorher dem Bischof eine Anzeige davon gemacht, oder dessen Genehmigung der getroffenen Wahl nachgesucht zu haben. Dieser daher kassirte die Wahl und befahl eine andere. Jetzt wurde Konrad Rupp von Konstanz gewählt, jedoch nur gegen die Versicherung, daß die unmittelbare Einmischung des Bischofs bei künftigen Vakaturen die Wahlfreiheit des Konvents nie mehr zu beschränken habe. Der neue Probst war ein böser Wirthschafter, und veranlaßte mehrmalige Klagen des Konvents bei dem Bischof, welche aber lange Zeit keinen Erfolg hatten, vermuthlich weil der Bischof Bedenken trug, einen Vorsteher zurecht zu weisen, dessen Wahl sein Werk gewesen. In einer der Klagschriften heißt es: „Darum hat der Herr Bischof zugesehen der üblen Haushaltung, so er ihm das Gottshaus übergeben, und wiewohl wir uns des viel beklagt, haben wir kein Einsehung noch Förderung erlangen mögen. Derwegen der Bischof vermeint, seinen Nutz wider löbliche alt Gebräuch und Herkommen, auch unangesehen der Verhinderung der Gottesdienst, zu verfolgen."

Was das Uebel vermehrte, war der Ausbruch der Reformation und des Bauernkriegs. Denn nun verfiel gar alle Zucht; einige der Mönche verließen das Kloster, andere liefen den aufrührerischen Bauern nach, und überhaupt stunden um diese Zeit die Sachen so schlecht, daß nur noch drei Konventualen im Kloster waren. Diesen übeln Haushalt und die ewigen Zwiste nahm der damalige Bischof Johann zu näherer Kenntniß, und vermochte so viel über die Konventsherren, daß sie seinen Vogt zu Gaienhofen, Diethelm von Bayer, als Administrator aufnahmen, welcher die schlechte Wirthschaft wieder in besseren Gang setzen, des Probstes üblen Haushalt beschränken und den Frieden wieder herstellen sollte. Zu gleicher Zeit aber ließ der Bischof durch ihn alle Diener und Dienstboten des Klosters in Pflichten nehmen, und gab überhaupt seinem Beamten eine sehr ausgedehnte Gewalt. Der Probst ließ sich die neue Ordnung gerne gefallen, und die Konventsmitglieder bezeigten sich um so zufriedener, je zuversichtlicher sie darauf rechneten, daß nun bessere Wirthschaft eintreten, und nach des Probstes Tod alle angeordneten Maßregeln ein Ende haben würden.

Als aber derselbe im Jahre fünfzehnhundert fünf und dreißig starb, änderte sich die Gestalt der Dinge plötzlich. Bereits seit dem Beginne des Jahrhunderts verwendeten sich die Bischöfe von Konstanz um die Inkorporation der Abtei Reichenau und der Probstei Oehningen bei dem römischen Hofe. Der verschuldete Zustand des Hochstiftes und

der Verfall jener Klöster waren der Grund dieses Begehrens. Der Pabst bewilligte die Inkorporation der Reichenau, zuerst nur auf zehn Jahre lang, in der Folge aber, als die Reformation begann, und das Domkapitel eine Menge Einkünfte, wie das Bisthum den größten Theil seiner alten Diözesanen verlor, wurde die definitive Inkorporation jener Abtei, und zugleich der Probstei Oehningen, neuerdings betrieben und endlich im Jahre vier und dreißig erwirkt.

Damals befanden sich kaum noch drei Konventualen im Kloster, und selbst zum Unterhalte dieser Wenigen reichten die Einkünfte, nach Abzug der darauf liegenden Lasten, nicht mehr hin. Diesen Zustand schilderte der Bischof mit lebhaften Farben der Regierung zu Innsbruck, und als die Konventherren auf die Wahl eines neuen Vorstehers drangen, schob er dieselbe hinaus, in sicherer Erwartung des baldigen Erfolgs der Inkorporationsbulle. Die Mönche indessen, unter Vorschub des nellenburgischen Landvogts und der Gemeinde zu Oehningen, bestimmten selbstständig einen Wahltag, und erhoben an demselben den Leontius Offenburger zu ihrem Probste, um dessen Bestätigung sie durch eine Deputation nachsuchten. Der Bischof aber erwiederte derselben: „Er habe die Sache erst mit seinen Räthen zu überlegen, welche gerade abwesend seyen. Sie möchten daher einsweilen wieder heimkehren, er werde es gen Oehningen zu wissen machen, wer heraufkommen solle, die Konfirmation als Probst zu empfangen."

Da die Konventualen aus dieser Antwort leicht abnehmen konnten, was die Gesinnungen des Bischofs seyen, so wendeten sie sich unverweilt an die Regierung zu Innsbruck, und suchten sich dort in einem ausführlichen Schreiben gegen die Beschuldigungen des Bischofs zu rechtfertigen. Auch der Landvogt und die Gemeinde Oehningen verwendeten sich für die Erhaltung des Klosters in seinem alten Bestand und Wesen. Allein der Bischof hatte inzwischen die erwartete Bulle erhalten, und konnte jetzt nicht mehr zurückgehen. Er wendete sich daher mit den alten Beschwerden über den Verfall des Klosters und mit Darstellung der Unmöglichkeit, dasselbe länger bestehen zu lassen, wieder an die innsbruckische Regierung. Namentlich wurde bemerkt, daß der alte Probst Konrad ganz kindisch geworden sey, und die Probstei zu Gunsten des Bischofs resignirt habe. Alsdann wurde angeführt, daß die vorhandenen drei Konventsherren „ein ganz unklösterlich, ärgerlich, verführerisch, verderblich und widerwärtig Wesen getrieben, auch sonderlich die heilige Messe verläugnet, ihren Habit abgelegt und viel anderer Gestalt ein unehrbar Leben geführet haben."

Einen hauptsächlichen Grund, den Neugewählten zu verwerfen, nahm aber der Bischof daher, weil derselbe ein Schaffhauser war, wo die Reformation eingeführt wurde. Er befürchtete durch die Familienverbindungen Offenburger's üble Folgen für das Kloster und den Ort Oehningen. Endlich wurde der Regierung wiederholt vorgestellt, wie viele Verdienste das Hochstift Konstanz um Kaiser und Reich habe, und wie sehr es nun durch die Reformation in der Schweiz und in Schwaben an Herrlichkeit, Einkommen und Rechten beschädiget und geschmälert worden sey.

Während sich nun der Landvogt wie die Gemeinde nochmals kräftigst für das Kloster verwendeten, und schon einige Hoffnung seines Fortbestehens faßten, ließ der bischöfliche Vikar den Probst und die Konventsherren zu sich rufen, und eröffnete denselben: „Man habe nicht nur längst die päbstliche Inkorporationsbulle in Händen, sondern nunmehr auch die Zustimmung des Königs Ferdinand, daß alle Einkünfte des Klosters, insoferne sie nicht zum Unterhalt der Religiosen und des Kirchendienstes nöthig seyen, künftig dem Bischof gehören sollten." Er machte ihnen hierauf den Vorschlag, sich auszukaufen, wenn sie mit der wirklichen Aenderung sich nicht begnügen könnten. „Wollten sie darauf nicht eingehen, so hätten sie nichts mehr zu erwarten. Nachdem der Bischof die Hauptsache erlangt habe, so würde er auch wissen, das minder Wichtige zu erlangen. Er werde einen Pfleger in das Kloster setzen, und sie müßten alsdann wieder Konventsbrüder seyn und ihr Kloster geschlossen bleiben."

Auf diesen Antrag erwiederten der Probst und die Konventualen, sie könnten sich auf der Stelle in keine Erklärung einlassen, da sie erst mit ihren Freunden und Verwandten darüber sprechen müßten, und auch selbst noch eine königliche Entschließung zu erhalten hofften. Diese aber blieb aus, und der Bischof hatte bereits eine Deputation der Gemeinde Oehningen zu sich nach Meersburg berufen, welcher er sowohl die päbstliche Bulle, als die königliche Bestätigung derselben eröffnete, und ihr dabei kurzweg bedeutete, daß er nun Herr des Orts und Klosters sey. Die Nachricht hievon schlug die Hoffnung des Probstes und Konvents zwar im Anfange etwas nieder; doch, wie schlimm ihre Angelegenheit auch stund, so verzweifelten sie keineswegs. Sie fanden noch eine mächtige Stütze an dem nellenburgischen Landvogt Jakob von Landau.

Dieser Mann hatte während der Bauernunruhen ungemeine Thätigkeit und ausgezeichneten Muth bewiesen, und war seinem Fürsten

mit einer unerschütterlichen Treue zugethan. Er glaubte, daß durch die Inkorporationen der Klöster Reichenau und Oehningen, über welche sich Oestreich (wegen Nellenburg) eine Art hoheitlichen Einflusses anmaßte, das Ansehen und der Einfluß des Erzhauses geschwächt werden könnte, und war daher aus allen Kräften dawider. Stolz auf das Alter seines Geschlechtes, das von den Grafen von Wirtemberg abzustammen sich rühmte, und im Mittelalter beinahe an allen italienischen Kriegen thätigen Antheil genommen hatte (4), war er ein eifriger Freund des Adels, und befürchtete, daß durch die Einziehung von Reichenau, welches er als eine adelige Stiftung betrachtete, den umliegenden Familien die Gelegenheit entzogen würde, ihre Söhne unterzubringen und zu Prälaturen zu befördern. Oehningen war zwar kein adeliges Stift, allein es schien denn doch gut, wenn das Kloster in seinem alten Wesen bliebe, weil wenigstens von Zeit zu Zeit ein Edelmannssohn das Amt eines Probstes daselbst erhalten konnte. Hiezu kam, daß auch die Gemeinde zu Oehningen den Landvogt bestürmte, die Inkorporation zu verhindern, da sonst die vielen Armen ihren Unterhalt nicht mehr finden würden, indem man das Kloster als einen Armenspital betrachtete, in welchem Jeder seine tägliche Nahrung erhielt, wer sie entweder selbst nicht verdienen mochte, oder nicht konnte.

Der Landvogt schrieb nun an König Ferdinand und stellte ihm vor, wie nachtheilig es für das Haus Oestreich und die Unterthanen seyn würde, wenn Reichenau und Oehningen inkorporirt werden sollten. Dieses Schreiben hatte die Wirkung, daß er von der Regierung zu Innsbruck aufgefordert wurde, die Nachtheile gehörig nachzuweisen, welche die Inkorporation haben könnte, und welches Einkommen das Kloster Oehningen dermal noch habe. Der Landvogt antwortete hierauf, die Gilten des Klosters betrügen wenigstens drei- bis viertausend Gulden jährlich. Hinsichtlich des Nachtheils der Inkorporation berief er sich auf die Vorstellung der Gemeinde Oehningen; den neugewählten Probst aber schilderte er als einen gutkatholischen, dem

(4) In der Geschichte der Cortusi und Gataro von Padua wird ein Lucius von „Lando“ (Landow) als deutscher Kondottieri oft und mit Auszeichnung genannt. Er war damals wahrscheinlich in Tyrol oder an der italienischen Gränze ansässig. Im 16. Jahrhundert besaßen die Herren von Landau die Grafschaft Waal bei Landsberg und bei uns die Pfandschaft Triberg, wo sie sich aber einen üblen Ruf erworben haben. Vergl. Badenia II, 204.

Erzhause treu ergebenen, verständigen, geschickten Mann, der Willens sey, einige junge Leute in's Kloster zu nehmen und unterrichten zu lassen, um den Konvent wieder vollzählig zu machen. Da übrigens die Wahl auf königlichen Befehl und in Gegenwart der königlichen Beamten vorgenommen worden, so würde das königliche Ansehen sehr gefährdet seyn, und böse Nachrede veranlaßt werden, wenn die Inkorporation demungeachtet stattfinden sollte. Und da das Kloster viele Unterthanen habe, deren bisheriger Ober- und Schirmherr des Königs Majestät gewesen, so wäre der Nachtheil gewiß groß, wenn eine so beträchtliche Anzahl von Mannschaft einem andern Schirmherrn zufiele. Einen Brief ähnlichen Inhaltes schrieb er auch an den König selbst.

Diese Gegenbewegungen konnten aber nicht so geheim gehalten werden, daß der Bischof nicht bei Zeiten davon Kunde erhielt. Da man unter allen Einwürfen auf jenen gegen die Angabe des geringen Einkommens des Klosters das meiste Gewicht legte, so rechtfertigte er in einem Schreiben an die Regierung seinen früheren Bericht, worauf sodann der Rath zu Radolfzell den Befehl erhielt, über das Klostereinkommen genaue Erkundigung einzuziehen und zu berichten. Der Rath ließ sich diesen Auftrag angelegen seyn, und nahm das Verzeichniß nicht nach den Urbarien und Giltbüchern, sondern nach den Angaben der Dienstleute auf. Sein Bericht aber blieb ohne den gewünschten Erfolg für das Kloster. Die Zeitumstände wurden immer trüber und verwirrter. Des Kaisers afrikanischer Feldzug, die Fehden mit Frankreich, die niederländischen Unruhen und endlich der schmalkaldische Krieg verschlangen alle andern Angelegenheiten, und König Ferdinand hatte selbst genug zu thun, um das eigene Haus zu bewahren — Reichenau und Oehningen wurden und blieben vergessen.

Der Bischof, auf die päbstliche Bulle und die königliche Resolution gestützt, setzte sich nun in den Besitz der ihm dadurch eingeräumten Befugnisse. Er entfernte den von Oestreich nach Oehningen gesetzten Verwalter, setzte einen Geistlichen in seinem Namen dahin, und ließ durch denselben die Administration und Hauswirthschaft führen; der Ueberschuß derselben floß in die bischöfliche Hand. So blieb es (5).

(5) Nur wurde im Jahr 1755 von dem berüchtigten Prior Meichelbek zu Reichenau ein Versuch gemacht, die Inkorporation seines Stifts und folglich auch des Klosters Oehningen für ungiltig zu erklären, auf den Grund der (vorgeblich) entdeckten Unächtheit der päbstlichen Bulle. Die Sache kam soweit,

Der Probst Leontius war im Jahre fünfzehnhundert drei und fünfzig verstorben, und hatte keinen Nachfolger mehr. In der Folgezeit setzte der Bischof einen eigenen Amtmann nach Oehningen, der zugleich die Gefälle bezog, und den Unterhalt des Klosters bestreiten mußte (6). Die Kommunität wurde nach und nach wieder vermehrt, und das Aufnehmen von Novizen in gewisser Zahl erlaubt. Ein Dekan war Vorsteher des Klosters, der Bischof aber Probst. Hie und da gaben die Geistlichen Unterricht im Lateinischen, besonders aber in der Musik, woher es kommen mag, daß man jetzt noch im Dorfe Oehningen viele Musiker findet.

Als das Bisthum Konstanz säkularisirt wurde, hob man die öhningische Kommunität auf, und pensionirte die noch vorhandenen fünf Konventualen. Durch eine Konvention mit dem Bischof Karl von Dalberg machte sich der neue Landesregent verbindlich, für Oehningen und die dahin gehörigen Höfe auf dem Schienerberg eine eigene Pfarrei zu errichten, und mit einem Pfarrer und zwei Kaplanen zu versehen. Es wurde eine sehr anständige Dotation für diese drei Geistlichen festgesetzt, und durch Einkünfte aus dem Oehninger Verwaltungsbezirk gesichert. Der erste Pfarrer war der älteste Konventuale, Jakob Gübelmann, ein Konstanzer; er erreichte ein sehr hohes Alter, unterrichtete aber immer noch Kinder im Latein und im Klavier.

Ich wünschte nun, auch etwas von den literarischen Verdiensten des Klosters Oehningen sagen zu können; allein vor der Inkorporation

---

daß sich der damalige Bischof Kardinal von Rodt genöthigt sah, den noch bestandenen Reichenauer Konvent durch abgeschicktes Militär auseinander treiben und in verschiedene Klöster vertheilen zu lassen.

(6) Oehningen begriff damals ausser dem Dorf und Kloster noch Kirchberg, Emedorf, Enetbrück, Steig, Kattenhorn und Oberstaad in sich, welche fünf Orte mit den Erblehenhöfen Aeckern, Lüzelhausen und Niedern zusammen nur eine Gemeine bildeten. Die niedern Gerichte darüber besaß das Hochstift Konstanz jure proprio (vom Kloster her), die hohe Gerichtsbarkeit aber war vom Hause Oestreich (als Landgrafen zu Nellenburg) um 40,000 Gulden erkauft worden.

Das Dorfgericht zu Oehningen bestund aus einem Stabhalter, zwölf Richtern und einem Gerichtsschreiber, und wurde in Gegenwart des jeweiligen Obervogtes abgehalten. Der dritte Theil der öhningischen Unterthanen war leibeigen („gottshäusisch", wie man sagte); diese gaben aber nur den Fall, den Abzug und Ehrschatz.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

geschah nichts in dieser Beziehung, und nach derselben nicht viel mehr. Eine Bibliothek oder etwas Aehnliches war bei der Aufhebung nicht vorhanden. Um die Armen der Gemeinde mag sich das Kloster allerdings verdient gemacht haben, wenigstens behauptete dieselbe in ihrer Vorstellung an die Regierung, daß der Probst Konrad alle Tage hundert Armen das Almosen gegeben habe (7). Durch solche Almosenspenden jedoch wurde der Bettel gleichsam gepflegt, denn die Geber machten keinen Unterschied zwischen würdigen und unwürdigen Armen!

---

(7) Wie doch alles Gute, was in der Geschichte erscheint, wieder in ein Uebel ausschlagen muß! Eine der schönsten, wohlthätigsten Seiten der Klöster war jene liberale Gastfreundschaft gegen die Fremden, und die stets bereite Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Aber was wurde daraus im Verlaufe der Zeit? Hier üppige Schwelgereien und dort die Pflege des Müßiggangs und Bettels. Nirgends fand man mehr müßiges Gesindel als in der Gegend eines Klosters — davon sind noch bis heut zu Tage die Spuren nicht ganz verwischt.

Badische Landesbibliothek

Ein Spaziergang
durch's
Markgrafenland.

Es folgt hier die Beschreibung eines jener Ausflüge, welche ich während meiner Studienzeit zu Freiburg in die nähere und fernere Umgegend der freundlichen Musenstadt mit so vielem Vergnügen und zu so mannigfacher Belehrung gemacht habe. Es wird aber ersprießlich seyn, diese Beschreibung mit einigen Worten über die Bedeutung des Namens „Markgrafenland" einzuleiten. Denn schwerlich kennt Jemand, welcher sich mit solchen vaterländischen Studien nicht besonders beschäftigt, dieselbe genau in ihrer historischen und geographischen Beziehung; und die Berichtigung des im Gebrauche unklaren und schwankenden Sinnes gäng und geber Bezeichnungen hat immer etwas Verdienstliches.

Das heutige Markgrafenland ist ein Theil des Breisgaues, welcher sich zur Zeit der alten Gauverfassung in Gestalt eines länglichten Vierecks von Säckingen und Basel hinab erstreckte bis über Kenzingen und Elzach. Seine Süd- und Westgränze war also vom Rheine bedingt; seine östliche aber bildete zur einen Hälfte der vom Feldberge bis zur obern Murg auslaufende Gebirgskamm, zur andern die Wasserscheide des Schwarzwaldes bis zum Kinzigthal; und die nördliche endlich der von dort bis zur Bleich hervorreichende Bergrücken. In dieser Ausdehnung gehörte der Breisgau zu den großen Gauen, und was bei denselben gewöhnlich der Fall war, begegnete auch ihm — er wurde in zwei Grafschaften, eine obere und untere, abgetheilt. Die Markscheide zwischen beiden ergab sich auf eine natürliche Weise durch den hohen Gebirgszug vom Stocke des Feldberges

nach dem Bölchen und der Sirniz, welcher sich bei Müllheim in der Ebene verliert, wo alsdann der Klemmbach die Gränze war.

Beide Grafschaften blieben jedoch unter dem Stamme Zäringen vereinigt, und erst, als sie durch das Erlöschen desselben an den hachbergischen Ast vererbten, begann ihre eigentliche Trennung. Denn Markgraf Heinrich von Hachberg verpfändete die grafschaftlichen Rechte des untern Breisgaues an den Grafen von Freiburg, seinen Schwager, und von dessen Nachkommen gediehen sie mit der Stadt Freiburg an das Haus Oestreich. Die östreichische Praktik aber wußte diese Pfandschaft in ein Eigenthum zu verwandeln, und so ging der niedere Breisgau für die Markgrafen von Hachberg verloren (1).

Die obere Grafschaft dagegen, mit dem Landgerichte, verblieb in ununterbrochenem Besitze des hachbergischen Hauses, bei dessen Theilung am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts sie der Linie von Sausenberg zugefallen war. Der Name des Schlosses, wo der Besitzer zu wohnen pflegte, ging nun, wie überall, auch hier auf die Landschaft über, und so entstund aus der alten obern Grafschaft des Breisgaues die „Landgrafschaft Sausenberg", deren Wappen sowohl den zäringischen (2) Löwen, als den hachbergischen Querbalken enthielt.

Bei dieser Veränderung aber waren mehrere Theile des alten Gaues hinweggefallen und hatten sich zu besondern Territorien gebildet. So die Herrschaft Schliengen, ein Eigenthum des Domstiftes Basel; so die Thäler Schönau und Todtnau, zwei zugewandte Orte der Einung Hauenstein, die Herrschaft (3) Wehr und ein Theil der Herrschaft Rheinfelden, welche sämmtlich zum östreichischen Breisgau gehörten; so endlich das Gebiet der mindern Stadt Basel. Aber selbst die Herrschaften Badenweiler und Röteln hatten sich von der Landgrafschaft allmählig ausgeschieden, so daß dieselbe nur noch den Bezirk von Gersbach hervor gegen Brombach, alsdann von Kandern bis auf die Höhe des Bölchen umfaßte.

---

(1) Vergl. Badenia I, 89 und II, 131.

(2) Oder vielmehr breisgauischen — denn jener ist durch kein Siegel erwiesen, und hat so viele Gründe gegen sich, daß ich mich veranlaßt sehe, diesem Gegenstand einmal eine gründliche Untersuchung zu widmen.

(3) In alten Schriften immer auch Grafschaft genannt. Was hat es damit auf sich? Der Landstrich vom Wiesenthal bis zur Murg bildete ein vom Breisgau (wohin er in der ältesten Zeit allerdings gehörte) unterschiedenes Gebiet, dessen Verhältnisse noch ganz im Dunkel liegen.

Indessen gedieh sowohl die Herrschaft Röteln noch an die Hachberger selbst, als nach deren Abgang die Herrschaft Badenweiler an ihre Erben, die Markgrafen von Baden, durlachischer Linie. Es bildeten also dieselben mit der Landgrafschaft ein zusammenhängendes Gebiet, welches nebst den Herrschaften Hachberg und Mahlberg, im Gegensatze zu dem an der Pfinz und Enz gelegenen Lande, die obere Markgrafschaft Baden-Durlach, gleichwie im Gegensatze zu dem östreichischen Breisgau kurzweg „das Markgräfer Land" oder „das Markgräfische" genannt wurde.

In diesen geschichtlichen Verhältnissen liegt nun natürlich auch die Ursache des äussern Abstandes, welchen man noch heutzutage zwischen dem ehedem östreichischen und badischen Breisgau wahrnimmt. Denn die verschiedene Regierungsweise, und besonders die Verschiedenheit der kirchlichen Glaubensform, wirkten auf die Gesinnungen, Sitten und Gebräuche, auf den Arbeitsfleiß und Wohlstand, wie selbst auf die Kleidertracht, die Sprache und das körperliche Gepräge allmählig so sichtbar ein, daß jener Abstand einen auffallenden Grad erreichte.

Im katholischen Breisgau herrschen allenthalben die Farbe und der Ton des heitern Lebensgenusses bei weitem vor; im protestantischen dagegen sind die Folgen des Bestrebens nach dem Gegentheile nicht zu verkennen. Der Markgräfer kleidet sich in Schwarz und Grau, benimmt sich einfacher, trockener, ernster; er hat in seiner Ausdrucksweise unverkennbar Vieles von der Sprache seiner Bibel und seines Gesangbuches; das enge Zusammenleben und Vermischen nur mit Seinesgleichen brachte in die Gesichtsbildung eine gewisse Einförmigkeit, und überhaupt mußte sich unter den kirchlichen und politischen Verhältnissen, worin das markgräfische Volk herangezogen wurde, sein ganzes Wesen einförmiger gestalten. Dagegen blühten aber auch Ordnung, Fleiß und Wohlstand mehr empor, und es unterliegt keinem Widerspruche, daß der badische Breisgau hierin dem östreichischen löblich voranstund. In der neuern Zeit hat sich dieses völlig wieder ausgeglichen; es gibt beiderseits Gemeinden von gleich traurigem sittlichen und ökonomischen Zerfall, während man hier wie dort andere Gemeinden im erfreulichsten geistigen und materiellen Gedeihen wahrnimmt.

Von Freiburg herkommend betritt man zunächst oberhalb Staufen die Gränzen der Markgrafschaft, und das erste markgräfische Städtchen, welchem man begegnet, ist Sulzburg. Ich hatte den Weg dahin einem Freunde zu lieb über den berühmten Weinort Laufen

genommen, und dabei dem Kastelberge gelegentlich einen Besuch abgestattet. Es erhebt sich dieser Hügel ziemlich vereinzelt zwischen den andern Bergen, ist mit einem vortrefflichen Gewächse bepflanzt, und trägt auf seinem Scheitel noch die Ueberreste eines römischen Kastells. Dieser Umstand und die Nähe von Badenweiler machen es zu einer nothwendigen historischen Folgerung, daß schon die Römer die Gegend von Sulzburg bewohnt und wahrscheinlich die benachbarten Bergwerke betrieben, ja an dem Orte selbsten Salz gewonnen haben; denn der alte Name von Sulzburg ist mons salsuginis.

Jedenfalls gehörte die ganze Landschaft unter den Alemannen zu den uralt angebauten; sie umschloß schon viele Dörfer und Höfe, wovon die meisten zu dem Gebiete eines reichen Dynastengeschlechtes gehörten, dessen späterer Sitz die Veste Usenberg am Rheine war. Diese Herren und die Familie von Röteln erscheinen als die größten Grundbesitzer des westlichen Breisgaues; denn selbst der Markgraf von Hachberg und der Graf von Neuenburg konnten sich mit deren Besitzthum nicht messen.

Sulzburg, welches zwischen waldigen Bergen, auf einer Wiesenau am Zusammenflusse des Flieder- mit dem Sulzbache gelegen ist, und noch ziemlich sein altes Gepräge hat, bildete sich aus dem alten Dorfe Sulzberg und aus dem daselbst zu Ende des zehnten Jahrhunderts errichteten Nonnenkloster allmählig zur Stadt heran. Der Gründer dieses Klosters war ein gewisser Birthilo, welchen man mit vollem Grunde zu den Ahnen — nicht der Zäringer, sondern der Usenberger zählen darf. Denn abgesehen davon, daß der Ort selbst von jeher usenbergisch gewesen, so gehörten auch jene Dörfer und Höfe, worin Birthilo sein väterliches Erbe als Widumgut an seine Stiftung vermachte, sichtbar zum usenbergischen Gebiet (4), und führte in der ersten Zeit nicht stets ein Herr von Usenberg die Schirmvogtei des Gotteshauses?

Der letzte männliche Sprößling dieses Hauses war Hesso der Vierte, welcher zwei minderjährige Töchter hinterließ, zu deren Vormund er noch auf dem Sterbelager den Markgrafen von Hachberg erwählt hatte. Agathe, die jüngere, ging in's Kloster, Anna dagegen vermählte sich, und zwar dreimal, zuerst mit dem Pfalzgrafen von Tübingen, sodann mit einem Freiherrn von Hornberg, endlich mit dem

(4) In einem spätern Aufsatze über die Familie von Usenberg soll dieser Gegenstand besonders untersucht werden.

Gest. im Atelier v. R. Dawson.

DER SAUERBERG.

Badische Landesbibliothek

Herzog von Urslingen; wie aber dieses letztere Eheverhältniß gewesen seyn mag — sie setzte ihren ehemaligen Vormund zum Erben ein! So wurde Sulzburg hachbergisch, und ging mit der Markgrafschaft Hachberg im Jahre vierzehnhundert und fünfzehn käuflich an das Haus Baden über (5).

Die Schicksale des sulzburgischen Klosters, so weit man sie kennt, gewähren wenig Interesse. Zur Zeit der Reformation herrschte unter den Nonnen eine etwas leichtfertige Wirthschaft, was den Markgrafen Ernst veranlaßte, ihnen einen Verwalter zu setzen, um sie einzuschränken; sein Enkel Karl aber, welcher die Reformation im Baden-Durlachischen einführte, hob sie vollends auf und nahm die Klostergebäude in Besitz. Nach dem Erscheinen des Restitutionsedikts vom Jahre sechszehnhundert neun und zwanzig bewarb sich der Abt von Sankt Blasien bei Kaiser Ferdinand um die Einräumung des Klösterleins, welches er wieder aufrichten wolle; da aber auch die Jesuiten ihren Angel darnach auswarfen, so fand der Abt einen Widerstand, woran er endlich ermüdete (6).

Die Stadt Sulzburg war durch ihre Lage stets zu mittelmäßigen Verhältnissen verdammt. Ihr Bann enthielt kaum etliche über vierzig Jauchert Acker- und etwa nochmal so viel Mattland, welches durch die anschwellenden Thalbäche oft sehr beschädigt wurde. Die sonst beträchtlichen Stadtwaldungen lagen größtentheils in den rauhesten und unwegsamsten Bergen, so daß die bessern Stücke übermäßige Haue erlitten. Indessen traten doch allmählig Umstände ein, welche der Stadt zu einigem Aufkommen verhalfen. Markgraf Ernst erbaute ein kleines Schloß zu Sulzburg, welches später zum Sitze fürstlicher Wittwen bestimmt wurde (7). Es gediehen ferner die benachbarten Bergwerke in lebhafteren Betrieb, wie denn während des sechszehnten

---

(5) Vergl. Sachs I, 634 bis 639.

(6) Ohnehin wurde das Kloster von der Erzherzogin Klaudia den Markgrafen wieder eingeräumt. Vergl. über das Ganze Gerbert, S. N. II, 166, 366, 437.

(7) In Iselin's Lexikon heißt es unter Sulzburg: „Markgraf Ernst hat ein angenehmes Schloß (insigne castrum et viridarium de rara pulchritudine, nach *Petri* Suevia eccl. 786) daselbst angelegt und eine geraume Zeit darin residirt. Das dasige Ballhaus formirt mit dem daran gränzenden Thale ein verwunderliches Echo, welches einen ganzen virgilianischen Vers (?) deutlich nachspricht." Ein sehr vervielfachendes Echo ist in der Nachbarschaft, gegenüber von Muggart.

*

Jahrhunderts meist bei fünfhundert Mann und mehr noch darin gearbeitet. Endlich erhielt die Stadt einen Wochen- und zwei Jahrmärkte, welche von der Nachbarschaft stark besucht wurden. Unter diesen begünstigenden Umständen bildete sich ein ziemlicher Handwerkerstand in dem kleinen Sulzburg, dessen Nahrungserwerb aber vernichtet war, wie selbige sich änderten. Es traten die Zeiten des Schwedenkrieges ein, das Bergwerk gerieth in Abgang, die Märkte unterblieben und der kleine Hof ging ein. So waren die Sulzburger einem traurigen Loose preisgegeben, dessen Folgen noch vor hundert Jahren so drückend auf ihnen lasteten, daß der damalige Amtmann zu Emmendingen in einem Promemoria an den Markgrafen (8) berichtete: „Die Bürgerschaft von Sulzburg bestehet meist aus Professionisten, die sich wegen Mangel des Feldes allein mit ihrer Hanthierung nähren sollen. Es ist aber das Lamento derselben über den Abgang ihrer Arbeit so groß, daß solches mit keiner Feder zu beschreiben, indem man wohl zwei Drittel für arme Leute halten darf, welche sich kaum des Bettelns erwehren können. Und es ist gewiß, wann nicht Serenissimus ein besonderes Augenmerk auf die arme Stadt haben werden, daß solche in Kurzem dahin kommen muß, wo sie die herrschaftlichen Prästanda nicht mehr abtragen kann, und die besten Familien darin vollends zu Grunde gehen."

Damals zählte Sulzburg einige über hundert Bürger und Hintersassen — und gegenwärtig leben daselbst über tausend theils in genüglichem Auskommen, theils in sicherem, selbst glänzendem Wohlstande. So ändern sich die Zeiten! Wo wir nur einen Blick zurückwerfen in die Geschichte unserer Städte, so bemerken wir bis zum fünfzehnten und folgenden Jahrhundert ein mehr oder weniger freudiges Aufblühen, dagegen seit dem verhängnißvollen Schwedenkriege bis in die neuere Zeit einen traurigen Verfall, welcher freilich eine Folge der Kriegsnoth, aber noch mehr der politischen Ohnmacht Deutschlands und des elenden Regierungswesens der damaligen Höfe war.

Eine Stunde ober Sulzburg, zu hinterst im Thale, wo sich mehrere Bergwasser mit dem Salzbache vereinigen, liegt das Badhaus mit einer lauwarmen Quelle, welche häufig besucht wird. Ich bestieg von da aus den drei und dreißig hundert Fuß hohen Schnelling, und wandte mich alsdann über die Sirniz dem Bürchauer

(8) „Vorschläge zu besserer Aufnahme der Stadt Sulzburg, geschrieben im Sulzburger Bad, 1755."

Thale zu. Wenn man auf diesem Wege aus der Waldung hervortritt, so wird das Auge durch den plötzlichen Anblick des Bölchen, dessen nackte Kuppe einem gerade gegenüber liegt, in hohem Grade gefesselt, und ein leiser Schauer überfährt die Haut bei dem Eindrucke dieser großartigen wilden Natur.

Das Bürchauer Thal beginnt am südlichen Abhange des Bölchen und zieht sich fast in gerader Richtung bis hervor in das Wiesenthal. Im Grund ist dasselbe ein Zweig dieses letztern, denn es wird ebenso von einer Wiese bewässert, deren Quellen am Bölchen sind, wie das Schön- und Todtnauer Thal von derjenigen, welche am Feldberge entspringt.

Ein Weg von Sulzburg über die Sirniz, bei ziemlich warmem Wetter, mußte mir wohl Appetit und Durst gemacht haben; ich entdeckte aber nirgends eine Einkehr in der einsamen Gegend, bis ich die Höhe vollends im Rücken hatte. Eine einzeln an der Straße gelegene Bauernhütte erschien mir nun wie eine Schenke, und ich eilte begierig auf sie zu. Aber schon glaubte der Dürstende sich getäuscht, so ärmlich sah es aus darin — als mir ein Krämer bei hellblinkendem Weine die freudige Ueberzeugung gab, daß ich mich am erwünschten Ziel befinde. Es erschien auch alsbald der Wirth, ein altes, gebrechliches Männchen, dem ich mit einem Fingerzeig auf des Krämers Glas mein Verlangen bedeutete, da die lechzende Zunge noch keine Worte fand. Was man mühsam verdient hat, schmeckt doppelt gut! Ich leerte den ersten Schoppen in wenig Zügen, und begehrte einen zweiten mit Brod und Käse. Dieses brachte mir die Tochter des Wirthes, ein Mädchen von überraschender Schönheit. Es war eine mittlere Gestalt, vollkommen ausgebildet, und Alles an ihr im schönsten Ebenmaße; die Gesichtsfarbe bestund in jener unbeschreiblichen Mischung von leisem Braun und blühendem Roth, wozu das sanfte Blond der Haare, das dunkle Blau der Augen und blendende Weiß der Zähne ganz bezaubernd stund. Die schwarze einfache Kleidung hob diese Reize noch mehr hervor, und der unschuldige Blick, und die naive, wohlklingende Sprache, vollendeten den ländlichen Engel. Wer konnte mir's verargen, daß es Abend wurde, ehe ich wieder an meinen Weg gedachte? Mit einer schmerzlichen Ueberwindung machte ich mich auf und verließ die ärmliche Hütte, wo es mir so behaglich gewesen.

Der Weg führte nun so stark bergab, und ich hatte ein gutes Stück abgethan, als ich zufällig über mein Geld gerieth, und bemerken mußte, daß mir der Wirth beim Wechseln eines Thalers, wozu er

die Münze kaum zusammengebracht, weit zu viel herausgegeben habe. „Was wird der Alte jammern, wenn er diesen Verlust entdeckt! Und wieder zurück den steilen Weg, da es schon dunkelt?“ Dies waren die Gedanken, zwischen welchen ich schwankte, bis der erstere die Oberhand gewann.

In tiefer Dämmerung erreichte ich die Schenke wieder — welch' freudige Verwunderung von Vater und Tochter empfing mich da! Sie hatten ihren Fehlgriff schon wahrgenommen, und wenig darauf gerechnet, daß ein durstiger Musensohn das Zuvielerhaltene rückerstatten werde. Der Alte überhäufte meine Ehrlichkeit mit Lobsprüchen; aber einen süßern Lohn sog ich aus den freundlichen Blicken des Mädchens. Beide luden mich ein, mit einem Nachtlager auf der Ofenbank vorlieb zu nehmen — ich trennte mich jedoch schnell von ihnen, und verfolgte meinen Weg in aller Nacht bis nach Tegernau. Es glückte mir, noch ein ziemlich gutes Wirthshaus zu finden, wo ich auf meine Doppeltour vortrefflich schlief.

Tegernau liegt am Zusammenflusse der (Bölchen-) Wiese mit einem dritten Wasser gleichen Namens, welches seine Quellen am Abhange des Köhlgarten hat. Das Dorf mit seiner Kirche ist uralt und gehörte einem gleichnamigen Adelsgeschlecht, dessen Burgsitz wahrscheinlich auf dem benachbarten „Burstel“ lag (9). Die Grundmauern dieser Veste aber dürften römischen Ursprungs gewesen seyn; denn das Zusammenhalten des sogenanten Kastells im Bürchauer und desjenigen im Schönauer Thal, mit dem Burstel, mit den Trümmern der Kandenburg bei Niedertegernau, der Hochstraße und den Heidengräbern auf dem Dingelberg, führet auf die Vermuthung, daß die Römer von Kaisersaugst her bis in die hintern Wiesenthäler eingedrungen seyen.

Von Tegernau hätte ich eine Meile ebener Straße bis hervor nach Schopfheim gehabt; ich wählte aber den Fahrweg übers Gebirge, um nach Hausen, der Heimath Hebel's, zu gelangen. Es liegt dieses Dorf links an der Wiese, wo sie aus dem engen Thale von Zell in eine breite Thalebene hervorströmt. Der Charakter der ganzen

---

(9) Es erscheinen Jakob von T. mit seinem Sohne Heinzmann, welche im Jahr 1370 dem Markgrafen einen Hof zu Riedlingen verkauften; Junker Jörg von T. zu Anfang des folgenden Jahrhunderts als markgräflicher Amtmann, und Philipp von T., unter dessen Befehl im Jahr 1526 die Stadt Waldshut eingenommen wurde.

Badische Landesbibliothek

Landschaft ist derjenige einer friedlichen und gesegneten Ländlichkeit, wie sich derselbe in den Hebel'schen Gedichten abspiegelt. Ich ließ mir die väterliche Wohnung des edlen Dichters zeigen, und wendete mich hierauf, mit einem Seufzer über meine Zukunft, der Straße nach Schopfheim zu.

Dieses Städtchen ruht freundlich zwischen üppigen Gefilden, eine halbe Stunde oberhalb dem Zusammenflusse der Bölchen- und Feldbergwiese. Es ist nahe umgeben von den Orten Fahrnau, Eichen, Wiechs und Gündenhausen, und durch seine wachsende Betriebsamkeit sehr munter belebt. Das Daseyn von Schopfheim reicht wenigstens in die karolingische Zeit hinauf; denn zu Anfang des neunten Jahrhunderts vergabte ein gewisser Himmin all' sein Gut daselbst an das Stift Sankt Gallen (10). Es war ein alter Pfarrort mit einem großen Kirchspiele und gehörte zum Gebiete der Herren von Röteln, welches im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn an Markgraf Rudolf von Hachberg überging. Dieser Herr schenkte hierauf der dortigen Bürgerschaft den benachbarten Berg Antogast und die Schereresau zu einer Almende, „damit sie desto williglicher und gerner an dem Flecken Schopfheim verbleiben und Wohnung haben möge (11).

Der städtische Charakter hatte schon damals begonnen, und befestigte sich jetzt äusserlich durch Ringmauern, wie im Innern durch Ordnungen und Gesetze. Und da Schopfheim die einzige Stadt in der Herrschaft Röteln war, und die ganze Landgrafschaft Sausenberg kein städtisches Gemeinwesen besaß, so lächelte ihm bei dem Uebergange an Hachberg und Baden eine freudige Zukunft. Die Markgrafen aber fanden mehr Gefallen an dem freilich auch günstiger gelegenen Lörrach, in Folge dessen das alte Schopfheim bei seinen höchst mittelmäßigen Zuständen verbleiben mußte, bis die neuere Zeit auch ihm emporhalf.

Der Weg zwischen diesen beiden Städten, durch den größten, breitesten und gesegnetsten Theil des Wiesenthales, versetzt den Wanderer in eine Stimmung, welche seine Lebensansicht immer heiterer

---

(10) „Ego *Himmin*, et filii mei *Emhart* et *Winbold*, res nostras proprias in pago *Prisicaugense*, in villa *Scofheim*, ad monasterium S. Gallonis traditimus. Actum in villa *Pinuzheim*, *Prunico* vicario (Odalrici comitis), anno XXXIX Caroli regis.“ Schenkungsbrief von 807, bei Neugart I, 139.

(11) Schenkungsbrief von 1316.

werden läßt, indem die üppige Natur rings umher, die freundlichen, das Gepräge des Wohlstandes tragenden Ortschaften mit ihren reinlich gekleideten, rührigen Bewohnern, und der ganze muntere Kommers des Thales, die Bilder von Verfall, Armuth und Noth, welche Einem auf dem Lande wie in den Städten leider so oft begegnen, auf eine das Herz beruhigende und den Geist höchst angenehm beschäftigende Weise verscheuchen oder in den Hintergrund drängen.

Ein erhöhtes Interesse aber hatte Alles durch Hebel für mich gewonnen; mein Auge suchte begierig die Orte auf, welche er anführt, und überall knüpften sich die interessantesten Betrachtungen über die Art und Weise des schönen Landes und Volkes an. So wird immer eine von der Natur begünstigte Gegend durch poetische oder historische Beziehungen doppelt und dreifach reizend; was Rousseau für den Genfersee, das ist Hebel für das Wiesenthal geworden — wie glücklich, würde ich glauben, gelebt zu haben, wenn mir für meine Heimath ein Aehnliches gelänge!

„Hebel erscheint in den alemannischen Gedichten als der eigentliche Vertreter der Sprache, der Denkart, der Gesittung und Lebensweise seiner Landsleute." Diese Worte seines Biographen ([12]) sind vollkommen wahr, und ich füge noch hinzu: auch persönlich, mit seinen hervorstehendsten physischen und geistigen Eigenschaften, kann Hebel als Typus eines Markgräfers gelten. Wer sich das Bildniß des Dichters eingeprägt hat, und das Land besucht, wird bei den Männern immer und immer ähnliche Gesichtszüge finden. Bei mir wenigstens hatten die Beobachtungen der markgräfischen Männerphysiognomien einen Haupteindruck zurückgelassen, der auf's Ueberraschendste und Lebhafteste wieder rege ward, als ich zum ersten Male ein Bildniß von Hebel zu Gesichte bekam. In diesem Blicke, auf diesem Munde liegt jene biedere, treuherzige Offenheit, vereinigt mit jener eigenthümlichen Schlau- oder Schalkhaftigkeit, welche den Verfasser der alemannischen Gedichte so charakteristisch bezeichneten, und welche auch die Grundzüge des markgräfischen Volkscharakters sind.

In der ältern Zeit hatten die Wiesenthäler in Tracht und Sitte noch Vieles mit den Hauensteinern gemein; durch die Reformation aber änderte sich dies, und auch später traten Kleideränderungen ein,

---

(12) „Hebel's Leben" im ersten Band der neuesten Ausgabe seiner Werke (Karlsr. bei Müller, 1843), S. XXV.

während durch die protestantische Kirchen- und Schulerziehung allmählig eine fast völlige Ummodelung der Sitten geschah. Was nun die Volkstracht anbelangt, so erhielt sich dieselbe, bei dem männlichen Geschlechte, nur in der hintern, schwarzwäldischen Gegend, wie im Bürchauer Thal und zu Gersbach. Rock und kurze Hosen von rohem, braunroth- oder graufarbigem Zeug, ein schwarzer, runder Hut und blaue Strümpfe sind das hervorstechend Charakteristische; im vordern Wiesenthal und in der ganzen Landschaft gegen den Rhein zu wurde die Männertracht mehr oder weniger modernisirt. Die weibliche Bekleidung dagegen findet man noch allenthalben in ihrem unveränderten Wesen, und zu dem schlanken Wuchse, zu dem edel geformten Gesichte und feinen Teint der Markgräferinnen paßte sie auch so vortrefflich, daß es höchlich zu bedauern wäre, wenn sie von der modernen Charakterlosigkeit ebenfalls verdrängt würde.

Anstatt die eigne Feder mit einer Beschreibung derselben abzumühen, nehme ich meine Zuflucht zu Hebel, welcher seine „Wiese" als „Markgräfer Mädchen" so unnachahmlich beschrieben hat.

„Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide; s' schickt si nümme, barfis z' laufe, wemme so groß isch. Do sin wißi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwikle (leg si a, wenn d' chasch!), und Schueh und silberni Rinkli. Do ne grüene Rok — vom breit verbändlete Libli fallt bis zu de Chnödlene abe Fältli a Fältli. Sizt er recht? Thue d' Häftli i, und nimm do das Brusttuech, sammet und roseroth. Jez flicht i der chünstlige Zupfe us de schöne, sufer g'strählte, flächsene Hoore. Obe vom wiße Näke und biegsam in d' Zupfe verschlunge, fallt mit beide-n Ende-n e schwarze sidene Bändel bis zum tiefe Roksaum abe. G'fallt der die Chappe, wasserblaue Damast und g'stickt mit goldene Blueme? Zieh de Bändel a, wo in de Rinklene durgoht, unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über de-n Ohre fürsi mit-em Lätsch, und abe gege-nem G'sicht zue! Jez e side Fürtuech her, und endli der Hauptstaat, zwänzig Elle lang und breit e Mailänder Halstuech! Wie-n e luftig G'wülch am Morgehimmel im Früehlig schwebt's der uf der Brust, stigt mit-em Othem und senkt si, wahlet der über d' Achs'le, und fallt in prächtige Zipfle über de Ruke-n abe, sie rusche, wenn d' en im Wind gosch. Hät me 's lang, se loßt me 's lang hänke, hör i mi Lebtig. D' Aermel, denk' wol, hänksch an Arm, wil 's Wetter so schön isch 'aß me 's Hemd au sieht und dini gattige-n Aermli, und de Schi-Huet nimmsch in d' Hand am sidene Bändel; d' Sünne git ei'm wärmer, und schint ei'm besser in d' Auge. Jez wärsch usstaffirt,

as wenn de hoffertig sy wotsch — und de g'fallsch mer selber wieder, chan i der sage."

„Wie=n es si jez freut, und wie 's in zimpfere Schritte tänzelet, und meint, es seig d' Frau Vögtene selber; wie 's si Chöpfli hebt, und jede=n Augeblik z'ruck schielt, öb me 's ächt au b'schaut, und öb me=n ordeli nohluegt. Jo, de bisch jo hübsch, und jo, du Närrli, mer luege, du Margröfer=Maidli, mit diner guldige Chappe, mit de lange Zupfe=n und mit de längere Horschnuer, und em vierfach z'semeg'sezte flattrige Halstuech!"

Meine letzte Einkehr war in Schopfheim gewesen, ich eilte aber nicht so sehr, Lörrach zu erreichen, sondern wartete in Brombach (13) bei einem Glase Landwein den Abend ab. Als die Sonne den Saum des Gebirges erreicht hatte, stellte sich meinem Blicke ein wahrhaft magisches Schauspiel dar, ein altdeutsches Landschaftsgemälde in wirklicher Natur! Der Horizont schwamm im Golde, das Gewölk glühte wie Purpur, und in diesen Lichtgrund ragte die Schattenseite der Trümmer von Röteln mit den umliegenden Reb= und Waldbergen hinein — ich verzichte aber darauf, einen solchen Anblick näher zu schildern, denn nur einem Jean Paul könnte es gelingen. Erhoben durch diesen Genuß und höchst zufrieden mit dem verlebten Tage wanderte ich in der Abenddämmerung nach Lörrach hinein, wo mich das Vergnügen erwartete, einige Freunde zu treffen und mit ihnen in munterster Unterhaltung den Rest des Abends zu verbringen.

Lörrach war ursprünglich ein Eigenthum der Freiherren von Röteln; sie gaben es einer ihrer Dienstmannsfamilien zu Lehen, welche sich sofort eine Burg in dem Orte erbaute und sich dessen Namen beilegte (14). Dieselbe verlor aber nachmals diesen Stammsitz

---

(13) Dieses Brombach (urkundlich: **Branbahe**) ist eine der ehrwürdigen Stätten, wo das breisgauische Landgericht abgehalten wurde (Schreiber, Urk. der Stadt Freib. I, 88). Es bestand daselbst eine alte sanktblasische Pfarrkirche (Gerbert III, 83, 103), und ein markgräfliches Schloß, welches bei dem Erdbeben im Jahr 1356 in Trümmer fiel (Tschudi, Schweiz. Chron. I, 447), aber bald wieder hergestellt und erst in den französischen Kriegen unter Louis XIV für bleibend zerstört wurde.

(14) Um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebten Albrecht miles, Johann und Martin domini *de Lorrache*. Sie führten einen getheilten Schild im Wappen, dessen rechte Hälfte einen Zweig enthielt. Urk. von 1258. Im Jahr 1287 erscheint abermals ein Albrecht nebst Herrn Hugo von L. Ritter. Die Gemahlin des Letztern war Gertrud und sein vermuthlicher

SCHOPFHEIM IM WIESENTHAL.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische
Landesbibliothek

und siedelte sich jenseits des Rheines an, theils in der Herrschaft Biberstein, theils in der Stadt Basel, wo sie öfters in obrigkeitlichen Aemtern glänzte (15). Das Lehen des Dorfes und Seßhauses Lörrach war indessen hälftig an die Herren von Eptingen und von Baden gelangt, welche es kaufweise den Markgrafen von Sausenberg überließen, wie diese erblich den Markgrafen von Baden (16).

Die vortheilhafte Lage von Lörrach hatte dem Ort schon frühe zur Marktfreiheit verholfen (17); er kam aber erst in bessere Aufnahme, nachdem durch die Zerstörung des Schlosses Röteln im französischen Krieg der Sitz des Oberamtes, Spezialats und Kapitels mit der lateinischen Schule dahin verlegt worden, denn in Folge dieser Veränderung wurde Markgraf Friedrich Magnus, während seines Aufenthaltes zu Lörrach im Jahre sechszehnhundert zwei und achtzig, durch den damaligen Oberamtmann von Gemmingen veranlaßt, den bisherigen Marktflecken unter Ertheilung wichtiger Privilegien zur Stadt zu erheben. Derselbe Beamte entwarf zugleich die Grundzüge des städtischen Freiheitsbriefes, und schloß seinen Bericht mit der Hoffnung: „Wann nun solcher Gestalt gnädigst Etwas resolvirt und publizirt werden sollte, so ist kein Zweifel, es werden bei Erhaltung des edlen Friedens viele Leute anher ziehen, davon uns bereits etwelche wissend sind.“ Die Sache wurde nunmehr am Hofrathskollegium verhandelt und der Freiheitsbrief noch im Verlaufe des Jahres ausgefertigt (18).

Nach Laut desselben sollte es Jedem, ohne Unterschied der im Reich geduldeten Glaubensbekenntnisse, ohne Unterschied des Standes und der Nationalität, erlaubt seyn, sich in Lörrach niederzulassen, wenn er ein gutes Leumundszeugniß beibringe, die Erbhuldigung leiste, und nach dem vorgeschriebenen Modelle ein neues Haus errichte. Zu diesem Baue bekam er Steine, Kalk und Sand unentgeltlich, und

---

Sohn der Edelknecht Hugo, welcher die von seiner Mutter im Maulburger Bann geerbten Güter und Gilten den Kindern seiner Schwester Sophia, einer Vermählten von Ramstein, aus „sonderlicher Liebe zu ihnen“ geschenkt hat, mit Verwilligung Ritter Johanns, seines Bruders. Urk. von 1328. Er ist wahrscheinlich auch Derselbe, dessen Sachs I, 496 erwähnt.

(15) Schon im Jahr 1296 erscheint Herr Hug von L. mit Peter Schaler als Thädigungsmann von Seiten der Basler. Schreiber, UB. I, 143.

(16) Pfarrer Eisenlohr's zu Thiengen „historischer Bericht über Lörrach“ an den Burgvogt zu Röteln von 1756, in der herbsterschen Sammlung.

(17) Marktbrief König Ruprechts von 1403.

(18) Archivalakten von 1679 bis 93.

das Holz um einen leidlichen Preis. Alsdann erhielt er für sich und seine Nachkommen die völlige Leibesfreiheit, den freien Mitgenuß der Gemeindealmenden, den freien Zu- und Abzug, ferner, auf die Dauer von dreißig Jahren, eine Befreiung von allen Real- und Personallasten bis auf das Umgeld und den jeweils nöthigen Stadtwachedienst, endlich beim Neubau des Feldes auf zehn Jahre die Erledigung aller Beschwerden bis auf den Zehent. Der neuen Stadt aber wurden ein Wochenmarkt ([19]) und zwei freie Jahr-, Pferde- und Viehmärkte vergönnt, eine Schützengesellschaft erlaubt, und eine Ringmauer mit Thürmen und Thoren zugesagt.

Als nun allmählig unternehmende Kommerzianten verschiedene Manufakturen und Gewerbe in Lörrach errichteten, und „sich aus allen Umständen zeigte, daß dieser Ort bei erhaltener Gnade der benöthigten Privilegien ungemein emporsteigen, ja dem Lande selbsten durch Beförderung des Handels und Wandels, auch Erweiterung des Verbrauchs der Lebensmittel, nicht wenig Nutzen gewähren würde", wendete sich die Bürgerschaft im Jahre siebzehnhundert fünf und fünfzig an Markgraf Karl Friedrich um Erneuerung ihrer in Vergessenheit gerathenen Stadtrechte. Unterstützt von dem Oberamtmann von Wallbrunn und geheimen Rath Reinhard, erreichte diese Bitte, freilich nicht ohne Schwierigkeiten von gewisser Seite ([20]), ihre endliche Erfüllung. Der

---

(19) In einem Berichte des rötelschen Obervogts Doktor Braun an den Markgrafen heißt es: „Nach eingezogener Erkundigung hat allein der alte Vogt Peter Kellermann zu sagen gewußt, daß vorhin auch ein Wochenmarkt zu Lörach gewesen, worauf man aber vornehmlich nur Holz feil gehabt, und ein jeder durchfahrender Bauer sein Holz nit eher nach Basel zum Verkauf führen dörfen, bis er es zuvor etlich Stunden zu Lörach feil gehabt, da er das Klafter um vier Pfund dem Landmann habe zukommen lassen müssen. Indem nunmehr dieser Ort, weilen das Oberamt neben andern verrechnenden Dienern daselbst sitzet, von den Vögten und übrigen Unterthanen sehr frequentiret wird, auch von den meisten Zünften zu unterschiedlichen Zeiten des Jahrs die Zusammenkünfte in Lörach halten, so möchte es auf solchen Wochen- und Jahrmärkten eine desto bessere Losung geben, wozu dann nit wenig helfen würde, wenn ein Gebot ausginge, daß Niemand anderswo, als auf den Wochenmärkten zu Kandern, zu Schopfen oder zu Lörach, einigen Kaufschlag mit Vieh, Schmalz, Garn, Leder, Wolle, Wein, Korn und dergleichen treiben dörfte, womit dann auch besser verhindert würde, daß nit so viel heimlich Schlich vorgingen, und der Pfundzoll desto richtiger eingetrieben würde."

(20) „Herr Professor Schöpflin ist zwei Tage bei mir gewesen, und hat ein großes Wohlgefallen über unsere Einrichtungen geäussert. Er ist aber der

edle Fürst erneuerte den Lörrachern ihre Stadtrechte und vermehrte dieselben, setzte an die Stelle des bisherigen Vogtes, Stabhalters und Gerichtes einen Bürgermeister und sechs Rathsherren, gewährte ihnen die Errichtung einer Bürgerkompagnie und beschenkte dieselbe mit Fahne und Trommel.

Um aber die Fremden zur Niederlassung in Lörrach noch mehr zu ermuntern, ertheilte der Markgraf für Jeden, welcher sich mit gehörigen Mitteln daselbst ansiedeln würde, um nützliche Manufakturen anzulegen oder das erlernte Gewerbe zu treiben, eine zehnjährige Steuerfreiheit, und ließ eine ausführliche „Benachrichtung" in deutscher und französischer Sprache drucken und versenden (21), welche das In- und Ausland über die vortheilhafte Lage von Lörrach in geographischer, landwirthschaftlicher, medizinischer und kommerzieller Beziehung unterrichten sollte (22). Seit dieser Zeit blühte die Stadt sichtbar heran und ist jetzt einer der betriebsamsten und wohlhabendsten Orte des Landes.

Meynung, daß man nicht werde zu Stande kommen, man nehme denn alle Religionen ein. Equidem digito compesco libellum! Man hat ohnedem mit denen schwartenen (ledernen) monstris genug zu kämpfen; wie erst, wenn man solche Vorschläge thun würde?" Brief von Wallbrunn's an Reinhard von 1755.

(21) Eine Anzahl solcher Avertissements schickte von Wallbrunn unter andern auch an Herrn Mont-rond in Lausanne, aus dessen Antwort wir folgende interessante Stelle mittheilen: „Je receu le paquet contenant les avertissements que S. A. S. Monsigneur le Margrave de *Baden-Durlac* a rendu publiqs en faveur de sa nouvelle ville de *Lerac*, et que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser. Je les ay lu avec beaucoup de plaisir, et je ne peux m'empecher de regarder comme fort hereux les françois protestants, qui seroient assez sages, pour aller sy etablir, puis qu'ils n'auroient rien a desirer du cotté des avantages du pais, et moins encor, de vivre sous la domination d'un prince dont les vertus et le caractere de bonté et de justice, le mette au dessus de tous les princes de l'europe. Je me ferai un devoir, dirigé par le zele le plus ardent de repondre aux vues de S. A. S. et aux votres, Monsieur, en faisant passer les avertissemens dans les provinces meridionales de france, ou sont le plus grand nombre de protestants, et leur faisant aussi connoitre toutes les douceur, qu'ils auroient lieu d'attendre du gouvernement de S. A. S."

(22) Archivalakten über „die dem Flecken Lörrach ertheilte Stadtgerechtigkeit" von 1755 bis 1757; Eisenlohr's Bericht, und die Druckschrift: „Eine Stadt, die durch den Segen der Frommen erhaben wird, wurde der Gemeinde Lörrach bei der am 24. August 1756 geschehenen Einweihung ihrer Stadt vorgestellt von J. L. W. Basel, bei Imhof."

Von Lörrach nahm ich meinen Weg nach Thumringen, um von dort aus die Trümmer des Schlosses Röteln zu besuchen. Man kommt hier durch die üppigste Natur und wundert sich nicht, daß diese Gegend die frühesten Ansiedelungen der ganzen Landschaft aufzählt. In Neugart's alemannischer Urkundensammlung ist das älteste Stück ein Schenkungsbrief vom Jahre sechshundert und siebzig, worin ein gewisser Ebo mit seiner Gemahlin Adelsind alles Dasjenige, was sie zu Weichenhofen, Leidighofen und Bottingen an Haus und Hof, an Leibeignen, an Feld und Wald, an Wiesen und Weingärten eigenthümlich besaßen, dem Kloster Sankt Gallen vermachen (23). In dieser Urkunde wird nun auch der Kirche zu Röteln erwähnt, und die Weise, wie der Name geschrieben ist (24), deutet noch auf ein weit höheres Alterthum. Wahrscheinlich war die Burg daselbst ursprünglich ein römisches Kastell gewesen; im Mittelalter gehörte sie zu den Schlössern ersten Ranges und wurde die Residenz der sausenbergischen Linie des Hauses Hachberg. Ihre Geschichte ist für die ganze Landschaft so wichtig, daß sie eine besondere mit kritischer Ausführlichkeit bearbeitete Darstellung verdient.

Mein Weg durch das Kanderthal hinauf, wie angenehm er auch war, bot gleichwohl nichts Merkwürdiges dar, weswegen ich mich möglichst beeilte, Kandern zu erreichen. Ich hatte daselbst einige Bekannte und wollte in ihrer Begleitung einen Ausflug nach Sausenberg und Bürgeln machen. Ich fand auch eine ganz freundliche Aufnahme, und da die Witterung schön zu bleiben versprach, so legte ich mich in freudiger Erwartung des andern Tages zur Ruhe.

Kandern ist durch sein Eisenhüttenwerk und die benachbarten Eisenerzgruben ein ziemlich lebhafter Ort, der vor etlichen und dreißig Jahren zur Stadt erhoben ward. Er liegt in einem fruchtbaren Thale, eng umschlossen von hohen Waldbergen, am Zusammenflusse des Lippersbaches mit der Kander. Es laufen hier fünf Straßen zusammen, eine von Schliengen, eine andere von Müllheim über Eggenen, eine dritte von Tegernau über Wies, eine weitere aus dem Wiesenthal über Langenau oder Steinen und diejenige von Lörrach.

Der Morgen war erwacht; von dem munteren Gesange der

---

(23) „*Ebo* et conjux sua *Odalsinda* de rebus suis tradiderunt ad S. Gallum quicquid in *Vahcinchova* et in *Laidolvinchova* (abgegangene Orte) et in *Bodinchova* habuerunt. Actum in *Vahcinchova* villa publice“ im Jahr 670.

(24) „Ecclesia, quae dicitur *Raudinleim*, ubi *Landarius* presbyter esse videtur.“

BURKLE AUF DER HÖH.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Landesbibliothek

Vögel hinausgelockt, fand ich den heitersten Himmel, die frischeste Luft, und das vollste Gefühl jugendlicher Rüstigkeit trieb den Musensohn jetzt nach der Höhe. Bald war der Eichenbuk erreicht, bald auch zurückgelegt; ich wanderte mitten durch den dunkeln Sausenhard, in der angenehmsten Schattenkühle, umduftet von dem köstlichen Waldbalsam; das Gemüth erhob sich mit jedem Schritte, mit jedem Schritte wurde die Seele freier, und das Auge ergötzte sich an den schlanken Baumstämmen, an dem üppigen Laubwerk, bis ihm plötzlich der Thurm von Sausenberg begegnete. Mit dem Golde der Morgensonne bedeckt ragte er von seinem Felsfundamente stolz aus dem dunkeln Thannengrün empor, während die übrigen Trümmer unter Gesträuch und Moos noch düster beschattet lagen. Ich setzte mich auf ein abgerissenes Mauerstück und betrachtete die umliegende Waldgegend, aus welcher die Höhe von Bürgeln mir freundlich zuwinkte.

Den Ursprung der alten Veste Sausenberg kennt man nicht mehr; sie wird erst genannt, als schon die Markgrafen von Hachberg in ihrem Besitze waren. Wahrscheinlich gehörte der Sausenhard zu den zäringischen Stammgütern, welche das Haus Baden ererbte, und fiel bei der Trennung desselben an Markgraf Heinrich, den Stammherrn von Hachberg, dessen Enkel Rudolf den Sitz zu Sausenberg nahm, als er mit seinem Bruder die hachbergische Erbschaft theilte (25). Die Veste blieb aber nur kurze Zeit markgräfliche Residenz; denn bei dem Anfalle der Burg Röteln zogen sich die Markgrafen natürlich aus dem düstern Sausenhard in das freundliche Wiesenthal hervor. Indessen blieb Sausenberg noch immer eine gut befestigte Burg, bis sie im Jahre sechszehnhundert acht und siebzig, zu gleicher Zeit mit den Schlössern Röteln und Badenweiler, von den Franzosen zerstört wurde (26).

Von Sausenberg zog ich wieder in das Thal hinab, nach Sitzenkirch, wo einst ein Nonnenkloster blühte, welches im Bauernkriege

---

(25) Sachs I, 476. Ein altes Urbar sagt: „Susemberg hat je und allwegen von seinem Ursprung her den Marggrafen zugehört, auch das Schloß Susemberg von ihnen erbaut, und alle andere umliegende Herrschaften von Adel und Städten dem Landgericht Susemberg, von Basel der kleinen Stadt an durch das ganz Brißgau bis unter Kenzingen zu einem Brunnen (ist eine Verwechslung mit der alten ganzen Landgrafschaft) unterworfen seyn gewesen."

(26) Kolb III, 163. Vergl. auch den Artikel Sausenberg im Iselin'schen Lexikon.

unterging (27). Eine Erfrischung war hier nöthig, um für den steilen, anstrengenden Weg auf Bürgeln den Leib zu stärken. Denn es erreicht dieser Berg eine Höhe von zweitausend und etlichen über zwanzig Fuß. Wie mühsam er aber auch zu ersteigen ist, gegen den Genuß, welchen seine Aussicht bietet, verschwindet alle Mühe! Ich unterlasse es, dieselbe beschreiben zu wollen, und singe dafür mit Hebel's frohen Worten:

„Z' Bürgle=n uf der Höh'
Nai, was cham=me seh!
O wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überall —
Z' Bürgle=n uf der Höh'."

Das ehemalige einfach=schöne Probsteigebäude, welches diese herrliche Höhe ziert, wurde bei der Säkularisation an den Basler Missionsverein, hernach aber an einige Bauern verkauft; es wohnte aber noch längere Zeit ein Klostergeistlicher darin, bei welchem die Katholiken der Umgegend ihre österliche Beicht zu verrichten pflegten. Beinahe sieben Jahrhunderte seit seiner Gründung, durch die Familie von Kaltenbach, hatte dieses Klösterlein als eine sanktblasische Probstei bestanden, und ohngeachtet der abgeschiedenen Lage durch seine werkwürdige Stiftungsgeschichte (28) einen berühmten Namen, wie durch reiche Schenkungen einen nicht unwichtigen Einfluß auf die nächste Umgegend gewonnen.

Hätte ich Bürgeln nicht besucht, so wäre mir eine Tour auf den Blauen nicht zuviel gewesen; da ich aber die Aussicht von diesem Riesen herab früher schon genossen hatte und jetzt mit der bürgeln'schen zufrieden seyn konnte, so wurde der nächste Weg nach Badenweiler eingeschlagen, über Schalsingen, bei Lipburg durch das Ramsbacher Thälchen und am Bergwerke vorbei, wo sich wieder eine Aussicht auf die im Golde der Abendsonne ruhende Landschaft darbot, welche unbeschreiblich reizend war.

Andern Morgens, nach einem frohen Erwachen in Badenweiler, war mein erster Gang auf den Schloßberg, wo ich die herrlichste Morgenlandschaft vor meinem Blicke ausgebreitet fand. Von diesem Genusse einer blühenden Gegenwart, in welchem ich eigentlich schwelgte,

---

(27) Liber originum von Abt Caspar S. 153.

(28) Sie verdient eine besondere Darstellung, welche wir in einem spätern Aufsatze geben werden.

zog es mich aber hernach zu einem andern ganz verschiedener Art. Ich besuchte die alten Bäder. Welches Erstaunen bei Einem, welcher Aehnliches noch nie gesehen! Sorgfältig, mit einem Gefühle von Ehrfurcht, stieg ich in den Gemächern umher und rief dabei all' mein römisch-antiquarisches Wissen zu Hilfe, um das Bild, welches mir die wohlerhaltenen Ueberreste gaben, möglichst zu vervollständigen. Es muß ein Prachtgebäude gewesen seyn mit seinen trockenen, strömenden, Dampf- und Schwimmbädern, mit seinen Aus- und Ankleidezimmern, seinen Treppen, Nischen und Gängen, wo überall geschliffener farbiger Marmor glänzte.

Die Bäder wurden im Jahre vier und achtzig durch einen bloßen Zufall entdeckt. Das Oberamt zu Müllheim erstattete darüber Bericht an den Markgrafen, und Karl Friedrich bewilligte sogleich eine namhafte Summe zum Behufe der Ausgrabungen, welche mit steigendem Eifer betrieben wurden, da sich bald gezeigt hatte, daß man einen höchst merkwürdigen antiquarischen Fund gemacht. Alle Freunde des Alterthums in der Nachbarschaft eilten herbei und bewunderten die aufgegrabenen Badruinen; es entspannen sich gelehrte Briefwechsel darüber, und der geheime Rath von Edelsheim schrieb während seines Aufenthaltes zu Badenweiler an den Markgrafen unter Anderm: „Selbst die in Rom befindlichen Bäder des Titus geben kein so anschauliches Beispiel, wie die hiesigen; die Wirthe spüren auch schon den Nutzen, welchen ihnen diese Entdeckung verschafft." Er trug daher auf die völlige Ausgrabung, sorgfältige Säuberung und Verwahrung an, wozu Karl Friedrich wieder mit fürstlicher Liberalität das Geld bewilligte. Mit dem löblichsten Eifer betrieb der Burgvogt Groos zu Müllheim die Arbeit; der Fürstabt Gerbert von Sankt Blasien erschien, um die Ruinen zu besehen, und konnte sich „nicht genug daran ersättigen", und Herr von Mechel in Basel wendete sich an den Markgrafen um die Mittheilung eines ausführlichen Beschriebes der badenweilerschen Alterthümer, worauf der Hofdiakonus Preuschen zur Abfassung eines solchen beauftragt wurde (29).

Diese Beschreibung erschien hernach gedruckt (30) unter dem Titel:

---

(29) Archivakten über „die bei Müllheim entdeckten alten Bäder" (mit Briefen, Beschreibungen und Plänen) von 1784 bis 1788.

(30) Bei Varrentrapp zu Frankfurt a. M. 1787. Es enthält auch einen gutgestochenen Plan des Bades, und ein artiges Gedicht mit folgender Schlußstrophe:

„Denkmäler von alten physischen und politischen Revolutionen in Deutschland, besonders in den Rheingegenden." Zu gleicher Zeit aber ergriff auch Gerbert in seiner Sylva Nigra die Gelegenheit, das badenweilersche Römerbad zu schildern (31). „Sie wurden entdeckt," sagte er im Eingang dieser Schilderung, „an einem Orte, welcher selbst dem Scharfblicke eines Schöpflin entgangen war, bei Gelegenheit, als sich Markgraf Karl Friedrich zu Badenweiler ein Tuskulanum suchte, angezogen von derselben Anmuth der Umgegend, welche schon die Römer angelockt hatte. Nachdem diese Eroberer Gallien unterjocht hatten, bemeisterten sie sich auch des diesseitigen Rheinufers. Die gesunde Luft, die Schönheit der Landschaft, und besonders die warmen Quellen (wofür die Römer so viel Vorliebe hatten) mochten ihnen Reize genug seyn, sich hier am Fuße des Blauen anzusiedeln; wo sie ein Werk errichtet haben, welches noch in seinen Trümmern unsere Bewunderung verdient."

In der That hätten die Römer keinen an Naturschönheiten reichern und zur Vertheidigung geeignetern Ort für eine so bedeutende Niederlassung wählen können. Da ruht der stille, liebliche Thalgrund von Ober- und Unterweiler, umgeben links vom Brizinger Eichforst und vom Hühnerstall, wohinter der Hügelheimer Wald finster hervorschaut; alsdann im Osten vom Stockberg und rechts vom nächsten Arme des Blauen, an welchen sich das Dorf Badenweiler anlehnt. Zwischen sanften Wald- und Rebhügeln und geschmückt mit zahlreichen, üppigen Obstbäumen, erstreckt sich das vom Klemmbach bewässerte Thal bis hinaus an die Landstraße bei Müllheim. Auf der rechten Seit desselben, zunächst bei Badenweiler, erhebt sich der Schloßberg, mäßig hoch, von kegelförmiger Gestalt und so angenehmer Lage, daß das Auge mit Wohlgefallen auf ihm verweilt. Es krönen ihn noch weitläufige

---

„So zierten Römer hier den stillen,
Den wasserreichen Abnoba
Mit Bädern, Portiken und Villen.
Und auch stund ein Theater da,
Worauf die Welt ihr Schauspiel hielte,
Und Mancher wohl in Lust und Leid;
Wie noch, ungleiche Rollen spielte,
Im Drama der Vergänglichkeit."

(31) Tom. II, 470. Der Markgraf hatte ihm die Preuschen'sche Beschreibung zugeschickt, deren gelehrte Ausschweifungen dem feingebildeten Prälaten aber nicht behagt zu haben scheinen.

gez. und gestochen im Atelier C. Frommel

BADENWEILER

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Landesbibliothek

Trümmer, düster in der Tiefe, wo alte Eichen sie beschatten, aber mächtig und kühn in die Luft emporragen. Auf dem zur Hälfte abgebrochenen Rundthurme der Abendseite ist geschmackvoll eine Hütte angebracht, wo man eine wahrhaft zauberische Aussicht genießt. Ueber das frische Grün des nahen Thalgrundes, über die mannigfachen Abhügelungen rechts und links, über Haine und Weingärten; über das flache Land alsdann, hinaus an den Rhein, an den dunkeln Hard, über die gesegnete Fläche des Elsaßes, bis wo die Vogesen in blauem Dufte den Himmel berühren! „Hätten Lorrain und Poussin diese Gegend besucht, sie würden zuverlässig einige Ansichten derselben ihren entzückenden Darstellungen von Tivoli und Albano beigefügt haben. Wirklich erinnern die Umgebungen von Badenweiler oft an jene Lieblingssitze der Römer. Die Ansicht der Landschaft längs dem Rheine und den Vogesen ist den großen schönen Fernsichten beizuzählen, welche die genannten Maler mit so viel Vorliebe und so meisterhafter Kunst dargestellt haben. Man begegnet auch hier der zahllosen Menge, der reichen Bewegung und Mannigfaltigkeit von flachen, schon ohne Färbung schönen Linien, welche vom Vorgrunde aus bis an den Horizont wellenförmig und immer sanfter in feiner Abstufung auf einander folgen, und mit den beleuchtenden Lichtstrahlen wetteifern. Das Anschauen einer solchen Gegend sättigt nie, der unaufhörliche Licht- und Schattenwechsel verleiht ihr stets einen neuen Glanz."

Als Heinrich der Löwe sich mit Klemenzia, der ältern Tochter des Herzogs von Zäringen, im Jahre eilfhundert sieben und vierzig vermählte, brachte sie ihm das Schloß Baden mit hundert Dienstmannen und fünfhundert Mansen Feldes als Mitgift zu (32). Dieses ist die älteste urkundliche Nachricht von Badenweiler. Daß die Veste römischen Ursprungs war, unterliegt keinem Zweifel; denn wer könnte glauben, die Römer hätten den vortrefflich gelegenen Hügel in solcher Nähe ihrer Ansiedlung etwa unbenützt gelassen! Zehn Jahre nach seiner Vermählung vertauschte Herzog Heinrich Badenweiler an Friedrich den Ersten um andere Güter in Sachsen; hernach aber, als er sich

(32) Unter den Dienstmännern befanden sich ohne Zweifel auch die Herren von Baden, welche zu den ältesten herzoglichen Ministerialen gehörten, später im Breisgau und Elsaß sehr begütert und endlich in den Freiherrenstand erhoben wurden. Sie führten einen schwarz und weiß quadrirten Wappenschild; ihr letzter männlicher Sprößling verstarb in den 20ger Jahren zu Freiburg.

auf Betrieb dieses Kaisers, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft, von Klemenzia scheiden ließ, fiel die Burg dem zäringischen Hause wieder anheim.

Nach dem Erlöschen desselben in Berthold dem Reichen erbten die alemannischen Lande an Graf Egon von Urach, den Gemahl der ältern Schwester des Herzogs. Durch die beiden Enkel dieses Herrn theilte sich seine Familie in zwei Aeste, in den von Freiburg und den von Fürstenberg; jener erhielt die breisgauischen, dieser die schwarzwäldischen Besitzungen. Der erstere aber erlitt schon unter den Söhnen seines Stammherrn wieder eine Abtheilung, indem Egon die Stadt Freiburg mit den anhangenden Herrlichkeiten, Heinrich dagegen die Stadt Neuenburg und Veste Badenweiler erhielt, welch' letztere seine Erbtochter ihrem Gemahl, dem Grafen von Straßberg, zubrachte, dessen Sohn Immer, da er ohne Nachkommenschaft blieb, dieselbe auf seine Vettern von Fürstenberg vererbte. Diese aber verkauften Badenweiler nach wenig Jahren an die Freiburger, welche es ihrem Grafen überließen, damit er auf den Besitz der Stadt verzichte ([33]).

So gerieth Badenweiler wieder in die Hand der Grafen von Freiburg, welche nun daselbst ihren Wohnsitz nahmen. Die gewohnte schlechte Wirthschaft dieser Herren aber hörte nicht auf, und bald waren sie genöthigt, die Veste mit der anhangenden Herrschaft wiederholt zu verunterpfänden, zuerst an die Markgrafen von Hachberg und den Graf von Tübingen auf den Grund einer Schuldforderung, hierauf an das Haus Oestreich, welches sich dabei verpflichtete, diese mit allen übrigen Schulden zu übernehmen. Man sieht also auch hier wieder, wie in den damaligen Zeiten die Herren mit Land und Leuten verfahren sind — es war ein ewiges theilweises oder ganzes Verpfänden und Afterverpfänden, ein ewiges Sequestriren und Okkupiren, wobei die Unterthanen oft die bittersten Verluste und härtesten Bedrängnisse erlitten. Wie konnten da die Landwirthschaft, das Gewerbewesen, der Handel sich heben und ein Wohlstand aufkommen! Die Folgen des Feudalismus, dieses zahllose Herren- und Junkerthum mit seinem Stolz und Uebermuth, mit seinen Prozessen und Fehden, seinen Ausschweifungen und Schulden — es war der Krebsschaden der Nation, und der so verschreite Bauernkrieg hatte die Aufgabe, ihn von der Wurzel aus zu heilen; aber die Geschicke Deutschlands verhinderten es.

Als während des Konzils zu Konstanz das Haus Oestreich durch

(33) Vergl. Badenia I, 94.

die Parteinehmung Herzog Friedrichs für Papst Johann beim Kaiser in Ungnade gefallen, erhielt Graf Konrad von Freiburg die Vergünstigung, Schloß und Herrschaft Badenweiler wieder einzulösen, und Siegmund bestätigte ihn hernach im Besitze derselben auch für die Zeit seiner Versöhnung mit dem Herzoge. Aus dieser Wiederlösung entsprang in der Folge ein langwieriger Prozeß, welcher auf den damaligen öffentlichen Rechtszustand zwischen den Fürstenhäusern ein der allgemeinen Miserie deutscher Verhältnisse entsprechendes Licht wirft.

Der Sohn Graf Konrad's war Johann, welcher die Herrschaft im Jahre vierzehnhundert vier und zwanzig an den Grafen von Nellenburg verpfändete. Bei dieser Gelegenheit wandte das Haus Oestreich sein vermeintes älteres Pfandrecht vor, und der Streitfall steigerte sich bis zur Waffengewalt. Schon wurden die gegenseitigen Lande überfallen und verwüstet, als der Landvogt von Thierstein, durch Vermittlung besonders des Markgrafen von Hachberg, die Parteien dahin vermochte, auf den Ausspruch des Rathes zu Basel zu compromittiren. In Folge dessen verblieb nun Graf Johann im Besitze der Herrschaft und setzte sofort Herrn Heinrich von Neuenfels zum Vogt über dieselbe.

Johann hatte Maria von Chalon zur Gemahlin, gewann aber keine Kinder aus ihr. Dieser Umstand veranlaßte ihn, Badenweiler seinem Vetter Markgraf Rudolf von Hachberg zu schenken, welches er jedoch wegen wiederholter Ansprüche des Erzhauses nie ruhig besaß. Die Streitigkeiten dauerten auch unter seinen Nachfolgern und Erben, den Markgrafen von Baden fort, und erst im Jahre siebzehnhundert ein und vierzig verzichtete Oestreich völlig auf die Herrschaft (34).

Die Burg Badenweiler, nachdem sie im dreißigjährigen Krieg von den Kaiserlichen erobert, den Markgrafen beim Friedensschlusse aber wieder eingeräumt worden, fiel im Jahre sechszehnhundert acht und siebzig als eine Beute der Franzosen (35). Da die Art und Weise dieses Vorganges ein helles Licht auf die damaligen deutschen Zustände wirft, so verdient er in Folgendem eine ausführlichere Darstellung.

Nach dem Falle des Marschalls Türenne bei Sasbach war der Prinz Condé aus den Niederlanden mit Hilfstruppen erschienen,

---

(34) Alles nach Kräuter, Sachs und nach den Sammlungen Herbsters.

(35) Archivakten sub rubro: „Uebergab des Schlosses zu Badenweiler an die Franzosen, was darauf erfolgt und wie sie solches nach viermonatlicher Besitzung endlich auf dem Boden weggebrannt und in Grund ruinirt. Anno 1677 und 78."

um den General Montecuculi anzugreifen. Dieser hatte aber eine so vortheilhafte Stellung gewonnen, daß der Feldzug ohne Erfolg zu Ende ging. In den nächsten Feldzügen dagegen gewannen die Franzosen die Festungen Philippsburg und Freiburg. Von da aus machten sie alsdann Streifzüge in die Umgegend, besonders suchten sie tiefer in den Schwarzwald einzudringen.

Ihre Hauptabsicht war hiebei gegen Villingen gerichtet, da ihnen aber überall durch Verhaue die Päße und Wege abgeschnitten wurden, begnügten sie sich mit einem Raube von hundert Stück Kühen, und verließen den Schwarzwald, um jenseits des Rheines die Winterquartiere zu beziehen. En passant jedoch sollte Badenweiler weggenommen werden. Es war am zwanzigsten November, als General Montclar mit seiner Abtheilung in der Gegend erschien und die Garnison des Schlosses durch einen Trompeter zur Erklärung auffordern ließ, ob sie sich zu ergeben oder zu vertheidigen gesonnen sey. Die markgräflichen Beamten, welche sich daselbst befanden, entschuldigten sich zwar, „daß keine Kaiserlichen unter der Besatzung sich befänden, daß von Seite derselben ja niemalen der geringste Schaden verursacht worden, sie auch inskünftige keinerlei Thätlichkeit sich erlauben werde, da ihr Zweck allein die Bewachung des Ortes sey", und baten um einen Termin zur Einholung weiterer Verhaltsbefehle. Es wurde ihnen aber abgeschlagen und unter Androhung einer Devastation der ganzen Umgegend bedeutet, sich kurz zu resolviren. Hierauf verließen die Herren Beamten das Schloß, um sich „in Sicherheit zu salviren" (36), während der

(36) Schreiben eines der badenweilerschen Beamten an den baden-durlachischen Minister von Kroneck (Basel, 24. November 1677):

„Es hat sich wider alles Versehen zugetragen, daß Dienstags, den 20. November, der französische General Montclar Nachmittags um 3 Uhr einen Trompeter neben einem Kapitän und 25 Dragonern vor das Schloß Badenweiler geschickt, welche auf der Badermatte still gehalten und dreimal die Trommel gerührt, worauf der Kapitän mit dem Trompeter etwas näher herbei geritten, wiederum still gehalten, dann aber der Trompeter allein bis an den Schlagbaum gekommen, und uns, als wir (der Kommandant, Herr Burgvogt und ich) zu ihm hinunter gegangen, sein Anbringen in Deutsch (da er ein Jülicher war) also gethan: Sein Herr General begehre, daß von dessen Völkern eine Garnison eingenommen, dagegen die inliegende hinausgeschafft werde, und solle man sich deswegen sogleich erklären. Worauf ich zur Antwort gegeben: Wenn er würde königliche Ordre aufweisen, daß das Schloß müsse feindlich attaquirt werden, wären wir nicht capabel, uns einem so großen und victoriosen König zu widersetzen; wir verhofften aber, indem

d. Kunstverlag

SPONECK.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„befehligende Korporal mit seinen Burschen" entschlossen war, sich bis auf's Aeusserste zu vertheidigen, ungeachtet die ganze Montclar'sche

---

wir niemalen kaiserliche Völker eingenommen, und unser gnädigster Herr diese Garnison auch einig und allein zu Verwahrung des Hauses hielte, nicht aber, um den königlichen Waffen einige Hinderniß zu machen, zumalen sich diese Lande bisher mit der Kontribution nacher Breisach jederzeit gehorsamlich eingestellt — man werde uns in statu quo und unverändert belassen. Worüber der Trompeter regerirt: Dies wäre Raison genug; er sey auch nur als Freund gekommen, und habe das Schloß mit der Trommel aufgefordert, denn so wir Feinde wären, wollte er Vosell geblasen haben. Wir sollten uns kürzlich und mit Wenigem erklären, ob wir seines Generals Garnison einlassen oder uns wehren wollten, welchen Falls er uns versicherte, daß alle herumliegenden Dörfer in Brand gesteckt und das Schloß nicht minder ruinirt werden sollten. Er wüßte wohl, daß sich der Ort etwas würde halten können, aber doch gegen die Macht seines Generals nichts sey — en fin, wir sollten uns kurz fassen. Dagegen bemerkte ich: Das Defensionswesen wäre mir nicht anbefohlen, sondern dem zugegen stehenden Kommandanten, welcher von dem Herrn Kommandanten zu Hachberg dependire, daher unsere Bitte sey, man wolle uns drei Tage Termin erlauben, bis die Verhaltsordre einlangen möchte. Hiebei fragte ich zugleich, wie es mit Hachberg stünde, und wie die fürstlichen Bedienten sollten gehalten werden? Worauf er zur Antwort gab: Hachberg wäre in seinem alten Stand; man habe einen Trommelschläger dahin geschickt, was derselbe aber zu verrichten gehabt, wüßte er nicht. Im Uebrigen sollten die fürstlichen Diener in Allem verbleiben wie bisher; den begehrten Termin wolle er seinem Herrn General zwar hinterbringen, wüßte aber, daß keine 24 Stunden gestattet würden. Womit er nebst freundlicher Salutationsertheilung fortreiten wollen, ich aber urgirte ihn, etwas noch zu bleiben, wir wollten ihm einen guten Trunk reichen lassen, und unsere Resolution an seinen Herrn schriftlich mitgeben. Er dagegen: Wir sollten es kurz machen."

„Als nun der allhiesige Oberamtskanzlist Langenbach, so der französischen Sprache in etwas erfahren, diese Antwort so kurz wie möglich verfaßte, erzeigte sich während dessen der Dragonerkapitän sehr ungeduldig auf dem Pferd, tummelte solches vielfältig herum, umritt das Schloß und besahe es aller Orten genau. Wie endlich das Schreiben fertig war und gedachter Langenbach solches überliefern wollte, geschah dabei das Versehen, daß er solches nicht dem Trompeter, sondern dem Kapitän zubrachte, welcher es aber refusirt und ihn bis zu seinen Truppen gelockt, dort festnehmen und in's Hauptquartier abführen lassen. Uns aber wurde zurückentboten: Wir sollten den Tambour gleichbald ihnen nacher Hachberg nachsenden. Welchen ich denn sogleich mit einem Schreiben über diesen Zustand an Herrn von Höhnstätt versehen und nebst einem Passe fortgeschickt; es ist ihm aber gleich bei der ersten Wache dasselbe abgenommen und er wieder zurückgejagt worden. Denselben Abend noch hab ich mit den übrigen Bedienten (als Herrn Spezialen, Herrn Burgvogten und Einnehmern) den Kommandanten befragt, ob er sich wider die

Abtheilung inzwischen herangerückt war und das Schloß umgeben hatte. Glücklicher Weise brachte ihn der daselbst durch Verspätung zurückgebliebene markgräfliche Einnehmer von diesem heldenmüthigen Entschlusse wieder ab, und unterhandelte mit dem General einen Akkord, wornach die markgräfliche Besatzung im Schlosse verbleiben, man aber zwanzig französische Dragoner dazu einnehmen solle. So öffnete die Veste Badenweiler denn ihre Thore — um der Ordnung und des Friedens willen! Aber die Franzosen meinten, es thue nicht gut, zweierlei Kriegsvolk unter ein Dach zu legen, und manipulirten den Korporal mit seiner Garnison aus dem Schlosse hinaus, durchsuchten alle Winkel und steckten zu sich, was ihnen gefiel ([37]).

---

angedrohte Gewalt zu defendiren gemeint, welcher mir geantwortet: Ja, er wolle sich seiner schriftlichen Ordre gemäß halten. Worauf ich ihm aber mit den Uebrigen zu erkennen gegeben, er würde sich schwerlich halten können, und anderes nichts verursachen, als daß alle umliegenden Dörfer eingeäschert, und das Schloß dennoch endlich gewonnen und gleichfalls ruinirt würde. Er aber regerirte: Er wüßte seine Resolution wohl, und wolle sich über Nacht schon bedenken."

„Als ich nun des Morgens wieder zu ihm kam, und nochmalen mit Remonstrirung aller Gefahr um seine Entschließung bat, gab er neben dem Fähndrich gleichfalls zur Antwort: Wollten sich wie redliche Soldaten bis auf den letzten Mann und Blutstropfen wehren. Auf welches wir Bediente uns entschlossen, uns zu retiriren und in Sicherheit zu salviren. Zu solchem Ende verließen wir das Schloß (mit Ausnahme des Einnehmers, welcher um Etwas einzupacken noch zurückgeblieben), kamen aber kaum ein Paar Schüsse weit, so sahen wir dasselbe von einem Regiment Dragoner umgeben, so daß Niemand mehr hinein noch heraus konnte."

(37) Bericht des Einnehmers Saler und Korporals Schmeller an den Markgrafen (Basel, 24. November 1677):

„Es ist General Montclar Dienstags, den 21., vor Tag im Lager zu Krozingen aufgebrochen, und Morgens zwischen 8 und 9 Uhr mit Pauken-, Trompeten- und Trommelschall in Person vor Badenweiler angekommen. Als nun wirklich 2 Regimenter Dragoner da gestanden und die Infanterie auch im Anmarsch war, hat der General seinen vorigen Trompeter mit 3 Offiziers vor das Schloß geschickt, und unsere Resolution, ob wir uns zu wehren gemeint seyen, vernehmen wollen, mit der Commination, daß gleich auf den ersten herausgehenden Schuß der Skribent Langenbach an die unten am Schlosse stehende Linde gehenkt werden solle. Darüber wir ihme zur Antwort gegeben, weilen ohne Euer Hochfürstlichen Gnaden Vorwissen oder anderweitige Ordre das Schloß aufzugeben, uns allzu verantwortlich fallen würde, so könnten wir einmal solang nichts eingehen, bis der nacher Hachberg verschickte Tambour zurücke gelangt. Worauf der General uns allsogleich andeuten lassen, wir

SÄCKINGEN.

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nach einigen Tagen wurde diese Mannschaft von einer stärkern Truppe aus Freiburg abgelöst, welche unter dem Kommandanten

---

hätten von Hachberg keine Resolution zu erhoffen, maßen er, der Tambour, aufgefangen worden; indessen er sich dem Schlosse besser genähert, und mit zwei aufgehobenen Fingern bei Gott geschworen, wofern wir die Infanterie völlig ankommen lassen, werde er uns den geringsten Accord nicht mehr geben. Wir möchten uns auch wehren, wie wir wollten, wolle er uns dennoch zwingen, wo alsdann keines Menschen geschont, die Kommandirenden unter die Port aufgehenkt, und die übrigen ohne Unterschied und ohne alle Gnade niedergemacht, zumalen auch alle Dorfschaften eingeäschert werden sollen; beineben aber durch seinen Secretarium sagen lassen, er sey nicht gemeint, daß unsere Garnison ausziehe, sondern nur 20 Dragoner dazu einnehme."

„Wie wir nun gesehen, daß die Gewalt uns überlegen, und wir in die Länge doch keineswegs ausdauern könnten, sintemalen die Defensionsmittel sehr schlecht bestellt waren, hingegen Montclar die Granadire, den Ort mit Feuer anzugreifen, bereits beordert hatte, als haben wir eine Stunde Aufschub zu bedenken begehrt, da dann ich, der Schatzungseinnehmer, die Accordpunkte verfaßt und übergeben lassen, mit dem Anfügen, daß wo Herr General in diese nicht einwilligen würde, wir uns eher auf das Aeusserste defendiren wollten; darüber er dann den Accord angenommen hat. Es ist aber derselbe nachgehends schlecht gehalten worden; denn als 20 Dragoner mit zwei Officieren herangekommen und je bei einer Porten zwei, vier oder sechs abgestiegen und gesehen, daß sie so die Oberhand erhalten, und der Ueberrest oben im Schlosse abgestiegen, haben sie sich sämmtlich an die doppelte obere Porte gemacht, meine Bursch' etwas hinabrucken heißen, darüber die Porte zugemacht und zum kleinen Thörlein hinaus die Gewehr auf die Meinigen präsentirt, und an mich, den Schmeller, mit dem Vorwande, man thäte doch kein gut beisammen, begehret, aus dem Schloß und in das Dorf marschiren zu lassen; daß man also zu quittiren gezwungen gewesen. Jedoch aber hat der Capitain versprochen, daß die Officier der abgehenden Soldatesca ungehindert aus- und eingehen, die Beamten wieder wie bisher im Schlosse wohnen dürften, die Mannschaft gute Disciplin halten, und nichts von den Vorräthen an Wein und Früchten angegriffen werden solle."

„Sobald aber General Montclar, welcher nicht weiter, als in den Vorhof gekommen, mit dem Capitain wieder weggeritten, hat der Lieutenant angefangen, aller Orten zu visitiren, und seinen Dragonern zu plündern erlaubt, dabei dann nichts verschonet worden, und wiewohl wir protestirt, daß solches gegen die Parole des Generals laufe und selbige schlecht respectirt werde, und wir auch den Accord vorgewiesen, so hat es doch wenig fruchten wollen, sondern der Lieutenant gesagt, er wäre jetzt Kommandant des Ortes und frage nichts nach Montclar. Und nachdem das Plündern vorbei war, und sie des Weines je mehr empfanden, haben sie uns zu Erlegung eines Stück Geldes anstrengen wollen, und uns dergestalten zugesetzt, daß es unmöglich war, bei ihnen auszuhalten, und wir das Schloß verlassen mußten."

von Martinette ihre Winterquartiere daselbst nahm, und sofort das umwohnende Landvolk in Kontribution setzte. Die armen Bauern hatten aber solche Furcht vor den Franzosen, daß sie großentheils ihre Wohnungen verließen und sich auf den Schwarzwald oder in die Schweiz flüchteten. Es mußte also schlimm aussehen mit der Verpflegung, was dann zu neuen Drohungen und Gewaltthaten führte, bis die zurückgebliebenen Unterthanen im Unwillen der Verzweiflung selbst den Befehlen des Markgrafen und seiner Amtleute keine Folge mehr leisteten. Eine Kontribution nach Breisach und eine nach Badenweiler leisten, dabei willkürlichen Gelderpressungen und brutalen Mißhandlungen ausgesetzt seyn, nirgends einigen Schutz, nirgends eine kräftige Verwendung sehen, und darum überall den Spott des übermüthigen Feindes ertragen zu müssen — wer konnte da dem armen Landvolke verargen, wenn es die Fesseln des Gehorsams von sich warf, und auf eigene Faust sein Durchkommen suchte ([38])?

---

(38) Bericht des Spezials Bartenstein an den Markgrafen (Badenweiler, 14. Jänner 1678):

„Den 10. dies seind General Montclar und Herr Bouffler, Kommandant zu Freiburg, hier um 9 Uhr angekommen, haben das Schloß und die Gegend wohl considerirt und besichtigt, und weilen sie ersters also befunden, daß sie es für einen importanten Ort gehalten, als haben sie darauf vom Schlosse an bis zum Amthaus und dasselbige um und um mit Pallisaden zu besetzen Anstalt gemacht. Und weilen selbiges Tags auf die 60 Dragoner angelangt, haben sie selbe in's Schloß, die Musquetirer aus dem Schlosse aber in das Amthaus legen lassen, und sind nach eingenommener Mahlzeit wieder auf Freiburg und Breisach abgereist. Sonsten hat es bis anher aller Orten verdrießliche Reden gegeben, sonderlich wegen Hachberg, indem sie unter anderem vorgegeben: Euer fürstliche Durchlaucht hätten besser gethan, keine kaiserlichen Völker einzunehmen und wären neutral geblieben, so würde man keinen Gedanken auf die Schlösser gehabt haben. Nun aber gehe es, wie es gehe, und werde noch viel schrecklicher hergehen, denn Euer Durchlaucht seye nicht mehr Herr im Land, sondern der König. Der hiesige Kommandant, Herr d'Ardan, hat den Unterthanen auch befohlen, Euer Durchlaucht nichts mehr zu geben. Im Schlosse gehet es also her, daß man in kurzer Zeit von dem reichen Segen an Frucht und Wein wenig übrig behalten wird. Diejenigen, welche nichts hineingeflüchtet, haben das Meiste herausgetragen, unter denen sonderlich die Bergwerksleute, so französisch haben reden können, den größten Schaden gethan, und die Säcke mit Frucht aus dem Schloß in den Graben geworfen, wodurch sie versprungen und die Frucht verderbt worden."

„Es ist allerdings unmöglich, daß man bei solchem Unwesen im Land werde bleiben können. Die oberen Herrschaften (Möteln und Sausenberg) drohen sie gänzlich einzuäschern, wozu leider an Rümmingen und Sitzenkirch

Die Garnison zu Badenweiler war inzwischen gewechselt und vermehrt worden; sie hatte sowohl das Schloß als das Amthaus inne, und verschanzte sich durch Pallisaden dermaßen, daß man auf ein längeres Verbleiben derselben schließen mußte. Daher war das Erstaunen nicht gering, als man am sechsten April acht und siebzig, Morgens in aller Frühe, das Schloß in Flammen stehen und die Franzosen sämmtlich abziehen sah. Auf diese Kunde hin kehrten die geflüchteten Unterthanen zwar wieder zurück, hüteten sich aber sehr, Etwas zu thun, was dem Feinde misfällig seyn konnte, wie sie denn unter Anderem den Befehl, alles in Badenweiler noch Brauchbare abzureißen und wegzubringen, mit den Worten zurückwiesen: „Wenn die Franzosen gewollt hätten, daß die Veste gänzlich zerstört werden solle, so würden sie es schon selbst gethan haben." Natürlich aber gab es Leute genug, welche alles Eisen und Holz nächtlicher Weile hinwegschleppten, und so wurde das Schloß nun vollends zur Ruine. Dem Amtmann mit seiner Kanzlei ließ der Markgraf das herrschaftliche

---

der Anfang gemacht worden. Bei solchem Brennen sagte ich zu Herrn Kommandanten cum permissione: Wann man dergestalt verfahren werde, würde man wenig Unterthanen im Lande behalten. Worauf er mir antwortete: Es werde in der Herrschaft Badenweiler, wo die Leute zu Hause seyen, dergleichen nicht geschehen; sie (die Franzosen) seyen nun hier, und werden auch hier verbleiben, und sollten sie müssen Steine fressen. Der Kerl, sagte ein Anderer, welcher das Schloß übergeben, der sey ein —, und wäre werth, daß man ihn an den höchsten Baum hängte. Wie denn sicherlich dieses Schloß von ihnen dem zu Landskrone gleich geschätzt wird, und hätten sie dasselbe nicht für capabel gefunden, sich darin wider einen Feind zu defendiren, so würde man gleich Frucht und Wein daraus weg geführt haben und es in Brand stecken lassen; so aber wollen sie es manuteniren, wie lang sie können, und gedenken auch das Amthaus so zu fortifiziren, daß ihnen dann 1000 Mann nichts anhaben mögen."

„Jetzo soll der Kommandant die Ordre haben, die Häuser aller derer zu verbrennen oder abzubrechen, welche sich nicht nach Haus begeben wollen; hat auch darauf vergangenen Samstag zu Müllheim ein kleines Häuslein und zu Hügelheim eine Hütte anstecken und verbrennen lassen, und es wären noch mehr Häuser angesteckt worden, wenn die Unterthanen nicht so flehentlich gebeten hätten. Gestern hat der Kommandant unseres Vogts Behausung selber anstecken wollen, und wäre auch geschehen, wenn es Herr Förderer nicht declinirt und abgewandt hätte. Der Jammer ist bei uns nicht zu beschreiben, sonderlich wegen der Dragoner, welche die Unterthanen verhalten sollen oder das Geld dafür geben. Die Leute werden ganz ungehorsam, widerspännig und desperat, so daß sie sich verlauten lassen: sie wollen einmal aus dem Land, man möge dann sengen und brennen, es gehe doch endlich dahinaus."

Gebäude zu Sulzburg einräumen, bis die Verlegung des Oberamts nach Müllheim geschah.

Dies die Geschichte der Burg Badenweiler. Sie hat uns keinen einzigen erfreulichen Zug gewiesen, und Dasselbe ist leider noch bei mancher alten Veste unseres Landes der Fall. Eine Zeitlang allerdings gehörten die Burgen zu den Glanzpunkten des deutschen Lebens; aber zu bald wurde es anders mit ihnen, und zu traurig lastete ihr Misbrauch auf dem umliegenden Lande. Und später vollends, bei der veränderten Kriegsmanier, ward ihre versuchte Vertheidigung immer zur Lächerlichkeit, während ganz geringe Städte, wo aber ein bürgerliches Bewußtseyn lebte, sich glänzend gegen übermächtige Feinde gehalten. Nicht eines von unsern größten und festesten Schlössern hat so glorreiche Belagerungen ausgehalten, wie zum Beispiel die Stadt Villingen. Hieraus läßt sich auf den militärischen Geist schließen, welcher die fürstlichen Soldtruppen und ihre Kommandanten in Deutschland beseelte, oder vielmehr noch auf den Geist der Regierungen, wovon die militärischen Operationen abgehangen.

Einige Nachrichten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts nennen Badenweiler ein „berühmtes Bad". Markgraf Friedrich Magnus hatte dasselbe neu untersuchen lassen (39), und sein Nachfolger Karl Wilhelm brachte die Anstalt dadurch wieder in Aufnahme, daß er den Doktor Passavant mit deren besserer Einrichtung beauftragte, „weilen man vieler Orten, sonderlichen aber zu Basel, schon bei geraumer Zeit nach diesem heilsamen Werk geseufzet" (40). Doch blieb noch Manches zu wünschen übrig, und nach einigen Jahren gerieth das badenweiler'sche Bad wieder in sichtliche Abnahme. Es fehlte bei den dortigen Badwirthen am nöthigen Geräthe, an guter Bedienung, billiger Zeche und unterhaltender Lustbarkeit. Die Gäste mußten das Meiste zu ihrer Bequemlichkeit „mit sich schleppen". Dies veranlaßte namentlich die Basler, welche sich sonst in großer Zahl eingefunden hatten, mehr und mehr die Lustbäder zu Fischingen und Hauingen zu besuchen. Daher bot die Regierung neuerdings Alles auf, die Anstalt wieder in Flor zu bringen. Es wurde der Ort gesäubert und größtentheils gepflastert; es wurden Spaziergänge angelegt und mit Bäumen besetzt, Kegelbahnen und Schießplätze hergerichtet,

(39) Akten „die Visitirung der Bad- und Salzbrunnen zu Badenweiler und Sulzburg" betreffend von 1696.

(40) Bericht Passavant's an den Markgrafen von 1727.

DER ITZSTEINER KLOTZ.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Landesbibliothek

wie den Krämern und Viktualienhändlern bestimmte Plätze angewiesen; die Wirthe versahen sich mit besseren Möbeln und Köchinen; man machte ihnen eine bestimmte Tare und ließ gedruckte „Nachrichten" über die Vorzüge des Bades in's Publikum ausgehen (41). Diese Verbesserungen setzte die Regierung unverdrossen fort, und als die Ruinen des alten Römerbades entdeckt wurden, fand man darin einen hinreichenden Grund, das bisherige Interesse für Badenweiler noch zu steigern (42). Wie sehr endlich das Bad in späterer Zeit verbessert und erweitert worden, und wie es an Frequenz zugenommen, wissen wir; unsere Eisenbahn aber dürfte eine neue Periode für dasselbe herbeiführen.

Gegenüber von Badenweiler, auf einer freien Höhe, deren Abhänge mit Tannengehölz bedeckt sind, erblickt man die Trümmer der Burg Neuenfels. Sie bestehen noch aus dem Hauptgemäuer, von einem halbverschütteten und überwachsenen Graben umgeben. Man genießt daselbst eine prachtvolle Aussicht nach dem Blauen, nach Badenweiler und dem Rheinthale. Die Herren von Neuenfels fingen mit dem vierzehnten Jahrhunderte erst bekannt zu werden an, wie auch das Gepräge der Burg kein höheres Alter verräth. Sie blühten in zwei Linien, wovon die eine zu Neuenburg, die andere zu Neuenfels ihren Sitz hatte. Die erstere trug von den Usenbergern die kleine Herrschaft Schlingen zu Lehen, verkaufte dieselbe aber im Jahre dreizehnhundert drei und vierzig an das Domstift Basel; die andere dagegen besaß das Dorf Britzingen mit seinen Filialen Dattingen, Gütingen und Mukhard, und erhielt sich in diesem Besitze bis zu ihrem Erlöschen (43).

---

(41) Es mag interessant seyn, aus der im Jahr 1756 erlassenen Taxtabelle Einiges mitzutheilen. Ein gebratener Haase kostete 40, ein Paar junge Tauben 16 und Hahnen 20, eine Gans 36, ein Lammviertel 30, ein Kapaun 39 Kreuzer; ein Portion schwarz Wildbrät 6 und rothes 4, Rind- und Hammelfleisch 6, eingemachtes Kalbfleisch 7, ein Stück gesottene Forellen 4, eine Portion Karpfen oder Hecht 8 und Grundeln 4 Kreuzer; eine Portion Zugemüs oder Salat mit Eiern 3, Suppe 2, ein Stück Brod- oder Mandeltorte 8 und Sträublein 4 Kreuzer. Vier Personen zusammen bezahlten über Mittag für 6 gute Trachten nebst Brod und Wein 24 und zu Nacht 18 Kreuzer. Das Zimmer endlich nebst dem Bade durfte wöchentlich nicht über 1 Gulden kosten. Tempora mutantur.

(42) Akten „die bessere Aufnahme und Emporbringung der Bäder zu Badenweiler" betreffend von 1745 bis 87.

(43) Verschiedene Urkunden von den Jahren 1331, 1337, 1342, 1343, 1347, 1357, 1418, 1451, 1466 und 1499. Sie führten in ihrem Wappen einen Quer-

Die Geschichte dieser Familie bildet ein eigenthümliches kleines Gemälde, welches durch viele Züge sehr von dem traurigen Bilde des gewöhnlichen Junkeradels abweicht. Einer vorzüglich bezeichnet das rühmliche Andenken, worin ihr Name noch bis heute bei einer dankbaren Dorfgemeinde fortlebt. Die Neuenfelser waren die Wohlthäter ihrer Unterthanen, wenn auch die Beweggründe dazu nicht immer aus einem freien Willen hervorgingen. Sie waren es aber, und auf folgende Weise, wie die Chronik erzählt: „Im Jahre dreizehnhundert sechs und sechszig verkaufte der Edelknecht Jakob von Neuenfels der Gemeinde Britzingen den dortigen Bann. Durch diesen Kauf erhielt dieselbe ihr eigenes Ding- und Waldgericht. Als die Britzinger noch keine Bannrechte gehabt, sondern die Junker nach Gefallen die Einung gesetzt und gestraft, auch allen Bannlohn eingezogen und die Bannwarten bestellt — da denke Einer nach, wie armselig es zu Britzingen gewesen sey! Es hat auch Frau Elsbeth von Neuenfels den Orten Britzingen, Dattingen und Zunzingen ihren jetzigen Eichwald geschenkt; die Murgharder sollen von der Theilnahme ausgeschlossen worden seyn, weil sie einst die Edelfrau ausgelacht, als dieselbe auf einem Esel durch ihr Dorf geritten. Ferner verkaufte im Jahr fünfzehnhundert acht und dreißig Herr Christoph den Britzingern den Wald, das Gehürst und die Matten, welche das Schloß Neuenfels umgaben. So haben genannte Gemeinden von den Neuenfelsern theils kauf-, theils schenkungsweise ihre Banngerechtigkeit und einen für alle Zukunft wichtigen Schatz, ihre Waldungen, erhalten. Aber ungefähr um's Jahr vierzig ist Herr Christoph mit seiner Hausfrau, einer Tochter, zwei Mägden und dem übrigen Gesinde bei Nacht im Schlosse Neuenfels jämmerlich ermordet worden. Er hatte einen abgerichteten Hund, welcher täglich das Fleisch aus einem der benachbarten Orte abholte. Als dieser ausblieb, schöpfte man am dritten Tage Verdacht und ging auf die Burg, um nachzusehen. Da fand man die Ermordeten, acht an der Zahl, und auch den Hund erschlagen im Schloßhofe. Es hat sich niemals entdecken lassen, durch wen der Mord geschehen. Seither ist das Haus nimmer bewohnt worden, sondern ein Stück nach dem andern eingefallen ([44])."

---

balken auf viermal senkrecht getheiltem Schilde und einen Helm mit Schwanenhals und Flügeln.

(44) Diese sämmtlichen Nachrichten sind aus der von Pfarrer Herbst herausgegebenen sogenannten Britzinger Chronik (Freiburg im Breisgau 1841).

Gest. im Atelier v. R. Dawson

IM HAUENSTEINER ALBTHAL.

Badische Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Folge der Empfindungen, welche der Aufenthalt unter den Trümmern einer alten Burg gewöhnlich in unserer Seele hervorruft, ist eine Stimmung ganz eigener Art; die Eindrücke der Stille und Einsamkeit, die Erinnerung der Vorzeit mit ihren Tugenden und Fehlern, die Betrachtung der irdischen Hinfälligkeit, der Gedanke an uns selbst, an unser Glück oder Unglück — diese Reihe von Anschauungen und Gefühlen, unter den Einwirkungen der freien, blühenden Natur, des heitern Himmels und der frischen Lüfte, reiniget gleichsam und erhöht unser Wesen, und wir kehren sicherlich mit den besten Entschlüssen wieder in das Getriebe des Tages zurück. So stieg ich herab von der Neuenfels und wanderte frohgemuth durch das herrliche Thal hervor gegen Müllheim, indem das Auge noch oft zurückblickte nach dem ländlichen Paradiese, wo mir die Seele so freudig aufgegangen. Dieser Weg erweckte in mir die Erinnerung eines ähnlichen schönen Tages, welchen ich in Baden verlebt hatte, und so erhöhte sich der Genuß des Gegenwärtigen durch den Nachgenuß des Vergangenen.

Wer Baden und Badenweiler gesehen hat, muß unwillkürlich zu einer Parallele veranlaßt werden. Denn selten gibt es zwei Orte, welche so viele Aehnlichkeiten mit einander darbieten. Beide gehören zu den schönsten Punkten des Großherzogthums, beide besitzen dieselbe Lage — an den westlichen Vorhügeln des Schwarzwaldes, in geringer Entfernung von der Bergstraße, am Eingange eines kleinen Thales, welches sich in die höchsten Gebirge verliert; beide sind Bäder, von den Römern erbaut und in Flor gebracht, sind uralt zäringisch-badisches Besitzthum; beide haben ihre eigenen Schloßruinen, sind von blühenden Dörfern, von alten Burgen umgeben, und führen gleichsam als Symbol all' dieser Aehnlichkeiten, ursprünglich ganz denselben Namen! Aber Baden ist jetzt ein berühmter, allbesuchter, europäischer, Badenweiler dagegen ein bescheidener, nur von der Nachbarschaft benutzter Kurort! Dieser große Unterschied gründet sich natürlich zunächst auf den Werth der Quellen, und alsdann auch auf einige örtliche und geschichtliche Verhältnisse. Baden war schon unter den Römern eine bedeutende Stadt, ein Mittelpunkt der ganzen weiten Landschaft; Badenweiler blieb ein einzelnes Bad ohne vielseitigeren Verband mit seiner Umgebung; die Badener Quellen wurden schon unter den Merovingern wieder benützt, die badenweilerschen kamen erst spät wieder in Aufnahme; Baden ward eine fürstliche Residenz, Badenweiler blieb der Sitz eines herrschaftlichen Obervogts.

In dieser Beziehung geht also das eine dem andern weit voraus. Was dagegen die landschaftlichen Vorzüge betrifft, dürfen beide miteinander in den Wettkampf treten, und man wird nicht wissen, welchem der Sieg gebührt. Die Abwechslung, die Anmuth, Ueppigkeit und Gesundheit der Landschaft ist die gleiche; aber Badenweiler besitzt kein Lichtenthal! Dagegen hat Baden keine Aussicht, wie diejenige über die Gefilde des Breisgaues nach dem Kaiserstuhl und den Vogesen, und wer wird den Merkuriusberg mit dem Blauen vergleichen?

Müllheim, welches vor ohngefähr zwei Jahrzehnten von einem Marktflecken zur Stadt erhoben worden, hat eine ausgezeichnete Lage. Es zieht sich von der Ebene, durch welche die Straße von Freiburg nach Basel führt, ziemlich in das Thal hinein, dessen sanftgeneigte Wände mit den schönsten Wein- und Obstgärten prangen. Den Thalgrund, welcher von dem Klemm- und zwei Nebenbächen bewässert wird, bedecken üppige Wiesen; der Ort selbst ist ländlich heiter gebaut, und gewährt einen angenehmen Aufenthalt. Sein Alter reicht in die Zeit der Merovinger hinauf (45); er erhielt einen Markt, wurde ein Bestandtheil der Herrschaft Badenweiler und gewann endlich durch die Verlegung der Oberamtsstelle dahin zusehens an Bevölkerung, Kommers und Wohlstand (46). Denn in Folge dieser Verlegung, um das Jahr siebzehnhundert fünf und zwanzig, mußten nicht nur mehrere neue Bauten unternommen werden, sondern es fanden sich allmählig aus der Nachbarschaft verschiedene Kauf- und Gewerbleute ein, welche Fabriken zu Müllheim errichteten, wie vor Allen der basel'sche Handelsmann Würz, dessen Vater und Oheim das Haus Rosenburg daselbst erkauft hatten. Dieser kleine Edelsitz gehörte ursprünglich als badisches Lehen denen im Breisgau vielfach begüterten Herren von Blumeneck, und gedieh nach deren Absterben an verschiedene andere Junker, bis er gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in die Hände einer Bauernfamilie überging, von deren Erben ihn jenes Basler Haus, wie von diesem endlich der Pfarrer von Bettberg erwarb (47).

---

(45) Im Jahre 758 schenkte ein gewisser Strachfried dem Kloster zu St. Gallen seine Güter im Breisgau — zu Egringen, Innighofen „et in villa *Mulinheim.*“ Die Urk. ist bei Neugart, C. A. I, 28.

(46) Akten „was wegen Transferirung der Oberamtswohnung nacher Müllheim ꝛc. gehandelt worden“ von 1724.

(47) Akten „die Beschaffenheit des Schlößleins Rosenburg ꝛc.“ betreffend von 1584 bis 1741.

Von Müllheim nahm ich meinen Rückweg auf der Landstraße über Hügelheim nach Seefelden, mit dessen Banndistrikt sich das ehemals Markgräfische hier endigte; denn es begann jetzt das heitersheimische Gebiet, welches zum östreichischen Breisgau gehörte (48). Welch' einen Reichthum an Naturschönheiten, welch' eine Fülle des Segens hatte ich während der paar Tage meines Ausfluges durchwandert! Von den majestätischen Tannen- und Buchwaldungen, von den üppigen Triften und Wiesengründen des Schwarzwaldes über die fruchtbarsten Abhügelungen in das Paradies der Ebene hervor, wo der Weinstock, der Obstbaum und die Kornähre in freudigstem Wetteifer prangen — wer hat dieses Land gesehen, ohne es zu preisen als einen der beglücktesten Winkel der Erde (49)? Darum, ihr Markgräfer, schätzet das Loos, welches euch zu Bewohnern solcher Gefilde erlas, und seyd eingedenk, daß es euer Ruhm war und verbleiben soll, durch die Zierden der Gesittung einer solchen Heimath würdig zu seyn.

---

(48) Die gegenwärtigen Amtsbezirke von Müllheim, Schopfheim und Lörrach umfassen so ziemlich das Gebiet des Markgräferlandes.

(49) Alle Reisebeschreibungen der frühern wie neuern Zeit, welche diese Gegend berühren, sind voll ihres Lobes, und doch kennt der Fremde die schönsten Plätze und Punkte noch lange nicht alle.

Der Rappenkrieg.

Eine Schilderung aus dem vorvorigen Jahrhundert (1).

Als die Stadt Basel nach dem sogenannten Rheinfelderkriege, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, zur Tilgung der aufgewandten Kriegskosten eine neue Auflage in Stadt und Land, unter dem Namen eines Maaßpfennigs, neben dem Umgeld erheben wollte, fand die Sache solchen Widerspruch, daß man einige Zeit lang mit dem Einzuge dieser Steuer zurückhalten mußte. Das gemeine Volk aber, welches derlei Neuerungen überall nicht geneigt ist, belegte die neue Abgabe mit dem Namen des bösen Pfennigs.

Wie verhaßt dieselbe nun auch war, so fand sie gleichwohl im Breisgau eifrige Nachahmer an den damaligen Landesherren, die in fortwährender Geldverlegenheit waren, und ihren Landständen, besonders von der Zeit an, als das Land wieder von der burgundischen Pfandschaft gelöst wurde (2), große Geldopfer zumutheten. In dem nämlichen Jahre der Ablösung bewilligten die Stände dem Herzog Siegmund auf ein Jahrfünft neben dem üblichen Umgeld noch einen sogenannten Hilfspfennig von jeder auszuschenkenden Maas Wein; er mußte sich aber reversiren, daß diese Abgabe nur die Folge einer Bewilligung, keineswegs eines Rechtes sey.

Unter mancherlei Vorbehalten und Widersprüchen von Seiten der Stände wurde der böse Pfennig von Zeit zu Zeit wieder bewilligt,

(1) Eine Arbeit Walchner's, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der historischen Gesellschaft zu Freiburg, den 8. Februar 1831.

(2) Vergl. Badenia I, 96.

damit die Landesherren ihre Schulden bezahlen und verpfändete Gebietstheile einlösen konnten. Aber je näher man der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kam, um so bedenklicher fand man die fernere Bewilligung. Der dritte Stand instruirte im Jahr zwei und sechzig seine Abgeordneten besonders dahin, wo möglich den ferneren Einzug des bösen Pfennigs abzulehnen, indem zu besorgen sey, daß die Herrschaft, wenn sie einmal den Ertrag desselben kenne, ihn nicht mehr werde aufgeben wollen. In der That betrug auch die Einnahme damals schon gegen dreimal hunderttausend Gulden.

Das war allerdings viel für jene Zeit, aber nicht genug für die übergroßen Bedürfnisse der Erzherzoge. Gleich nach der vollzogenen Landestheilung mit seinen Brüdern kam Ferdinand als neuer Landesherr des Breisgaus selbst dahin und erschien bei dem Landtage. Sehr beredt schilderte er hier, welche großen Opfer man wegen des Einfalles des Erbfeindes, der ungarischen und siebenbürgischen Unruhen, habe bringen müssen, wie sehr nun die Staatskassen erschöpft seyen, und wie viele Schulden er zur Landesrettung habe machen müssen. Man solle eine Million von seinen Schulden übernehmen, jährlich fünfzigtausend Gulden zum Unterhalt seines Hofes beitragen, oder fünf Jahre lang nebst dem Ertrage des bösen Pfennigs vierzigtausend Gulden erlegen.

Man kann sich das Erstaunen und die Verlegenheit der Stände bei dieser landesfürstlichen Postulation vorstellen. Es entstanden eifrige und kräftige Erinnerungen dagegen, und ein Widerstand, dessen sich der Erzherzog nicht versehen hatte. Endlich bewilligten die Stände auf die begehrte Zeit den bösen Pfennig, alsdann jährlich zwanzigtausend Gulden für den Hofstaat und vierzigtausend noch besonders. Diese letztern sollten jedoch lediglich nur zur Einlösung der Pfandschaften oder Kapitalien im Vorderöstreichischen verwendet werden.

Auf dem Ensisheimer Landtag des Jahres drei und siebzig erschien aber der Erzherzog schon wieder mit neuem Anliegen. Er beklagte sich über die Unzulänglichkeit der zuvor bewilligten Geldhilfe und verlangte von den Ständen die Uebernahme von zwölfmal hunderttausend Gulden an seinen Schulden. Nach langen Debatten willigte man endlich ein, die Hälfte dieser Summe zu übernehmen, woran viermal hunderttausend Gulden durch den bösen Pfennig einkommen sollten.

Allein der böse Pfennig war nun einmal verhaßt und ging schlecht ein. Strenge Maßregeln, besonders gegen die Herrschaften gerichtet, über deren Saumsal man klagte, halfen wenig. Denn schon im Jahr

neun und achtzig war der Ertrag so sehr herabgekommen, daß die Stände eine ansehnliche Summe borgen mußten, um die übernommenen Schulden verzinsen zu können. Auſſer der Nachläſſigkeit der Einnehmer überhaupt war das Benehmen des Oberamtes Hauenstein an dieſer Verminderung der Einnahme beſonders ſchuldig, denn es hatte ſich ſeit längerer Zeit erlaubt, die Hälfte des Ertrages für ſich zu behalten. Die Stände mochten über dieſes eigenmächtige Betragen klagen und ſchreien, wie ſie wollten, es blieb immer beim Alten. Niemand wußte der Ungebühr abzuhelfen. Daher trug man darauf an, den böſen Pfennig um einen Rappen (3) zu erhöhen. Allein die Regierung verwarf dieſen Vorſchlag aus dem Grunde, weil der Unterthan bereits hart gedrückt, dem böſen Pfennig ohnehin abgeneigt, und Unruhe zu befürchten ſey, wenn derſelbe noch vermehrt würde. Jetzt faßten die Stände den humanen, ſie hoch ehrenden Beſchluß, eine doppelte Schatzung unter ſich auszuſchreiben, und nur von ihren eigenen Gütern zu erheben. Und dies thaten ſie auch im folgenden Jahr, jedoch ohne durch dieſe Maßregel für die Folgezeit die Erhöhung des böſen Pfennigs verhindern zu können.

Denn als im Jahre vier und neunzig der Kardinal und Biſchof von Konſtanz, Andreas von Oeſtreich, auf dem Freiburger Landtag erſchien, und die Forderungen der Regierung vorlegte, mußten ſie denſelben um einen Heller vermehren. Und damit war der Kardinal noch lange nicht zufrieden; die Stände mußten ihm überdies nicht nur eine Türkenſteuer von achtzigtauſend Gulden, in drei Jahren zahlbar, ſondern auch den weitern Heller zum Maaspfennig auf zehn Jahre für die fürſtliche Kammer bewilligen!

Von nun an folgten Begehren auf Begehren. Auf dem Landtage des Jahres ſechzehnhundert und vier, welchen Erzherzog Maximilian perſönlich eröffnet, verlangte er an die Stände nichts Geringeres, als die Uebernahme von zweimal hunderttauſend Gulden Kammerſchulden, den Maaspfennig noch auf zehn Jahre, drei Jahre eine Reichs- und Türkenhilfe von fünfzigtauſend, und endlich eine auſſerordentliche Türkenhilfe von dreitauſend Gulden. Laute Klagen erſchollen jetzt über dieſe auſſerordentlichen Forderungen, und der Widerſtand der Stände, in Etwas einzugehen, konnte nur dadurch beſchwichtigt werden, daß der

(3) Eine im ſüdweſtlichen Deutſchland und in der Schweiz während des Mittelalters ſehr gewöhnliche Landmünze mit einem Raben oder Rabenkopfe im Gepräge.

Erzherzog die längst angebrachten Beschwerden derselben wenigstens zum Theil erledigte. Man bewilligte ihm die Summe von viermal hunderttausend Gulden und den Maaspfennig auf acht Jahre, welchen die Stände aber bald darauf, trotz all' ihres Unwillens, noch um einen Rappen erhöhen mußten.

Als man nun zu Anfang des Jahres sechzehnhundert zwölf das neue Umgeldsmandat verkündete und den neuen Maaspfennig zu erheben anfing, da brach der lange verhaltene Unwille des Volkes endlich los, und die so oft geäusserten, aber nie berücksichtigten Befürchtungen der Stände trafen ein!

Das Landvolk befand sich damals in dem kläglichsten Zustande. Mit der ordentlichen Schatzung, mit Zehenten, Quarten, Grund- und Lehenzinsen und Leibeigenschaftsabgaben beladen, hatte es bereits viele Jahre lang durch die Durchzüge eines zügellosen Kriegsvolkes alle möglichen Drangsale erdulden müssen, dabei fand es in den Gesetzen und der Verfassung des Landes nicht einmal Schutz für sein Eigenthum und Leben. Denn ein Heer von Landstreichern, Bettlern und Dieben durchstrich das Land, und hatte sich besonders in dem Schwarzwald festgesetzt, wo es den unbewehrten Landmann brandschatzte, der froh seyn mußte, wenn ihm sein ungebetener Gast nicht die Hütte über dem Kopf anzündete. War es da zu verwundern, wenn das Volk endlich ermüdete und schwierig ward? Die unkluge Erhöhung des Umgeldes stachelte es zum offenen Widerstande auf.

Es traten zuerst die Landleute im Rheinthale, Frickthal, Mettauer-, Ganzinger- und Sulzthal, alsdann die aus den Grafschaften Wehr und Hauenstein, wie aus den Thälern Schönau und Todtnau zusammen, hielten am achten März genannten Jahres zu Niedermumpf eine Landgemeinde, und beschlossen einhellig, bei ihren erst neuerlich wieder bestätigten Privilegien zu verharren, nichts Altes abthun, nichts Neues aufkommen, und insbesondere keinerlei neue Lasten und Abgaben sich aufladen zu lassen. Zwei andere Versammlungen auf dem Säckinger Feld und im Burggarten in der Aue folgten der ersten. Mit aufgehobener Hand schwuren da alle Landleute:

„Dem Kaiser und dem Erzherzog, als ihrem lieben Herrn und Schirmvater, Gehorsam zu leisten und zu dienen nach Kräften; aber gegen ihre Privilegien sich keine Beschwerde mehr aufladen zu lassen. Dadurch sey bereits mancher Biedermann und Arme an den Bettelstab gebracht worden. Sollte das so fort gehen, so müßten sie zuletzt Alle zu Bettlern werden. Denn allschon seyen die Meisten von ihnen so

verschuldet, daß ihre Kinder und Kindeskinder noch daran zu zahlen hätten."

Diesen ihren Entschluß thaten sie ihren Nachbarn kund, und baten sie um ihren Beistand, im Falle man Gewalt gegen sie brauchen würde, und sicherten dagegen wechselseitig ihre Hilfe zu. Dabei blieb es, und keinerlei Unfug oder Gewalt wurde von den Landleuten verübt. Am acht und zwanzigsten März aber übergaben sie der Regierung zu Ensisheim eine ausführliche Schrift, welche ihre allgemeinen und besondern Beschwerden und die dringendste Bitte um deren Erledigung enthielt.

Daß die Regierung diese Beschwerden gehoben habe, muß man darum bezweifeln, weil die Unzufriedenheit und der erwachte Geist der Unruhe zunahm, und das Ganze eine ernstere, bedenklichere Gestalt annahm. Auf einem von der Regierung auf den zweiten April zusammenberufenen Ausschußtag wurde beschlossen, die nächstgelegenen Schweizerkantone zu ersuchen, ihre Unterthanen von jeder Unterstützung der Unruhigen im Frickthal, Rheinthal und Schwarzwald abzuhalten. Zu gleicher Zeit erboten die Stände ihre Mitwirkung zur Wiederherstellung der Ruhe, fügten aber die sonderbare Klausel bei, daß man ihren allenfallsigen Beitrag zu den sich etwa ergebenden Kosten keineswegs als eine Schuldigkeit anzusehen habe.

Nun wurde eine Kommission an die unruhigen Landleute abgeordnet, welche sich alle Mühe gab, durch Belehrung und Zuspruch die Gemüther zu beruhigen. Allein die Landleute erwiderten auf den Vortrag der Kommissarien: „Vom Rappenpfennig wollen wir nichts mehr hören, mag daraus erfolgen, was da will. Dem Haus Oestreich werden wir nimmermehr entsagen, aber auch nie auf unsere alten Privilegien und Freiheitsbriefe verzichten, sondern Leib und Leben, Gut und Blut daran setzen."

Diese Erklärung bewies, daß das Landvolk auf seinen Forderungen beharren, keineswegs aber dem Regenten den Gehorsam und die altbeschworene Treue versagen wolle. Man erachtete daher für das Beste, wenn das fürstliche Machtwort selbst gegen sie aufgerufen würde. Erzherzog Maximilian erließ demnach ein Mandat, worin er den unruhigen Gemeinden bei Verlust ihrer Privilegien, ihres Hab und Guts, den Anordnungen und Beschlüssen der Stände Folge zu leisten, ihrer Verbindung zu entsagen und sich nicht mehr zusammen zu rotten befahl. Er gebot ihnen, ihre Beschwerden auf gesetzlichem Wege

anzubringen, und versicherte sie, daß ihnen von der Regierung billige Abhilfe werden sollte.

Es war ein großes Versehen von Seite der Regierung zu Ensisheim gewesen, daß sie auf die ihr übergebene Beschwerdeschrift der Gemeinden gar nichts geantwortet. Sie hätte wissen sollen, daß im Jahre vierzehnhundert sechs und achtzig, als die Stadt Freiburg die Ablieferung des bösen Pfennigs verweigerte, ihr Erzherzog Sigismund drohte, sie bei den Gerichten zu belangen. Dieser Weg stund auch hier wieder offen, und erst dann, wenn die Gemeinden ihn verschmähten, waren sie, als Widerspännige gegen Gesetz und Recht, durch die Gewalt zu Recht zu weisen. Der Erzherzog würde diesen gesetzlichen Weg sicherlich betreten haben, wenn seine Regierung darauf hingewiesen hätte. Durch den Weg, den diese wählte, ward aber Zeit und damit viel verloren. Die Köpfe erhitzten sich und nahmen nun die Drohungen des Landesfürsten nicht mit dem Geiste ruhiger Ueberlegung auf; das Mandat hatte daher auch das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges.

Man schickte nach einem im Mai gehaltenen Ausschußtag von Seite der Landstände die drei Syndike an die Landleute ab. Diese weigerten sich anfänglich, vor ihnen zu erscheinen, gaben aber endlich nach, und versammelten sich am siebten Juni zu Niedermumpf. Es waren ihrer gegen achthundert an der Zahl, größtentheils mit Seitengewehren versehen. Auf einem Acker ausserhalb des Dorfs hielt der ganze Haufe stille, bildete einen Kreis, und hieß die Abgeordneten der Stände in denselben treten. Da sprach der Wortführer derselben: „Treue Mitlandleute und Ständeglieder! Mit großem Leidwesen haben die versammelten Stände vernommen, daß ihr euch weigert, den Rappenpfennig ferner zu bezahlen. Und doch ist diese Abgabe das einzige und sicherste Mittel, dem lieben Vaterland aus dem schweren Schuldenstande zu helfen, in dem es steckt. Und zu was soll endlich euer Widerspruch, euere Widersetzlichkeit führen? Glaubt uns, sie kann nicht geduldet werden, und muß die schlimmsten Folgen für euch haben. Treue Mitlandleute und Ständeglieder, sondert euch doch von anderen nicht ab, welche die gleiche Bürde tragen und gleiche Privilegien genießen, wie ihr."

Sofort wurden von den Kommissarien zwei Schreiben an die Landleute verlesen, deren Inhalt ihrem Vortrage gleich war, und eben so wenig Eindruck machte. Ganz anders aber war es, als jetzt die Landleute ihren Freiheitsbrief von Erzherzog Maximilian, wodurch

ihnen ihr altes Dinghofrecht bestätigt worden, hervorbrachten und dessen Vorlesung verlangten. Da herrschte ungemeine Stille, Ruhe und Aufmerksamkeit. Und wie die Stelle kam, daß sie, die Unterthanen, wider ihr altes Herkommen nicht sollten beschwert werden, da schrien alle zumal: „So wollen, so meinen wir's. Dabei wollen wir bleiben, leben und sterben, und Niemand soll uns davon vertreiben."

Hierauf fragte man die Abgeordneten, ob sie den Inhalt des Freiheitsbriefes verstanden hätten? Diese bejaheten es, und fuhren dann in ihrer Rede gegen die Landleute fort: „Wir sind der Meinung, daß euch Niemand gegen euere Freiheiten beschweren wolle. Denn der Maaspfennig kann nicht als eine Verletzung euerer Privilegien angesehen werden. Er ist nicht aufgedrungen, sondern eine mit den Ständen verabredete, und nur auf zwölf Jahre bewilligte Abgabe, die nicht länger bestehen soll. Verweigert sie daher nicht, denn sie ist das Mittel, welches zur Rettung des Vaterlandes führt, und ohne das die Stände euerem Verderben nicht wehren könnten. Bedenket die Folgen einer längeren Widersetzlichkeit, und fügt euch zu schuldigem Gehorsam, da es noch an der Zeit ist."

Jetzt trat Einer aus den Reihen der Landleute hervor, und redete also zu den Kommissarien: „Den Rappen können wir nicht geben, denn wir sind arm und haben oft weder zu beissen noch zu brechen. Mit Steuer, Schatzung, Zins und Zehenten sind wir von Obrigkeit, Städten, Pfaffen und Edelleuten dermaßen beschwerdet, daß es unmöglich länger mehr auszuhalten ist. Was wir im Schweiße unseres Angesichts das Jahr hindurch bauen, ist am Ende desselben nicht mehr unser. Als man den ersten Rappen und darnach den weiteren Heller bewilligte, so versprach man uns ebenfalls, daß es nur einige Jahre währen sollte; aber man hielt nicht Wort, und es folgten noch schwerere Schatzungen, Türkensteuer und mehr solcher Lasten. So können wir in der Folge nicht mehr haushalten." Und als bei diesen Worten die Kommissarien den Redner unterbrachen und sagten: „Das wird doch nicht die Gesinnung aller Anwesenden seyn", so hob der ganze Haufe die Hände empor und schrie: „Ja, so sind wir allesammt gesinnt."

Die Kommissarien gestatteten ihnen jetzt abzutreten, um die Sache gehörig zu überlegen. Sie hofften, daß der Haufen ruhiger werden und ihren Vorstellungen alsdann williger Gehör geben würde. Aber sie irrten sich sehr. Die Landleute benützten die Zeit ihres Abstandes,

ihren Durst zu löschen. Der Mettauer Wein stieg ihnen da zu Kopf, und als sie nach einiger Zeit zurückkamen, war ihre Sprache weit heftiger, als zuvor.

„Nicht nur den neuen Rappen", sagten sie, „sondern auch sonst keine Kontribution wollen wir mehr geben, sobald der letzte Termin der wirklich ausgeschriebenen herum ist. Haltet die Mönche, die Pfaffen und Nonnen dazu an, und nehmt von ihnen einige Hunderttausende, so mag dem Lande geholfen werden. Wir Bauern müssen ohnedies bereits allein bauen, hergeben und Alle erhalten, während die Mönche und Nonnen in ihren Klöstern sitzen, vollauf Essen und Trinken und einen Ueberfluß an Gold und Silber haben. Die Edelleute aber sind sonst Müßiggänger, ziehen ihre Söhne zu Junkern, oder machen Amtleute aus ihnen, damit sie Herren bleiben. Dagegen muß der Hausvater auf dem Lande oft mit zehn Kindern Alles zu Haus und Felde selbst thun, bauen und bauern, und ein armer Mann und Bettler bleiben. Laßt uns daher mit andern Begehren in Ruhe. Sollte man aber ferner wieder an uns schicken, so werden wir zu Hause bleiben; denn wir haben der Kosten bereits genug gehabt, die uns Niemand vergütet, und scheuen unnützes Hin- und Herlaufen. Unser Entschluß ist unerschütterlich, wir vertrauen auf Gott, der uns nicht verlassen wird, und auf unsere Obrigkeit, die uns auch nicht aus dem Lande wird treiben wollen; denn das wäre ihr eigenes Verderben. Komme nun, was da wolle, wir werden beisammen stehen, leben und sterben."

Hierauf mahnten sie einander, um aufzubrechen. Es entstund ein wilder Lärm und ein dumpfes Gemurr durcheinander, die Köpfe erhitzten sich und die Bauern griffen einzeln zu ihren Seitengewehren. Da wurde es den Kommissarien unheimlich; sie dachten auf den Rückzug, beurlaubten sich mit höflichen Worten von der Versammlung und eilten hinweg. Die Bauern gingen nun ebenfalls auseinander, ohne den mindesten Unfug zu verüben.

Die Kommissarien begaben sich hierauf nach Waldshut. Dort fanden sich auf Verlangen des Waldvogts die drei alten und neuen Redmänner aus dem Hauenstein und die Abgeordneten der Thalgemeinden von Schönau und Todtnau ein, und trugen ihre Anliegen vor. Ungeachtet alles Zuredens, Belehrens und Vorstellens von Seiten der Kommissarien blieben diese Landleute auf ihrer Erklärung stehen, den Rappenpfennig nicht geben zu wollen, und die ständischen Abgeordneten mußten auch hier unbefriedigt abziehen.

In diesem Zustande blieben nun die Dinge bis in den Sommer

des Jahres sechszehnhundert vierzehn. Die Bauern bezahlten den Rappenpfennig nicht und veranlaßten dadurch, daß andere Gebühren und Schuldigkeiten von Uebelwollenden oder Unverständigen gleichfalls nicht bezahlt wurden. Jetzt fand sich die Regierung bewogen, auf den sechsten Juli einen Landtag nach Ensisheim auszuschreiben und dorthin einen Ausschuß der Landleute zu bescheiden, zugleich aber Alles aufzubieten, um die Unruhe zu stillen, sich wo möglich der Hauptanstifter zu bemächtigen und sie zur Strafe zu ziehen. Die Landleute schickten auch wirklich Abgeordnete, die sich zu allem Guten erboten, aber wegen Mangel an hinreichender Vollmacht in keine bestimmten Versprechen einließen. Sie wurden daher wieder entlassen, um sich mit ihren Mitgenossen zu unterreden und ausgedehntere Vollmachten mitzubringen.

Einen besseren Erfolg hatten die Vorstellungen bei dem Landvolk aus den Thälern von Schönau und Todtnau. Diese leisteten dem landesfürstlichen Kommissäre fußfällig Abbitte, und gelobten, den Maaspfennig sowie andere ausgeschriebene Geldbeiträge zu bezahlen. Dafür wurde ihnen auf Fürbitte der Stände Vergebung und Vergessenheit des bisherigen Ungehorsams bewilliget. Anderthalbhundert Hauensteiner mit sechs Einungsmeistern folgten diesem Beispiel, und erhielten ebenfalls Verzeihung. Alle übrigen Gemeinden aber beharrten bei ihren Weigerungen (4).

Was man nun gegen die ungehorsamen Gemeinden unternehmen sollte, darüber waren die Ansichten getheilt. Einige riethen zu Gewaltschritten, Andere zur Güte. Die Stimme der Gemäßigten erhielt das Uebergewicht, und man beschloß eine Abschickung von Deputirten der Städte und Stände an die Aufrührer, um ihnen den Landtagsbeschluß zu eröffnen und sie wo möglich auf bessere Gedanken zu bringen; ebenso aber auch Botschafter an die benachbarten Fürsten und Städte zu schicken, und sich für den schlimmsten Fall ihres Beistandes zu versichern. Denn man war zugleich überein gekommen, sofern auf dem gütlichen Wege der Zweck abermals nicht erreicht werden sollte, in einer weiteren Zusammenkunft über die Mittel zu berathschlagen, die Unzufriedenen mit Gewalt zum Gehorsame zu zwingen.

Diese zeigten sich besonders im Amte Rheinfelden störrisch. Sie

---

(4) Nach Gerbert (histor. sylvae migrae II, 400) wären es vorzüglich die Hauensteiner gewesen, welche den Rappenkrieg erregt. Kräuter meldet auffallender Weise gar Nichts von diesen Unruhen.

suchten sich mit Waffen und Munition zu versehen, und wendeten sich an den Kastellan zu Prateln, um Geschütz und Pulver aus dem dortigen Schlosse zu erhalten. Allein die Regierung zu Basel bekam nicht sobald Kenntniß davon, als sie ihrem Kastellan den Verkauf von Schießwaffen und Munition streng verbot, ihre Gränze besetzen ließ und durch ein strenges Mandat ihre Landschaft ermahnte, sich ruhig zu verhalten.

Als die Bauern im Frickthal und in den Waldstädten sahen, daß sie von Basel keinerlei Hilfe zu erwarten hätten, so errichteten sie einen förmlichen Bund unter sich, und sprachen gegen Jeden die Todesstrafe aus, der demselben untreu werden würde. Hierauf musterten sie ihre waffenfähige Mannschaft und zogen vor Waldshut. Indem sie den dortigen Mühlen das Wasser abschnitten, zwangen sie die Stadt, ihnen zwei Kanonen und einige Doppelhaken auszuliefern, mit welchen sie nun vor Rheinfelden zogen und die Landfahne forderten. Man gab ihnen aber eine abschlägige Antwort, und da sie die Mittel nicht hatten, mit Gewalt die Herausgabe zu erzwingen, so zogen sie unter Drohungen wieder ab. Sie wollten sofort die Anhöhe bei den neun Thürmen (5) besetzen, um dadurch Meister der dortigen Brücke zu werden. Allein die Basler waren vorsichtig gewesen und ihnen zuvor gekommen.

Als die Regierung, von diesen Vorfällen unterrichtet, sich überzeugte, daß alle Mittel der Güte fehlschlügen, so griff sie zur Gewalt. Bereits hatte sie auf den äussersten Fall einiges Kriegsvolk in Bereitschaft gesetzt, und da es zunächst daran lag, die Waldstädte mit Garnisonen zu versehen, und sie vor einem Gewaltstreiche der empörten Landleute zu sichern, schickte man im Monat August die Herren Georg von Ostein, Gumbrecht von Wessenberg, Doktor Biedermann und Stadtschreiber Reinhold von Ensisheim nach Basel, und ließ dem Rath daselbst die bedenkliche Lage der Dinge und die den Waldstädten drohende Gefahr vorstellen. Zugleich bat man um den Durchpaß einiger Kompagnien Kriegsvolkes, und bewarb sich bei den Eidgenossen, die eben damals zu Baden versammelt waren, um ihre vermittelnde Dazwischenkunft.

So erhielten nun Waldshut und Rheinfelden Besatzungen, wogegen die Bauern, welche der schnelle und unerwartete Ernst der

---

(5) Nahe bei Kaisersaugst.

Regierung verlegen machte, Nichts mehr zu unternehmen wagten. Zugleich betrieb der Rath von Basel bei der Tagsatzung zu Baden das Vermittlungswerk mit großem Eifer, und bewirkte die eilige Absendung einiger eidgenössischen Deputirten nach Waldshut und von da nach Rheinfelden, wohin man die Wortführer der Unzufriedenen beschied. Hier wurde zwischen den Abgeordneten der Eidgenossen und den von Ensisheim gekommenen Kommissarien einerseits, und den Ausschüssen der Bauern andererseits eifrig am Friedenswerke gearbeitet, und endlich am fünfzehnten September ein Vergleich zu Stande gebracht, der den bisherigen Wirren ein Ende machte (6).

(6) Ausser den Eidgenossen waren bei diesem Vergleichswerke besonders auch der Herzog von Wirtenberg und der Markgraf von Baden thätig gewesen. Unter den dabei definitiv bestimmten Artikeln waren die hauptsächlichsten, daß das Landvolk seine Feuergewehre ausliefere, und den Rappenpfennig auf so lange fortentrichte, als er von den Ständen bewilligt sey.

Die breisgauische Freiherrenfamilie von Kaltenbach.

Es wird dem Leser in den folgenden Blättern ein Bild vorgeführt, welches mitten aus dem Leben des süddeutschen Adels während der fränkischen und schwäbischen Kaiserzeit genommen ist, und eine Seite seines Geistes und Charakters auf das Sprechendste darstellt. Jene allgemein verbreiteten Vorstellungen von mittelalterlichem Adels- und Ritterwesen, deren Mutter die abgeschmackten Geschichtserzählungen und Romane des vorigen Jahrhunderts waren, müssen durch solche, ganz getreu nach den gleichzeitigen Quellen erhobene Darstellungen endlich einen erschütternden Stoß erleiden (1). Denn wie ganz anders erscheint hier die Herkunft, das häusliche und öffentliche Leben des alten Adels, wie ganz verschieden von jenen Schilderungen einer so oberflächlichen Geschichtskenntniß! Und wer dürfte es läugnen, daß die falschen Vorstellungen vom Ursprunge und Wesen des Adels bei ihm selbst, wie bei seinen Widersachern, zu Gesinnungen, Grundsätzen und Handlungen geführt, welche den großen Misverstand erzeugten, dessen Folgen neuerdings wieder verderblich auf das allgemeine Wohl einzuwirken beginnen? Ich habe immer die ächthistorische Aufklärung für das beste Mittel zur Heilung dieser Zeitübel angesehen (2), und

(1) Noch jetzt, da vaterländisch-historische, nach gründlich wissenschaftlichen Vorarbeiten verfaßte Bücher längst eine Lieblingslektüre der Zeit geworden, sind im großen Publikum, und selbst bei höher Gebildeten, jene falschen Vorstellungen die vorherrschenden; so langsam dringt das Ergebniß des wahren Wissens in die Massen!

(2) Gutmüthiger Träumer, wann hat je die Geschichte Jemanden werkthätig belehrt! Sie ist ein unermeßlicher Stoff, um sich hinter dem Ofen schöne

werde fortfahren, auf diesem Wege zu arbeiten, wenn es auch nur ein Sandkorn ist, was ich dadurch zur Förderung der guten Sache beitragen mag.

Die Burg Kaltenbach lag im hintern Thale der Kander, auf einem Hügel über dem gleichnamigen Kirchdorfe, zwischen Marzell und Lütschenbach. Es gehörte dazu die ganze umliegende Waldgegend, von der Höhe des Blauen hier bis gegen Badenweiler und Eggenheim, und dort bis an die Wiese. Diese Veste war bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts der Sitz einer altadeligen Familie gleichen Namens, ward aber verlassen von ihren Bewohnern, und lieh einen Theil ihrer Mauersteine zur Erneuerung der uralten Dorfkirche her. Seitdem ruhten die verödeten Trümmer unter Moos und Gesträuch verborgen, und kaum den nächsten Umwohnern bekannt.

Der Ursprung des Geschlechtes von Kaltenbach fällt in jene dunkle Zeit, wo der meiste Adel noch in dem Stande freier Bauern und nur durch mehreren Güterbesitz vor Andern ausgezeichnet war. Sein Verdienst hatte er mit den Klöstern gemein in der Urbarmachung rauher, unwirthbarer Gegenden. Denn Viele des Adels, wie die Klostermönche, liebten nicht sowohl offene, gangbare Gegenden, welche zum Theil schon unter den Römern angebaut worden, als vielmehr abgelegene Thäler und Einöden, wo der Hirsch, der Bär, der Wolf und das Wildschwein hausten. Die Liebe freier Unabhängigkeit hielt sie in dieser Abgeschiedenheit fest oder trieb sie dahin, als bei dem Umsichgreifen des Lehen- und Dienstwesens in den ebenen und kultivirten Landschaften ein glänzender Vasallen- und Amtsadel aus der Masse der Hintersassen und Leibeigenen hervorwucherte. So lebten diese Stammväter des ächten Adels der Nation noch lange Zeit in patriarchalischer Einfalt dem Waidwerk und der Landwirthschaft (3).

Maximen daraus abzuziehen; aber Jeder, der Fürst und Staatsmann, wie der Geringere und Geringste, vergißt ihre Lehren alle Augenblicke, wenn ihn das persönliche, das Standes- oder Partei-Interesse zum Handeln treibt.

(3) Ich erinnere mich noch deutlich eines interessanten Streites, welchen ich einst mit Leichtlen über diese Stelle gehabt, da der gegenwärtige Aufsatz schon 1828 in seinen Haupttheilen verfaßt worden. Der noch ziemlich in den alten Begriffen erzogene Archivmann warf mir dieselbe als eine jugendliche Oberflächlichkeit vor. Freiherr und Bauer, meinte er, hätten sich von Anbeginn auf's Strengste unterschieden. Ich vertheidigte mich mit Meister Hämmerlin's „liberi barones seu rustici“, konnte aber Nichts damit gewinnen; Leichtlen nöthigte mich zum Schweigen, indem er mir eine

Unser Schwarzwald müßte an zahlreichen Orten, wo jetzt Viehzucht und Gewerbthätigkeit blühen, noch unbewohnbare Wildniß seyn, hätten nicht in jener frühen Zeit die Klöster und Dynasten ihre Leute mit solchen Gegenden belehnt, welche ihre Lehenstücke schon darum fleißig bebauen mußten, damit sie neben dem nöthigen Unterhalte den jährlichen Zins erschwüngen.

---

ausführlichere Charakteristik des Adels gab. „Derselbe habe sich von jeher entschieden vor andern Ständen ausgezeichnet, und mit den blos Freien Nichts gemein gehabt, am wenigsten das Verdienst der Kultivirung des Landes. Er wäre stets der nämliche gewesen, wie noch; er sey der Bequemlichkeit nachgegangen, habe bei festlichen Anlässen zu glänzen gesucht, sich auf den großen Heerzügen oder in kleinen Fehden herumgetrieben, und ausser diesem fast ausschließlich der Jagd ergeben. Seine Leibeigenen hätten Alles thun müssen, was Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft betroffen, und diese übrigens auch nichts Mehreres geleistet, als was die Pflicht und Nothwendigkeit gefordert. Die Klosterstifter könnten es wohl zuweilen gut gemeint haben, aber ohne Dauer und tiefere Frömmigkeit; das Bestreben, alles Andere möglichst von sich abhängig zu machen, habe die Herren zu sehr beherrscht. Mit einem Worte, der Adelige sey allein im Besitze der edleren Menschenrechte, der Mittel zur Ruhe, zum Genusse und Glück gewesen."

Allerdings, das ist der leibhaftige Adel der Feudalzeit; aber der ursprüngliche Adel, von welchem ich sprach, war etwas Anderes — es war der Inbegriff aller freien Grundbesitzer, das heißt, das eigentliche Volk! Da kam durch die Sklaverei und das Lehenwesen allmählig ein neuer Adel auf — aus der Knechtschaft, aus dem Dienste, aus der Abhängigkeit, und dieser (so mußte es geschehen) verschlang den alten oder verdarb ihn. Jene Dynasten des Schwarzwaldes — sie waren die letzten Ueberreste der freien Bauern dieses Gebirgslandes; ihre vollkommene, althergebrachte Freiheit war ihre Ehre, ihr Stolz; sie besaßen alle Rechte und den ganzen Charakter, wie der germanische Wehrmann unter Arioviſt, Armin und Civilis. Jene Grafen aber, welche die Dynasten haßten und verdrängten oder niederdrückten — sie waren Bedienstete des Königs, großentheils Emporkömmlinge des Gefolgewesens; und vollends jener spätere Adel, welcher so sehr mit seinen Burgen, Wappen, Stammtafeln und Privilegien prangte — war er nicht beinahe durchweg aus der Dienstmannschaft mächtigerer Herren hervorgewachsen?

Ein Dynast, im Bewußtseyn seiner Freiheit an Gut und Blut, verschmähte die Amtsehre des Grafen, und ein freier Bauer, im Bewußtseyn seiner persönlichen Unabhängigkeit, verschmähte den Dienstglanz eines Truchsessen, Schenken oder Marschalks! Aber das Verschwinden des Bewußtseyns der gemeinen Ehre und die Reize des Dienstes nahmen mehr und mehr zu, und hatten die Zeit zur Folge, wo es keine Dynasten im alten Sinne und freie Bauern mehr, sondern nur hohen und niederen Lehenadel, und (mit wenigen Ausnahmen) nur hintersässiges und leibeigenes Volk gab.

Als aber in der Folge aus dem Adel ein vornehmer, glänzender, kriegerischer Stand geworden, welcher sich mit der Landeskultur wenig mehr beschäftigte, mußte es geschehen, daß seine Besitzungen (anfangs durch Frömmigkeit, später aus Geldnoth) größtentheils an die Klöster geriethen, welche der Landwirthschaft neben den geistigen Arbeiten ausschließlich gewidmet waren, und unter deren milder Herrschaft das Volk besser aufkam, als unter dem stolzen, unruhigen, durch Fehden und Vergnügungen verschuldeten Adel. So haben damals viele edle Herren, nachdem sie als Jünglinge, um die Kunst der Waffen zu erlernen und zu üben, aus der väterlichen Burg in die Welt getreten, und bei zunehmendem Alter, unter dem Wechsel des Glückes, die Eitelkeit derselben erfahren, aus Sehnsucht nach Ruhe und den Tröstungen der Kirche, ihre Besitzungen ganz oder theilweise einem befreundeten Gotteshause vergabt, und nicht selten sich selbst mit ihrer ganzen Familie dem Klosterleben geweiht. Ein hervorragendes Beispiel dieser Art bietet das Geschlecht der Freiherren von Kaltenbach (4).

Herr Wernherr besaß von seinen Voraltern ein reiches Erbe, und in Frau Itha, einer Edeltochter aus dem Lande Rhätien, die treueste, liebevollste Lebensgefährtin. Beide bildeten „ein Herz und eine Seele" (5), und die Frucht ihrer tugendhaften Ehe blühte auf in drei Söhnen und eben so viel Töchtern; es waren Wernherr, Wibrecht und Konrad (6), Himmeltrud, Hedwig und Itha, der Stolz und die Hoffnung ihrer Aeltern. Beide zeichneten sich durch ihre Wohlthätigkeit aus — jedem Pilger stund ihre Burg offen, und kein Bedrängter ging trostlos von ihnen. Wernherr hatte die Gewohnheit, wenn er auf das Waidwerk ging (wie denn die Menge des Wildes im Schwarzwalde damals noch sehr dazu einlud), auf einer sonnigen Au oder im Schatten eines Haines die Armen um sich zu

---

(4) Die folgende Schilderung der kaltenbachischen Familie entlehnte ich getreu aus dem chronicon *Bürglense*, welches der sanktblasische Mönch Konrad um's Jahr 1160 verfaßte. Es ist also eine gleichzeitige Quelle, was sich auch in der Darstellungsweise schon auf den ersten Blick verräth. Als Hilfsquelle diente mir dabei Abt Kaspar's liber originum, wo S. 137 das obige chonicon übersetzt und aus andern Quellen (wahrscheinlich dem liber constructionis) ergänzt ist.

(5) Erat eis unum nolle et unum velle, atque, ut scriptum est, erat eis *cor unum et anima una*.

(6) Das chronicon nennt diesen Konrad nicht, aber Kaspar erwähnt seiner.

versammeln und ihnen von seinem Jagdimbiß brüderlich mitzutheilen (7). Es ist auch mit vielem Ruhme aufgezeichnet worden, daß Herr Wernherr die Vogtei einiger Kirchen, welche von seinen Vätern auf ihn geerbt, mit väterlicher Sorgfalt verwaltet und niemals der Simonie (8) preisgegeben, sondern die Pfarrkinder stets den tauglichsten Priestern anvertraut habe; daß er die Geistlichen nach ihrer Würde geschätzt, öfters die Aeltern und Lehrer junger Priester zu Tische geladen, und namentlich die Mönche von Sankt Blasien wie seine Hausfreunde betrachtet habe.

Es war damals im Reiche eine schlimme Zeit. Alles parteite sich für oder wider Pabst und Kaiser. Gregor der Siebente war ein Held der Kirche, Heinrich der Vierte ein Feind derselben und zugleich ein Feind der damaligen Reichsfreiheit; dadurch gewann Jener die bedeutendsten Reichsfürsten für sein Interesse, wie die Welfen, die Zäringer. Der Bruder des Herzogs von Zäringen, Bischof Gebhard von Konstanz, gehörte zu den entschiedensten und einflußreichsten

---

(7) Das Armenwesen jener Zeit bietet einen höchst traurigen Anblick dar. Es gab sehr viele Arme, und es mußte bei den damaligen Verhältnissen viele geben. Die Untheilbarkeit der Bauerngüter nöthigte die nachgeborenen Kinder, ihr Brod im Dienste zu suchen, dieser wurde aber nicht immer gefunden, und kam alsdann noch anderes Unglück dazu, so war das Elend schrecklich. Freie Leute, welche durch Kriegs- und andere große Unfälle um Hab und Gut gekommen, wer nahm sie auf, wo fanden sie Hilfe? Manche Wittwe mußte sich aus Hunger dazu entschließen, ihre und ihrer Kleinen persönliche Freiheit an einen Herrn zu verkaufen! Auf diese Weise nahm die Leibeigenschaft so sehr überhand. Und der Leibeigene, wenn er mit seinem Dränger zerfiel, ihm entlief und heimathlos umher irrte, welches Loos fand er da! Die Armuth, die Heimathlosigkeit waren die größte Schande, und hätte die Lehre des Evangeliums diese strengen, ja harten Begriffe der deutschen Grundbesitzer nicht gemildert, so wäre das Schicksal der deutschen Armen verzweiflungsvoller gewesen, als das der Heloten im alten Griechenland. In diesem Sinne muß man es verstehen, wenn der Chronist von Wernherr erzählt: „So er die gewohnlich Zeit in dem Wald gejagt, seynd ihm die armen Leut nachgezogen, mit denen er Freud' gehabt und ihnen zu essen geben."

(8) Man sieht hieraus, wie schon damals der Handel mit den Kirchenämtern getrieben wurde. Gewöhnlich wer dem Patron am meisten bezahlte, bekam die Stelle, und wenn er der untauglichste Mensch war. Hatte eine wohlhabende Familie einen halb blödsinnigen Sohn, welchem man nichts anvertrauen konnte, so mußte er geistlich werden, und sie verschaffte ihm hernach eine Pfarre oder Kaplanei. Selbst hochadelige Häuser versorgten ihre nachgeborenen Söhne auf diese Weise, wenn dieselben nicht in die Klöster wollten.

Kämpfern für die Sache des römischen Stuhls. Er wurde aber vertrieben von der königlichen Partei, und suchte auf dem Schwarzwalde, in der Abgeschiedenheit des Klosters Sankt Blasien eine Zufluchtsstätte. Dort lernte er den Freiherrn von Kaltenbach kennen, und besuchte denselben öfters auf seiner einsamen Burg. Diese Bekanntschaft ward für die kaltenbachische Familie von wichtigen Folgen.

Denn so oft Bischof Gebhard erschien, ward er empfangen wie ein Vater, mit dem vollsten Ausdruck der Ehrfurcht und Liebe; seine Würde, sein hohes, zugleich strenges und mildes Wesen, seine Erfahrung und sein Unglück mußten das lebhafteste Interesse erregen. Es versammelte sich die Familie um ihn, er redete alsdann zu ihr, im Geiste eines der alten Lehrer, von der Nichtigkeit alles Irdischen und dem alleinigen Werthe der Bestrebungen für das Jenseits; er segnete die Söhne seines Freundes, und legte in ihre Herzen den Keim ihrer künftigen Bestimmung (9).

Als nun Herr Wernherr alt wurde und mancherlei Krankheit über seinen Leib kam, betrachtete der gottesfürchtige Greis diese Züchtigung als einen Wink des Himmels, beredete sich mit den Seinigen — und alle, bis auf Wibrecht und Hedwig (denn Konrad war als Knabe gestorben), entschlossen sich, der Welt zu entsagen und in der Abgeschiedenheit einer Zelle, unter frommen Gebeten und Uebungen, die ewige Seligkeit zu erwerben (10). Also legte Wernherr, der Vater, den Rittergürtel ab, und ging mit seinem Erstgebornen zu Sankt Blasien, wie Itha, die Mutter, mit den beiden übrigen Töchtern zu Sitzenkirch und Berau in den Orden.

Es lebten damals noch mehrere Herren vom ersten Geblüte als Laienbrüder zu Sankt Blasien, und unterwarfen sich den niedrigsten Diensten. Vom alten Herrn von Kaltenbach aber sagt die Chronik: „Da war nun derselbig wohlgehalten, und ist all' seine Zeit, wie andere des Ordens, in dem Konvent gestanden, und mit dem Habit

(9) „Filios pontificali sublimavit benedictione, et ut in adoptionem filiorum Dei mererentur adscribi, sua intercessit oratione, quae in illis quantum praevaluerit, felix eorum conversio, ac nobilis et pia postmodum multis declaruit conversatio.“

(10) Wenn man in Beziehung obiger Stelle betrachtet, wie Gebhards Bruder, Markgraf Hermann (von Baden), ebenfalls allen irdischen Glanz verließ und Mönch ward, so drängt sich die Vermuthung auf, der im Kloster Hirschau unter Abt Wilhelm erzogene Bischof müsse mit besonderem Eifer für das verschlossene Leben gewirkt haben.

angethan gewesen, gleicherweis wie Konversen und Brüder, hat aber der Kirchendienste, als Läuten, Lichterputzen und dergleichen, nicht müssen gewärtig seyn, sondern wurde von dem Prälaten und ganzen Konvent in hohen Ehren und Würden gehalten, wie billig, nach aller Gebühr. Also hat er seinen Gottesdienst in Gebet und Fasten mit strengem Ernst und großer Andacht, wie ein ganzer Konvent solches zu aller Zeit gethan, geleistet und vollbracht."

Wibrecht übernahm als Stammherr der Familie die kaltenbachische Erbschaft, und Hedwig gab ihre Hand einem ebenbürtigen Herrn, welchem sie eine reiche Mitgift zubrachte. Ehe aber Wibrecht sich vermählte, bewog ihn die Liebe zu seinem Bruder, der Welt gleichfalls zu entsagen, und das Rittergewand mit der Mönchskutte zu vertauschen. Er versammelte seine Familie und den Konvent von Sankt Blasien, und setzte in feierlicher Weise den Heiligen dieses Gotteshauses zu seinem Erben ein. Vater, Mutter und Bruder, welche er im Stillen vorbereitet hatte, gaben mit Mund und Hand ihre öffentliche Zustimmung. So ging das ganze reiche kaltenbachische Besitzthum im Breisgau, in Burgund und Rhätien, als ewiges Vermächtniß an die Mönche von Sankt Blasien über (11)!

Dem alten Wernherr aber, da er sehen mußte, wie nun die Reihe seiner Väter beschlossen würde, mochte doch dieser Gedanke schwer fallen. Es sollte wenigstens ein Denkmal seiner Familie, als würdige Erinnerung ihres Stammes, auf die Nachwelt gelangen. In dieser Stimmung begab er sich zu dem Abte und trug ihm vor, wie auf Bürgeln im Sausenhard von Alters her ein Kirchlein bestehe, welches ihm besonders am Herzen liege, weil seine Vorältern, wo des Landes sie auch verblichen, immer dahin gebracht und dort zur Gruft bestattet

(11) Man kann sich einer etwas mißtrauischen Verwunderung über solche Freigebigkeit allerdings nicht erwehren, und Mancher möchte vermuthen, die gutmüthigen, blindgläubigen Kaltenbacher seyen von den schlauen Sankt Blasiern systematisch in ihr frommes Heldenthum eingeschult worden. Wer aber die erschütternden Stürme des Jahrhunderts und den allgemein herrschend gewesenen Hang nach dem ehelosen und klösterlichen Leben betrachtet, wird wohl glauben, daß die damaligen Mönche, die ihnen vom Geiste der Zeit dargebotene Gelegenheit der Bereicherung emsig genug benützt, aber auf keine so betrügerische Weise, wie ihre spätern Standesgenossen, mißbraucht haben. Das „in's Kloster gehen", war eine Schmärmerei des Zeitalters, wie diejenige der Kreuzzüge; sie riß alle Stände und Alter hin, um so zahlreicher, je blutiger die Parteikämpfe wütheten.

*

worden seyen (12). Neben diesem Kirchlein wünschte er nun eine Zelle errichtet zu sehen, worin fromme Brüder mit Gesang und Gebet über den Gräbern seiner Vorfahren dem Himmel dienten. Abt Rusten entsprach dem frommen Wunsche gerne, und sein Nachfolger Berthold brachte das beschlossene Werk in Vollzug; er setzte zwei Mönche mit dem jungen Wernherr nach Bürgeln, und verwidmete dem neuen Klösterlein die Hofgüter zu Eckenheim, Kaltenbach, Eimenthal und Sitzenkirch (13).

---

(12) „Asserens, quod locum corde diligeret et animo retineret, eo quod parentes sui ubicunque terrarum eis contingeret mori aut gladio interimi, omnes ad eundem locum jusserunt se transportari ibique sepeliri.“ Gewiß ein rührender Zug der Geblütsanhänglichkeit und Familienpietät.

(13) Da die Kirche zu Bürgeln eine weltpriesterliche gewesen, so widersetzte sich die Weltgeistlichkeit der Umgegend dieser Uebergabe an den Orden. Es entstund ein Prozeß, der endlich auf dem Vergleichswege entschieden ward. Abt Berthold hatte um die päbstliche Bestätigung eigens einen Pater nach Rom geschickt, während dessen der Erzbischof zu Mainz von der Sache unterrichtet und angegangen wurde, mit den streitenden Parthien einen Tag zu veranstalten. Der Erzbischof übertrug dieses dem Bischofe von Konstanz, welcher den Erzpriester Diemo und den Dekan von Müllheim damit beauftragte. Diese bewerkstelligten die Tagfahrt, unter ihrem Vorsitze, im Dorfe Liel, wobei von sanktblasischer Seite der Prior Albrecht mit den Brüdern Wernherr dem Alten, Wernherr dem Jungen, Wibrecht und Ulrich, andererseits dagegen der Dekan Ottmar (aus dem Wiesenthal?), die Pfarrer von Kirchhofen, Schopfheim, Britzingen, Liel und Baden (Badenweiler) erschienen, und darüber eins wurden, daß der Berg Bürgeln mit sammt den Hofgütern, Zehnten und Leibeigenen, welche die dortige alte Kirche in Sitzenkirch, Feldberg, Zinzingen (denn dies ist wohl das „bizinun“ der Urkunde), Hertingen, Bamlach und Rheinweiler besaß, den Mönchen, das übrige Besitzthum derselben aber dem Priester gehören, daß selbigem jene verlorenen Güter vom Abte von Sankt Blasien durch andere ersetzt, und ihm eine neue Kirche zu Eckenheim, mit allen Rechten und Pflichten der alten, errichtet werden solle. Diesen Ersatz bestimmte man auf einer weitern Tagfahrt zu Eckenheim im Beiseyn Diemo's, der Pfarrer von Blausingen, Eckenheim und Augheim, der Klosterbrüder Ulrich, Wernherr, Gerung, Hugo und Wibrecht, wie Herrn Rudolf's von Baden, des Gewaltboten Herzog Konrad's von Zäringen, Anselm's von Buckingen und fast aller Pfarrgenossen. Als nun gerade damals König Lothar zu Basel ein Hoflager hielt, wobei auch Bischof Ulrich von Konstanz (wie von den weltlichen Fürsten der Herzog Konrad und Markgraf Herman) erschien, begaben sich Diemo und Albrecht dahin, um die bischöfliche Bestätigung obiger Verträge zu erhalten, welche ihnen am 8. Februar 1130 ausgestellt wurde. Schöpfl. V, 69.

Nachdem der alte Herr von Kaltenbach diese Freude noch erlebt, suchte ihn der Herr abermals heim; er wurde wiederholt vom Fieber ergriffen und seine Lebenskräfte nahmen zusehens ab. Da drängte es ihn fort aus der engen Zelle zu Sankt Blasien, um die Seinigen noch einmal zu sehen. Diese Besuche und den Hingang des gottseligen Greises müssen wir mit den Worten der alten Chronik erzählen (14); ihre naive Schilderung vollendet das Gemälde, welches uns die kaltenbachische Familiengeschichte darbietet, auf die passendste Weise.

„Ungefähr um das eilfhundert und neun und zwanzigste Jahr hat sich Wernherus der alt Freiherr, aus Verwilligung des Prälaten, zu dem Probst gen Bürgeln, seinem Sohn, gethan, und etlich Zeit bei ihm verharrt. Damalen sind sein eheliches Gemahel, und Himmeltrud, sein' Tochter, die zu Sitzenkirch wohnten, gen Berau gereist, wo die ander Tochter im Orden war. Zu gleicher Zeit ist der Herr von Sankt Blasien Visitator gewesen über das Kloster zu Sulzburg. Da hat sich etwas Spanns und Handels unter den Frauen zugetragen, und auf dieses hin ist die alt' Freyin von Kaltenbach dahin erfordert und geordnet worden, als eine weise, hochverständige Frau, die Zweitracht allda zu vergleichen."

„Gleich in derselben Zeit, wie dann der alte Freiherr noch zu Bürgeln gewesen, schwerlich mit dem Fieber oder kalten Weh beladen, und wie er befunden die Schwachheit seines Leibs und große Anzahl seiner Jahre, und gedacht, nunmehr dem Ende nahe zu seyn, hat er sein liebes Ehegemahl und seine Töchtern noch einmal wollen sehen, und sich nach Sulzburg lassen führen, ist aber da noch mit mehrerer Krankheit beladen worden. Und indem, wie der alt' Herr von Kaltenbach auf den Tod schwach gewesen, da ist sein jüngerer Sohn Wipertus ihm eilends gen Sulzberg zu gezogen. Wie er aber dahin gekommen, war Herr Wernherr schon verschieden, und sein Leichnam zum Grabe gerüstet. Wie ihn Wipertus also gefunden, erbebte er in allen Gliedmaßen, und wollte es auf keine Weise gedulden, daß sein Vater ausser der allgemeinen Gruft der sanktblasischen Brüder sollte begraben werden. Er ließ also die theuere Hülle nach Sankt Blasien führen; es folgten der Leiche viele Geistliche und Weltliche, Edle und Unedle. Wie man im Kloster angekommen, ward eben die Kirchweih gefeiert, wobei viele Priester und Laien angewohnt, von

(14) Nach der Uebersetzung Abt Kaspar's, welcher am Schlusse sagt: „Dieses Alles ist us alt permentinen Rollen geschrieben."

denen der Leichnam ehrlich empfangen und mit großer Solennität und Andacht begraben worden ist. Solches geschah im November des Jahres eilfhundert und ein und dreißig."

Dem alten Wernherr folgte seine Gemahlin in kurzer Zeit nach (15). Indessen war der Bau des Klosters Bürgeln vollendet, die Kirche vom apostolischen Gesandten zur Ehre des heiligen Johannes eingeweiht (16), und von den Brüdern der Erstgeborene des Stifters zum Vorsteher gewählt worden, ein Mann, dessen überlegener Tugend und Weisheit ein Jeder die ungeheucheltste Achtung zollte. Wernherr aber wollte nur geliebt seyn, und dieses bestimmte all' seine Handlungen. Gegen die Armen folgte er dem Beispiele seiner Aeltern. Eines Tages, mitten im strengsten Winter, begegnete ihm ein alter Mann, der sich vor Hunger und Frost kaum noch an seinen Krücken zu halten vermochte. Da verbarg er sich schnell hinter ein Tannengehölz, zog sein Untergewand aus, eilte dem Armen nach, bedeckte ihn damit und drückte ihm noch zwei Geldstücke in die Hand.

Daher war auch der Segen des Herrn in Allem, was Wernherr unternahm. Sein kleines Gotteshaus hob er zur freudigsten Blüthe empor; zu Sankt Blasien genoß er das höchste Vertrauen — der Abt, die Väter und Brüder, so oft eine Noth, eine Verlegenheit sie traf, verlangten nur nach ihm, nur von ihm wollten sie Rath und Trost haben. Und noch mehr, selbst auswärtige Prälaten, selbst Grafen, Herzoge und Könige sollen den weisen und tugendhaften Probst von Bürgeln gekannt und gesucht haben, sogar in Rom der Name Kaltenbach mit Ehrfurcht genannt worden seyn. Aber, wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Wernherr wurde von einer Kränklichkeit befallen, welche ihn unfähig machte, ferner noch die Stelle des Vorstehers pflichtgetreu zu versehen; er mußte seinen Bruder zu sich rufen, um ihm die Verwesung des Gotteshauses zu übertragen.

Wibrecht, welcher aus brüderlicher Anhänglichkeit den Ritter-

---

(15) Das Chronicon erzählt ihren Tod mit folgenden Worten: „Post V mensium curricula gravi languore pulsata ex hoc mundo anno MCXXVI, IV Id. Martii est liberata. Cumque jam jamque ultimum attraheret spiramen, *Wipertus* filius ante eam procumbens: *O dulcissima*, inquit, *mater, quomodo te habes? Convalescere speras?* Intuita eum, tale responsum dedit: *Inclina Domine*, inquiens, *cor meum in testimonia tua et non in avaritiam.*" Der gute Wibrecht verstund aber diese Worte nicht, und die sterbende Mutter mußte sie ihm durch den Prior erklären lassen.

(16) Vergl. Gerbert III, 70.

harnisch abgelegt, um nicht mehr mit dem Schwerte für die Welt, sondern um unter dem härenen Gewande für die Ewigkeit zu kämpfen, lag seinem neuen Amte mit einem Eifer ob, dessen Lob die Klosterchronik auf's Beredteste schildert. Er war, wie sein Bruder, ein Mann vom besten Herzen, voll Gerechtigkeit, Weisheit und Umsicht, dabei voll Demuth, Bescheidenheit und Leutseligkeit; er unterstützte die Armen väterlich, empfing die Fremden mit seltener Gastfreundschaft, ertheilte den Bedrängten bereitwilligst seinen Rath und Trost, zeigte sich ebenso streng in Ueberwachung und Handhabung der Regelzucht, als mild und theilnehmend in der Unterweisung, hielt seine Mönche zur allgemeinsten Zufriedenheit und vermehrte das Klostergut durch eine Menge glücklicher Erwerbungen (17). Mit diesen praktischen Tugenden verband Wibrecht auch jene des mönchischen Gottesdienstes durch Betrachten, Beten, Singen und Lesen, ja selbst durch die härteste Kasteiung des Körpers. Solche Anstrengungen aber mußten die Lebenskraft bald erschöpfen; der unermüdliche Verweser verfiel in eine plötzliche Schwäche und beschloß sein Leben am neunzehnten Februar eilfhundert acht und fünfzig (18).

Nachdem der Probst Wernherr durch diesen Tod seine Stütze verloren, nahete sich auch ihm das Ende mit schnellen Schritten; schon längst hatte er vor Leibesschwäche nicht mehr auf seyn können — da schied seine Seele von dem morschen Körper, etliche Wochen weniger als ein Jahr nach dem Hingange Wibrechts. Und so endigte das edle Geschlecht derer von Kaltenbach in der Abgeschlossenheit klöster-

---

(17) Hievon war das Dorf Eckenheim, dessen Eigenthum vier verschiedenen Herren gehört hatte, die bedeutendste. Von den vielen Wohlthätern, welche Wibrecht seinem Gotteshause erwarb, nenne ich nur den Herzog Konrad von Zäringen und den Freiherrn Dieterich von Röteln und die Ritter von Augheim; die Orte aber, worin er Höfe und Güterstücke theils erkaufte, theils als Gottesgaben erhielt, waren Feldberg, Schalfingen, Auggen, Hach, Zizingen, Schliengen, Altingen, Hertingen, Blansingen, Welmlingen, Thannenkirch, Gupf, Utnach, Gorgendorf (?), Riedlingen, Kandern, Sitzenkirch, Vogelbach, Lütschenbach, Marzell, Atzenbach (?), Wenden (?), Kirchen, Haltingen und Hüfingen.

(18) Im Chronicon stehen auf seinen Tod folgende Verse:

»Martis in undenis defungitur ipse Kalendis,
Cujus sis miserans, te rogo, cuncta creans,
A poenis solvas, peccati vincula tollas,
Ut tecum maneat, teque Deum videat.«

licher Zellen. Das von ihnen gestiftete Gotteshaus hat aber in dankbarer Erinnerung ihr Andenken durch die lobreichen Worte seiner Chronik, wie durch die Feier eines Jahrtags und einer wöchentlichen Seelenmesse, auf die Nachwelt verpflanzt (19).

Und nun, lieber Leser, welche Gefühle sind in dir rege geworden bei dieser Schilderung? Hat dich nicht Etwas angeweht aus jener alten frommen Zeit, was deinem Herzen wohl thut? Ahnest du nicht den Hauch jener Schwärmerei, welche die Beglückten der Erde aller leiblichen Genüsse vergessen, welche sie in strenger Abgeschiedenheit und Entbehrung einzig für das Heil ihrer Seele arbeiten ließ? Ja, du fühlst wohl Etwas, dein Gemüth ist angeklungen, wie von fernen Tönen. Doch dein Verstand wendet sich weg von jenen Opfern, welche den Nimbus der Heiligkeit getragen; aber, ohne Nutzen für die Welt, ohne Förderung der Menschheit, nur eine Klasse der Gesellschaft bereicherten, deren Sünden und Verschulden gegen ihre Verdienste sehr in der Wagschale sanken. Indessen, sey gerecht gegen die entschlafenen Geschlechter — sie waren von einem Zeitgeiste beherrscht, wie du es bist; sey billig und gedenke, was unserem Geschlechte obliegt, damit es der Zeit seine Schuld bezahle!

---

(19) Das Chronicon sagt nach Aufzählung seiner Verdienste: »His et aliis talibus meritorum insignis, quas enumerare longum est,
Consumptus senio, languore, gravique labore,
Suspirat patriam scandere coelicolam.
Mortem bisquini februi tulit ipse Kalendis,
Quem Deus omnipotens pie cuncta regens,
Exemptum terris, concedat vivere coelis,
Luminis atque sui det splendore frui.«

Sankt Wilhelm

im Breisgau.

Zunächst unter der höchsten Kuppe des Feldberges, gegen Nordwest, wo der Immisberg einen schmalen Ausläufer bildet, eröffnen sich zwei Thäler, deren wildromantische Natur die Aufmerksamkeit des Wanderers erweckt. Das nördlichere derselben, welches vom Osterbache bewässert wird, heißt der Zastler und ist eine enge, tiefe, finstere, wenig bewohnte Schlucht; das westlichere dagegen, in dessen Schooße die Bruggach rinnt, führt den Namen Sankt Wilhelm, und gewähret, obwohl um ein geringes weniger tief und enge, doch einen viel freundlichern und einladendern Anblick, als sein düsterer Nachbar. Es beginnt mit einer höchst anmuthigen, multenförmigen Bergwiese, senkt sich alsdann schnell in die Tiefe, welche sehr sinnbildlich „im Napf" genannt wird, und hat zu beiden Seiten jähe, waldbewachsene Abhänge und kühne Felsvorsprünge, welche mit dem üppigen Baum- und Gesträuchwerke, mit dem wilden Steingerölle, den schäumenden Bergwassern, lieblichen Thalmatten und einsamen Bauernhütten oft sehr malerische Gruppen darstellen.

Nach einer Länge von ohngefähr zwei Stunden vereinigen sich diese beiden Thäler und bilden das breitere, sonnige, wohlbewohnte Oberrieder Wiesenthal, durch welches der Osterbach und die Bruggach am Saum der Thalwände hin, parallel neben einander, in die Ebene hervorströmen, wo die Dreisam sie aufnimmt. Sankt Wilhelm hat nur ein bewohntes Nebenthal, dasjenige von Hofsgrund, dessen tobelähnliche Tiefe durch die Abhänge der Haldenhöhe, des Grindenwaldes und Erzkasten gebildet, und vom Huselbach bewässert wird. Im Oberrieder Thal dagegen unterscheidet man links den Witolfsbach am Goldberg, das Geroldsthal und den Dietenbach,

wie rechts den Weilersbach und Bickenreute, lauter kleine Bergeinschnitte, welche ihre Wasser der Bruggach oder dem Osterbache zusenden. Am Eingange des Thales endlich liegt das große Dorf Kirchzarten, der Hauptort der ganzen Umgegend.

Da von Breisach, dem alten mons Brisiacus, eine Heerweg durch diese Gegend nach dem Schwarzwalde und sofort nach Schwaben führte, so war dieselbe schon den Römern bekannt, und der keltische Name von Zarten, wie die weitläufigen Wallüberreste oberhalb des Dorfes lassen auf eine noch ältere Ansiedlung schließen; auch bot die wasserreiche, sonnige und fruchtbare Ebene, welche von den milden Vorhügeln der Schwarzwälder Berge amphitheatralisch umschlossen ist, Reize genug zur Niederlassung dar. In die Schluchten des Zastlers, des Sankt Wilhelmer und des Hofsgrunder Thals indessen mag lange Zeit kein Anbau gedrungen seyn, und es bedurfte wohl eines nicht sehr großen Opfers der Frömmigkeit, wenn diese Wildnisse während des achten Jahrhunderts von ihren Besitzern an das berühmte Kloster Sankt Gallen verschenkt wurden. Die klösterliche Oekonomie konnte damals weit befördernder auf die Kultur der bereits angebauten Gegenden, wie auf die Beurbarung der noch öde liegenden einwirken, als die beschränktere der einzelnen Grundherren, dennoch aber verfloß beinahe ein halbes Jahrtausend, bis die Ortsnamen um Oberried in der Kulturgeschichte unseres Landes auftauchten.

Die Geschichte der Kultivirung des Thales von Sankt Wilhelm, welche vornehmlich durch das Kloster zu Oberried geschah, gewährt einiges Interesse, wir theilen daher die Erzählung der Schicksale dieser frommen Anstalt, wie solche der Prior Ambros Eichhorn der Nachwelt hinterlassen hat, hier unsern Lesern mit — zugleich als ein kleines Andenken an den um die Kirchenhistorie (1) verdienten Verfasser.

Der Bezirk von Oberried gehörte anfangs dem Stifte Sankt Gallen im Thurgau, von welchem die Herren von Thengen denselben

---

(1) Er schrieb für die unter dem Fürstabt Gerbert begonnene Germania sacra die Geschichte des Bisthums Chur. Sie kam 1797 in Sankt Blasien heraus. Zu dem gegenwärtigen Aufsatze habe ich die Noten beigefügt, größtentheils nach den zwei mit S und T bezeichneten oberriedischen Copeybüchern, wovon das erste aus dem 14ten und 15ten, das andere aus dem 17ten Jahrhunderte stammt.

als Lehen besaßen. Rudolf von Thengen, Domprobst zu Straßburg, mit seinen Brüdern Niklaus und Konrad, übergaben einen Theil davon, mit Einwilligung des Lehensherrn, im Jahre zwölfhundert sechs und dreißig ohngefähr, den Klosterjungfrauen zu Günthersthal (2). Diese bildeten in derjenigen Gegend, welche jetzt Sankt Wilhelm heißt, ein Klösterlein. Die Unfruchtbarkeit und Wildheit des Platzes jedoch, wie die fast unmögliche Zufuhr der Lebensmittel, bewogen den damaligen Zisterzienser Abt, die Klosterfrauen wieder nach Günthersthal zurückzurufen.

Indessen kam der Platz mit den umliegenden Wildnissen an die Herren Schnewlin und Ritter von Munzingen, welche ihn nebst dem Distrikte zwischen der Bruggach und dem Huselbach, im Jahre zwölfhundert zwei und fünfzig den Wilhelmiter Brüdern übergaben (3). Aber auch diese konnten es daselbst nicht über zwölf Jahre aushalten, und zogen hierauf nach Freiburg. Bald nach ihrem Abzuge indessen fiel es dem Johann von Urberg mit seinem Bruder Burkhard ein, die verlassene Wildniß wieder zu besetzen (4), und auf diese Weise entstunden zwei sogenannte Oberrieder Klöster, das eine „in der Stadt", das andere „im Wald." Beide wußten sich späterhin ansehnlich zu erweitern, und durch Aufnahme bemittelter Jünglinge ihre Oekonomie zu verbessern, was auch besonders noch durch fromme Schenkungen des benachbarten Adels geschah.

---

(2) Das heißt, sie resignirten das Lehenstück zu Oberried an ihren Lehensherrn, welcher dasselbe hierauf, unter Vermittlung des Domprobsts von Thengen, den Günthersthaler Nonnen überließ. Die Urk. ist gegeben apud S. Gallum, anno MCCXXVII. Ind. X, und bei Gerbert (III, 141) abgedruckt.

Die Beschreibung vom Ursprunge des Klosters, welche im Jahr 1300 von dem Konventualen Konrad Sturn aufgezeichnet worden, und unter der Aufschrift: „Compendium fundationis monasterii *Oberried* in Nigra sylva" im Copeybuch S, S. 69 bis 71, enthalten ist, erzählt im damaligen Geiste, daß die Bauern von Oberried in der benachbarten Thalwildniß immer hätten Lichter gesehen und Glockentöne gehört; dieses Wunder habe den Probst Rudolf veranlaßt, die Günthersthaler Nonnen, deren Hausfreund er gewesen, zur Niederlassung daselbst, und seine Brüder zur Vergabung des Ortes an dieselben zu bereden.

(3) Stiftungsbrief vom 21. Mai 1252, ebenfalls bei Gerbert III, 157.

(4) „Locum, qui tribus annis vacabat, apud magistrum ordinis per preces obtinuerunt, et eremum misarabiliter inventam, tamquam omni re et solatio deplumati, sanctam vitam appetendo intraverunt." So Konrad Sturn, welchen auch Gerbert (II, 81) anführt.

Es vergabte ihnen im Jahr zwölfhundert ein und achtzig die Frau von Urberg einen Hof zu Thiengen, welchen sie hernach um ein beträchtlicheres und bessergelegenes Gut zu Oberried an Herrn Heinrich von Munzingen vertauschten (5). Im Jahre zwölfhundert neun und achtzig vermachten ihnen Herr Johann und Konrad Schnewlin den Platz Reute, heutzutage Hofsgrund genannt (6). Einige Jahre hernach erhielten sie verschiedene Güter im Geroldsthal (7) und das Zehentrecht in Witolfsbach (8). Es gehörten ihnen auch

---

(5) Tauschbrief von 1283.

(6) Schenkungsurk. von 1289. Es heißt darin: „Die selbe Rüti vahet an an der großen flueh zende der bruedere mattun, vnde gat vff von dem wasser, daz da heißet Brugga, vnz an den walt, vnd für sich abe vnz jn den Grund."

(7) Konrad der Kötscher von Geroldsthal (urkundlich „Geroldestal", jetzt Gehrenstal) und seine Gemahlin Adelheid schenken ihre Güter daselbst (ein halb Lehen zu Martinsbach, ein Drittel in dem Weiler, ein halb Viertel in der Halden und einen Garten) für ihre Jahrzeit an das Kloster. Urk. von 1292.

(8) Witolfsbach (urkundlich „Witolfesbach", heutzutage Wittelsbach) ist von Oberried nur durch die Bruggach getrennt. Es war daselbst der Dinghof für die umliegende kleine Herrschaft, welche nach und nach verkaufs- und schenkungsweise von der falkensteinischen Familie an das Kloster gelangte. Wegen des genannten Zehents bekam dasselbe später einen Streit mit den Johannitern zu Freiburg, welcher im Jahr 1328 endlich verglichen wurde.

Ueber die vereinigte Herrschaft Oberried und Witolfsbach besitzt man noch eine interessante Urkunde, womit das Copeybuch S beginnt, und welche ich hier mittheile:

„Alle die disen Brief ansehent oder hörent lesen, die sunt wissen, das daz guot ze Oberriet, es si an velde alder an walde vnuerscheidenlich höret an das gottes hus ze Oberriet sant wilehelmes Brueder da vnser frówe sant Marie genedig ist. Vnd sont ouch wissen das alle erbliche zinse die offen dem selben guot stänt alder sie nach stande werdent vnd alle erschetze vnd alle dritteil vnd von yedem lehenmann ein vasnacht huon vnuerscheidenlich hörent an das vor genant gottes hus, und sönt den zins die lehenlüte geben an sant Remigen tag, vnd wer jn des tages versizzet der sol jn morndes geben mit trey schillingen, versizzet aber er den dritten zins, so vellet das erbe in der bruoder gewalt. Ir sönt öch merken, wer sin lehen nit besezzet mit füre vnd mit rouche als er von recht sol nach dem tage so er wirt gemanet jn drin vierzehen nechten, so vellet aber das erbe in der bruoder gewalt. Ir sönt ouch wissen das sich nieman scheiden sol von sime erbe tod oder lebende wan mit dem dritteil. Man kündet öch das daz guot nieman besizen sol wan fryg lüte, die sont den bruedern ir hulde tuon, so sie ir erbe empfahent. Me

schon damals lehenherrliche und grundherrliche Rechte, als Erblehenzinse, Ehrschätze, Fastnachthennen, Abzugs-, Drittels- und Vogteigebühren in verschiedenen Orten (9).

Im Jahre zwölfhundert und dreizehn erkauften sie von Ritter Konrad Kollman zu Freiburg den Erlenbach (10), einen schönen Wald am nordwestlichen Abhange des Feldberges; bald darauf von der Familie Schnewlin deren meiste Güter und Gerichte im Verlinsbach, im Geroldsthal, zu Oberried, zu Kappel, Litenweiler, Minderbach, Reichenbach, Minschwende, Gitzenhofen und Berlachen (11), namentlich das Waldeigenthum an letzterem Orte. Auf gleiche Weise erwarben sie um die Mitte desselben Jahrhunderts verschiedene Lehen- und Grundzinse im Breisgau, einige Stücke Reben zu Uffhausen (12), einen Hof zu Opfingen (13), schöne Güter zu Eschbach (14) und Schlatt (15). Ihr

---

sont ir wissen, das enkein lehenmann sin erbe sol versezen oder verkümbern in deheime weg wan mit der brueder willen vnd wissende. Ir sönt öch merken, das die bruoder sint des guotes vnd der lüte herren vnd vögete vnd sont allü recht vf dem guote nach irm willen besezen vnd enzezen vnd sönt die lehen lüte nieman dienen, wan inen, vnd hörent jn den Dinghof ze Witolsbach."

Die Urkunde erzählt nun, wie die Brüder den Lehenbauern die Steuern nachgelassen für 100 Pfund Pfennige, welche aus dem Walde „auf dem Gute" erlöst worden, und wie sie um neun Pfund Heller und gegen Erlassung des Waldhabers „von allen vslüten", den Wald „an dem Burgstal" von den Lehenleuten zu einem Eigenthume erworben haben. Die Urkunde ist von 1296, gegeben „an dem offene Dingetag ze Meien", und besiegelt vom Abte von St. Märgen, vom Prior Johann von Urberg, von Herrn Albrecht von Falkenstein und Johannes Schnewlin.

(9) Verschiedene Kauf- und Schenkungsbriefe im Copeybuch S.

(10) Der Verkäufer sagt: „Vnd was ich rechtes hatte an dem walde, holzes vnd bodomeß, der da lit ob des closters obrun matten, dem man sprichet der Erlibach, den die geburen von Berlinsbach minem sweher Johannse Snewlin seligen gaben." Urk. von 1312.

(11) Die Familie behielt sich nichts vor, als „die Burg, der man sprichet die wilde Snewesberg, vnd die hölzer vnd die matten, die zu derselben burg vßbenempt sint." Kaufbriefe von 1311, 1317 und 1327.

(12) Urk. von 1335. Der Geber war Claus Streif, der den Wilhelmitern in demselben Jahr auch einen Hof zu Wendlingen vermachte.

(13) Diesen Hof, „da die Mutikover vf saßen", schenkte Johann Hevenler, ein Bürger zu Freiburg, dem Kloster „zu einem Almuosen". Urk. von 1340.

(14) Urk. von 1344. Diese Güter wurden hernach in ein Erblehen verwandelt.

(15) Verschiedene Güter und Gülten, welche die Aebtissin von Rothenmünster

namhafteſter Erwerb aber waren das Thal und Dorf Kappel (16), welche ſie theils im Jahre dreizehnhundert fünf und achtzig von den Schnewlin, theils fünf und ſechzig Jahre ſpäter von den Herrn von Staufen erkauft haben. Zu alle dem kamen noch mehrfache Gefälle durch Jahrzeitſtiftungen und dergleichen, wie ein Lehen zu Tonſol, ein anderes zu Herdern und bedeutende Gülten zu Thiengen (17).

So hatte ſich das Wilhelmiter Haus zu Oberried zu einem, wenn auch nicht reichen, doch wohlhabenden Kloſter erhoben. Indeſſen iſt alles irdiſche Gut hinfällig und vergänglich. Kaum von einem Brande wieder erſtanden, welcher es am Schluſſe des vierzehnten Jahrhunderts ſchwer getroffen, erlitt das Kloſter im Jahre tauſend vierhundert und zwölf einen zweiten, worin faſt Alles zu Grunde ging, ſo daß der Schaden beider Brünſte an Gebäulichkeiten, Glocken, Meßgewändern, Büchern und Hausgeräthe ſich über fünftauſend Gulden belief. Die abgeſchiedene Lage des Kloſters, um welches auf eine halbe Stunde keine Menſchenwohnung war, hatte alle zeitige Hilfe unmöglich gemacht, und ſo war das verlaſſene Gotteshaus völlig der Wuth des Feuers blosgeſtellt geweſen. Es vergingen Jahre bis es aus dem Einkommen und den frommen Beiſteuern des Landes wieder hergeſtellt werden konnte (18).

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nahm das Haus Oeſtreich die Wilhelmiter zu Oberried in ſeinen Schutz, und ertheilte dem Prior den Titel eines erzherzoglichen Hofkaplans. Dieſen wie alle andern Rechte und Freiheiten ihres Kloſters erneuerte und beſtätigte König Maximilian in einem ausführlichen Diplom vom Jahre vierzehnhundert acht und neunzig, was hernach auch die Erzherzoge

---

und Ritter Johann Rufe von Weißweil dem Gotteshaus verkauften. Urk. von 1343 und 1352.

(16) Hiebei iſt zu bemerken, daß alle angeführten Erwerbungen die Oberrieder im Wald betrafen, Kappel und Kapplerthal dagegen an die Oberrieder in der Stadt gelangte; jene beſaßen an dem Dorfe nur ein Drittel, welches ſie den letztern endlich auch verkauften. Urk. von 1439.

(17) Von den verſchiedenen Jahrzeitſtiftungen bemerken wir die der Adelheid aus dem Attenthal von 1283, des Johann von Munzingen von 1306, des Kuno von Falkenſtein von 1309, der Familien Hevenler und Gelen zu Freiburg von 1325, 1339 und 1340, und die der Klaranna von Neuenfels von 1404. Graf Konrad von Freiburg ſchenkte dem Kloſter im Jahr 1346 „den Aberweſch ze Möllisfrone“ (ein ehemaliger Bergſtollen, wie der „Dieſelmut“ an der Halde), und der Morſer von Freiburg zedirte demſelben im Jahr 1405 für verſeſſene Zinſe die Mühle zu Betzingen.

(18) Zeugniß der Stadt Freiburg über das Brandunglück von 1412.

Ferdinand, Max und Leopold, wie Kaiser Matthias und Rudolf (19) gethan haben.

Das Verhältniß der Brüder im Wald mit denen zu Freiburg war nicht genau festgestellt und veranlaßte in der Folge mancherlei Irrungen (20). Es sollte nur ein Konvent seyn, und das oberriedische Kloster unter dem Patronate des freiburgischen stehen. Im Verlaufe der Zeit aber hatte sich in dem erstern sowohl ein besonderer Konvent gebildet, als ein eigener Prior an dessen Spitze gestellt, und man betrachtete mehr als zweihundert Jahre lang die beiden Bruderhäuser als selbstständige Priorate. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts jedoch kam das Verhältniß zur Sprache, und der damalige Wilhelmiter Provinzial Eberhard Steinbacher brachte die Wiedervereinigung zu Stande. Der Sitz des gemeinschaftlichen Konvents und Priors sollte fortan das Haus zu Freiburg verbleiben, weil der Vortheil des Klosters dies erheische, besonders aber wegen der dortigen Hochschule, wo die jungen Brüder sich in den heiligen Wissenschaften desto besser und erfolgreicher unterrichten könnten, und weil daselbst überhaupt eine strengere Aufsicht möglich war, als zu Oberried, wo man den Wilhelmitern ein etwas zu lares Leben vorgeworfen hatte (21).

Die Schirmvogtei des Klosters war anfänglich bei den Rittern Schnewlin, kam aber zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an die Stadt Freiburg (22), wo die Wilhelmiter das Bürgerrecht besaßen;

---

(19) Kaiserliche und erzherzogliche Freiheitsbriefe von 1457, 1498, 1587, 1601, 1605, 1612 und 1626.

(20) Schon im Jahr 1270 war ein Streit entstanden über den Besitz der Mobilien des ursprünglich gemeinschaftlichen Klostervermögens. Er wurde dahin entschieden, daß die Freiburger Wilhelmiter den oberriedischen einen Kelch, ein Tisch- und ein Handtuch wieder herausgaben und sich verpflichteten, dieselben wie ihre eigenen Konventualen zu bewirthen, so oft sie Geschäfte nach Freiburg riefen. Nun aber kamen die Oberrieder wegen jeder Kleinigkeit in die Stadt, und fielen dadurch den Freiburgern, welche ihren Unterhalt größtentheils mit Terminiren (mendicando) erwarben, äusserst lästig, während sie sich stets beklagten, man gebe ihnen nicht nach Gebühr. Diese neue Streitigkeit wurde im Jahr 1272 durch genaue Bestimmungen über die gegenseitige Hospitalität geschlichtet; aber die Eifersucht beider Klöster dauerte fort, trotz dieser conventio amicabilis, wie der Vergleichsbrief überschrieben ist.

(21) Instrumentum unionis monasterii Coronae Mariae in *Oberried* cum monasterio Cellae Mariae in *Friburg*, ordinis S. Wilhelmi, de anno 1507, im Copeybuch T, 40.

(22) Urkundsbrief der Stadt, wie sie als Kastvogt angenommen worden, von 1507.

es verursachte aber dieses Vogteirecht mancherlei Irrungen zwischen der Stadt und dem Kloster, welche erst im Jahre sechzehnhundert und fünf gütlich beigelegt wurden.

Der dreißigjährige Krieg war, wie überall, so auch für die Wilhelmiter eine Zeit des Verderbens. Beide Gotteshäuser, das im Walde, wie das in der Stadt, erlitten das Schicksal, geplündert und ruinirt zu werden. Der Schaden war um so schmerzlicher, da die freiburgischen Brüder ihre beste Habe mit dem Archiv nach Sankt Wilhelm verbracht und dort in dem Thurme der alten Burg (23) verborgen hatten, was aber den Schweden verrathen wurde, welche nun herbei eilten, das Beste des Schatzes wegschleppten und das Uebrige verbrannten. Von dem an blieb die Sanktwilhelmer Zelle eine Ruine, während die freiburgische vom Jahr sechzehnhundert fünf und vierzig bis ein und fünfzig wieder hergestellt wurde. Diese Wiederherstellung geschah durch den Subprior Maier mit der größten Aufopferung und Standhaftigkeit, indessen der Prior Matthäus Deck noch immer im Auslande verweilte, was ihm die Brüder sehr übel deuteten (24).

Um diese Zeit trachtete der Johannitermeister, Kardinal von Hessen, als Komthur zu Heitersheim, das Kloster Oberried mit allen Besitzungen entweder dem Malteser- oder dem Jesuitenorden einzuverleiben, was aber das Erzhaus Oestreich nicht gestattete (25). Und als man im französischen Kriege, wo die Stadt Freiburg an Frankreich überging, auch die Wilhelmiter zu bewegen suchte, sich mit ihren Unterthanen zu Oberried, Kappel und Hofsgrund an diese Krone zu

---

(23) Diese war wohl ehedem ein Sitz der Schnewlin, welche auf der Höhe bei Oberried auch die wilde Schnewburg erbaut hatten.

(24) „Fata *Oberriedani* monasterii Friburgi, ab anno 1631 usque 1657“, im Copeybuch T, 231. „D. Subprior, sagt der ungenannte Verfasser, a Priore (non multum officii sui sollicito) commissi negotii numquam non memor, per ardua Cellae B. V. Mariae gubernacula tenuit, eidem octo annis bellorum infestatione eversae, dirutae, desolatae et funditus destructae, nunc restaurandae operam, in mediis Bellonae fluctibus, indefesso labore navavit.“

(25) Der freiburgische Stadtschreiber Schmidtlin war den Wilhelmitern in dieser Angelegenheit besonders behilflich, sodann der Stadtrath Ponnhos, wie der konstanzische Offizial Schäfer, quibus lucrandis et conservandis, wie obige Annalen sagen, a P. Administratore nil praetermissum est, ut ii, qui monasterio vim inferre niterentur, semper invenient a quibus repellerentur.“ Doch scheint der gewandte Stadtschreiber den Wolf im Schafspelze gespielt zu haben.

überlassen, wandten sie sich abermals an Oestreich, erhielten dessen Schutz und verließen hierauf ihr Konventhaus zu Freiburg und erbauten das neue Kloster im Orte Oberried, wozu sie von Kaiser Leopold eine Beisteuer in Geld nebst ansehnlichen Vorrechten erhalten hatten (26).

Dieser Wegzug brachte den guten Wilhelmiten aber die Feindschaft sowohl der Stadt Freiburg, als der Franzosen auf den Hals. Beide Theile behandelten sie sehr übel, plünderten und verbrannten die Wohnung zu Sankt Wilhelm mit dem dortigen Hofe, schlugen die Religiosen zu Oberried und schleppten sie hinweg. Endlich aber erfolgte der Friede von Ryßwick, die Franzosen räumten den Breisgau, und die alten Verhältnisse traten wieder ein. Da sammelten sich auch die Wilhelmiten um ihr neues Kloster wieder, lebten friedlich darin fort, und verwalteten einige Pfarreien, welche man ihnen zur Unterstützung angewiesen.

Im Jahre siebzehnhundert sieben und zwanzig wurde das Priorat Oberried, durch die Bemühungen des päbstlichen Nuntius zu Luzern, dem Stifte Sankt Blasien einverleibt (27). Diese Veränderung wirkte auf die oberriedischen Unterthanen nicht vortheilhaft ein; denn es erhob sich über das Eigenthum der Waldungen und dergleichen ein heftiger Prozeß, welcher kein Ende erreicht hat (28). Indessen sind die Güter des Priorats unter der sanktblasischen Obsorge merklich verbessert und die Einkünfte vermehrt worden. In Rücksicht der Seelsorge war dieses kleine Gotteshaus immer sehr wohlthätig für die umliegende Gegend, und diente der weitschichtigen Pfarrei Kirchzarten zur Aushilfe

---

(26) Er nahm den Prior und Konvent in kaiserlichen Schutz und Schirm, Verspruch und Geleit; erlaubte ihnen, Freiburg zu verlassen und sich anderswo in seinen Landen niederzulassen; überließ ihnen zu dem neuen Klosterbau auf 30 Jahre lang die ihm als Landesherrn in ihren drei Vogteien Oberried, Kappel und Hofsgrund fallenden Wein- und Salzumgelder, Kontributionen und Accise, wie alle ordinären und extraordinären Onera, und versprach ihnen endlich, bei Besetzung von Pfarreien auf sie bedacht zu seyn. Gnadenbrief vom 3. Okt. 1681.

(27) „Anno 1727 Monasterio *S. Blasii* tres Prioratus patrum Wilhelmitarum, nempe *Siona* prope Clingenovium in Helvetia, *Mengen* in Suevia, et *Oberried* ad pedem nigrae sylvae, auctoritate pontificia et caesarea, tam quoad spiritualia, quam temporalia sunt associati.“ *Baumeister*, annal. monasterii sanpetr. II, 753.

(28) Ganz in neuerer Zeit erst fand dieser langwierige Waldprozeß endlich seine Schlichtung.

und Unterstützung, bis es im Jahre siebzehnhundert sieben und achtzig eine selbstständige Pfarrei erhielt, deren Besorgung einigen sanktblasischen Kapitularen oblag, welche unter einem Prior ein klösterliches Leben führten.

Als in Folge des Friedenstraktates zu Preßburg das Breisgau mit seinen Stiftern an das Kurhaus Baden abgetreten worden, hat der neue Landesherr am vier und zwanzigsten Februar achtzehnhundert und sechs auch das Priorat Oberried in Besitz nehmen lassen.

So weit die Skizze Pater Eichhorns, welcher sie, wie es scheint, nach dem **Chronicon oberriedanum** des Pater Wilberz entwarf. Dieser Mann war wohl der fleißigste aller sanktblasischen Gelehrten, aus dessen umfassenden Analekten (29) und Abhandlungen auch Abt Gerbert den meisten Stoff für seine Geschichte des Schwarzwaldes entnommen hat. Ich ergreife diese Gelegenheit mit Freude, um einem unbekannten, von Andern vielfach benützten Verdienste öffentlich das gebührende Lob zu zollen.

---

(29) Seine **Analecta genealogica** z. B. sollen eine mit vielen Abbildungen von Siegeln, Wappen u. dgl. geschmückte Arbeit von mehreren dicken Foliobänden seyn. Ich habe davon Auszüge zu Gesichte bekommen, und die gerühmte Genauigkeit des Verfassers daraus ersehen.

Das Edelgeschlecht
von Reinach (1).

In der ehemaligen aargauischen Grafschaft Lenzburg (2) erhebt sich nördlich von Luzern, zwischen dem Sempacher See und der Reuß, ein Gebirg, das in zwei starken Armen amphitheatralisch nordwestwärts hinabläuft und gegen die Aare zu in angenehmen Hügeln endet. Es entsteht dadurch ein weites Thalbecken, welches eine sanftere Bergreihe

(1) Wenn ich diesen Aufsatz über eine bei uns zunächst nicht einheimische Adelsfamilie hier veröffentliche, so folge ich allein dem Triebe der Dankbarkeit gegen einer meiner Wohlthäter, welcher ihr angehörte. Denn schon in dem Hungerjahre 1816 hatte mein Vater uns Kindern den Komthur von Reinach zu Freiburg als einen Menschenfreund bezeichnet, dem er durch eine Gabe in höchster Noth zeitlebens verpflichtet sey; und nachdem aus mir Knaben ein Jüngling geworden, der seine Studien unter dem Drucke herber Dürftigkeit durchzumachen hatte, riß mich derselbe Mann aus einem nicht geringen Bedrängniß. Er vertraute mir die Bearbeitung seiner Familiengeschichte an, und belohnte diese Arbeit des kaum angehenden Historikers so freigebig, daß sie denselben reicher machte, als er jemals gewesen.

Unter den für die Bearbeitung mir mitgetheilten Materialien nenne ich hier nur die handschriftliche Familienchronik und den Familien-Stammbaum, aus welchen die meisten in gegenwärtigem Aufsatze vorkommenden genealogischen Nachrichten gezogen sind. Uebrigens ist derselbe nur ein Auszug aus meiner an Herrn von Reinach übergebenen Arbeit, bei deren Wiederdurchsicht sich das (inzwischen so vielfach enttäuschte) Herz mit neuer jugendlicher Wärme dem Zuge dankbarer Erinnerung überließ. Daher dies kleine Denkmal derselben.

(2) Diese Landschaft war ein Theil der alten Grafschaft Rohr (comitatus *Rore*), welche zu dem großen Aargau (pagus *Aragowe*) gehörte. Vergl. Mülinen, die Grafen von Lenzburg, im schweiz. Geschichtsforsch. IV, 11.

wieder in zwei Thäler theilt, deren westliches von der Weine, das andere von der Ahe bewässert wird (3). Beide Flüsse entspringen ohnweit von einander im Hintergrunde des Thales auf der Höhe bei Hildrichswieden; die Weine fällt hinab gegen Münster, fließt an Menzingen und Reinach vorbei, durch das Kulmer Thal, nimmt unterhalb Grenchen die Sure auf, und ergießt sich zwischen Arau und Bieberstein in die Aar; die Ahe dagegen wendet sich gegen Hochdorf, tritt bei Baldeck in einen anderthalb Stunden langen See, und bald hernach in einen doppelt so großen, den sie bei Hallweil verläßt, um an Lenzburg vorbei ebenfalls der Aare zuzueilen, von welcher sie, zugleich mit der Binz, unterhalb Auenstein aufgenommen wird.

Diese Landschaft ist die Heimath des Geschlechtes von Reinach. Denn hier in dem Thale der Weine und Ahe entstund es mit anderem Dienst- und Lehenadel des Hauses Lenzburg; hier lag das Stift Beromünster, an welches sich die ältesten Erinnerungen der Reinache knüpfen; hier sieht man bei Menzingen, jenseits der Weine, an der Berghalde, noch die Trümmer ihres Stammhauses Altreinach; und hier, wie in der Nachbarschaft, erhoben sich die Burgen und Seßhäuser der ihnen verwandten Familien; zunächst, gegenüber von Reinach, der Thurm der Herren von Weinen; jenseits der Schwarzenbacher Höhe, am obern See und auf den angrenzenden Vorhügeln die Vesten Baldeck, Liel und Heideck; dann östlicher an der Reuß, unterhalb Au, die Reußeck, und weiter abwärts Aristau; Staufen endlich bei Lenzburg, Hallweil an der Spitze des untern Sees, und Rued jenseits der Berge an einem Nebenwasser der Sure (4).

Das Haus Lenzburg, welches diese Landschaften beherrschte, war eines der ältesten und mächtigsten in ganz Helvetien. Schon um's Jahr achthundert und fünfzig erbaute Graf Bero unterhalb der Rickenbacher Höhe, ohnweit der Stelle, wo ein kleineres Bergwasser sich in die Weine ergießt, ein Münster für regulirte Chorherren, und begabte es mit vielen Gütern der Umgegend. So verbreitete sich der Anbau derselben, und mehr und mehr im Verlauf der Jahrhunderte erhoben sich Höfe und Weiler im Thal und auf den benachbarten Berghalden. Von diesen Besitzungen schenkten die Nachkommen des Stifters viele an das Münster, andere aber verliehen sie ihren Ministerialen zum

(3) Urkundlich: Wina und Aha, während man jetzt Winen und Aa schreibt.

(4) Ueber diese Schlösser und ihre Familien vergleiche Lew, Lexikon der Eidgenossenschaft, unter den betreffenden Artikeln.

Lohne bewiesener Treue und Tapferkeit. So erhielt eine der lenzburgischen Dienstmannsfamilien ein Lehen bei dem Hofe Reinach, und endlich erwarb sich Werner durch die nützlichen Dienste, die er seinem Grafen bei der Rüstung einer Fehde mit dem Hause Habsburg geleistet hatte, die Vergünstigung, oberhalb Reinach ein eigenes Säßhaus erbauen zu dürfen (5).

Diese Erbauung fällt in das Jahr tausend und vierzig; aber erst anderthalb hundert Jahre später, als der niedere Adel die Sitte des hohen nachahmte, und sich die Namen seiner Wohnsitze beilegte, erscheinen urkundlich die Herren von Reinach.

Im Jahre tausend sechs und dreißig hatte Graf Ulrich von Lenzburg die Verordnung getroffen, daß die münsterische Kastenvogtei nach seinem Tode zuerst an seinen geistlichen Sohn Heinrich, alsdann aber an seinen Neffen Arnold übergehen solle. Bei dieser Gelegenheit wurden die Güter des Stiftes und des Kastenvogts namentlich bestimmt, und zu den letztern gehörte der Hof zu Reinach (6), welcher aber, als mit jenem Heinrich die eine Linie von Lenzburg erlosch, ebenfalls an das Stift gedieh und allmählig zu einem Dorfe heranwuchs.

Wie es nun unter dem niedern Adel allgemeine Sitte ward, sich zu Vasallen der Gotteshäuser zu machen, so bewarben sich auch die Herren von Reinach um geistliche Lehengüter, erhielten unter andern solche in dem gleichnamigen Dorfe (7), und erscheinen sofort zugleich als Dienstmänner von Lenzburg und als Vasallen von Beronmünster.

Zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser also, unter dem Hause Lenzburg, im Thale der Weine, bei dem uralten Stifte Beronmünster, entstunden die Edlen von Reinach, deren Ahnenreihe die Familienpapiere bis zu dem Erbauer des Stammschlosses hinaufführen. Wir lassen die Namen der ersten Generationen aber dahingestellt seyn (8), und beginnen

---

(5) Vergl. Mülinen IV, 87.

(6) Urk. bei Neugart, cod. Alem. II, 25. Die betreffende Stelle darin heißt: »Domini advocati sint hae curtes, id est *Rynach*, Beynwajle et Gunzwilare etc. De his advocatus vivat.«

(7) Dies beweist eine Urk. von 1255, welche anführt: »Mansum I dominorum de Rinache in *villa* Rinach.«

(8) Nach dem (für die älteste Zeit von Pater Buzelin fabrizirten) Familienstammbaum wäre Werner, der Erbauer von Reinach, ein Sohn Hesso's V, der um's Jahr 1086 gelebt haben soll. Von diesem in gerader Linie aufwärts folgen alsdann Arnold III, Hugo und Arnold I, welcher ein Sohn Gutmeyers von Reinach und Brunhilds von Schwertschwend

unsere Genealogie mit Herrn Arnold, welcher als getreuer Dienstmann im Gefolge des Grafen von Lenzburg die Feldzüge Kaiser Lothar des Zweiten mitmachte (9), und es erleben mußte, daß sein uraltes, hochberühmtes dienstherrliches Haus in Graf Ulrich ausstarb, wodurch er sofort mit dem lenzburgischen Erbe an den Schwiegersohn des Verstorbenen, den Grafen von Kyburg, überging.

Dieser Arnold ließ aus seiner Gemahlin, Brunehild von Wolhausen, vier Söhne zurück, nämlich Rudolf, Hesso, Ulrich und Heinrich. Der erstere, von seiner ungewöhnlichen Leibesgröße und Stärke der Riese genannt, soll unter Kaiser Friedrich dem Ersten, wie unter dessen Nachfolger, nach dem heiligen Lande gezogen seyn, und lebte noch im Jahre eilfhundert sechs und neunzig. Seine Gemahlin war Benedikta von Buchsee, die Tochter Ritter Konrad's, des Stifters vom Johanniterspital zu Buchsee (10); er starb ohne männliche Erben, wie seine Brüder Hesso und Ulrich, obwohl der erstere mit Gutta von Bremgarten vermählt war.

Heinrich dagegen, welcher sich auf dem Schlachtfelde nicht weniger als in der Turnierschranke ausgezeichnet haben soll, pflanzte mit seiner Ehefrau Johanna von Heideck das Geschlecht durch seinen Sohn Ulrich fort, dessen Tapferkeit wohl seiner gerühmten Leibesgröße angemessen war. Er hatte sich mit Anna von Windeck vermählt, und erzeugte in dieser Ehe den Arnold, Berthold und Hesso, von denen der jüngste unter den bekanntesten Minnesängern seiner Zeit genannt wurde.

Durch die Einführung des Christenthums in Deutschland war die

---

genannt wird. Gutmeyer (welch' sonderbarer Name für jene Zeit!) aber wird durch einen Reimbrecht von Oberreinach mit Rudolf Peter Leo Frangipani als Urheber des Hauses Reinach und dessen Vater Petrillo Mar (!) in Verbindung gebracht.

(9) Der Familienstammbaum nennt diesen Arnold den Fünften, und gibt ihm Hesso VI und Werner zu Brüdern, wovon jener mit Ida von Dornach und dieser mit Margaretha von Landenberg vermählt gewesen seyn soll.

(10) Das Martyrologium der Johanniterkirche zu Buchsee enthält eine kurze Stelle, welche eigentlich die erste urkundliche Nachricht von der Familie Reinach ist. Die Edlen von Buchsee, auf der Burg dieses Namens in dem bernischen Landgericht Zollikofen, waren Dienst- und Lehnleute der Grafen von Kyburg. Der obige Konrad zog dreimal nach Palästina zum heiligen Grab, und stiftete hernach „in Betrachtung soviel dahin wandernder Pilgrime" all' das Seinige, nämlich Buchsee mit Kirche, Leuten und Grundstücken, zu einem Spital zum Unterhalt armer Pilgrime, 1180.

kriegerische Poesie unserer heidnischen Vorväter untergegangen, und es erhob sich jetzt aus den friedlichen Zellen der Klöster jene fromme Dichtkunst, welche das Leiden der Märtyrer, das Lob der heiligen Jungfrau und den Erlösungstod des Gottmenschen besang. Es war eine schöne Blüthezeit des klösterlichen Lebens; aber nur folgte ihr allzubald eine traurige Barbarei, wo sich die Gotteshäuser aus Tempeln der Kunst und Wissenschaft, in die Sitze der Unwissenheit, Trägheit und Schwelgerei verwandelten. Indeß lebte noch soviel Gemüth und dichterischer Geist in der Nation, daß durch den Verfall der Klöster nicht Alles verloren war. Was die Geistlichkeit jetzt unterließ, leistete der Adel. Und ein neuer Gewinn ergab sich bei dieser Veränderung. Die Mönche hatten ihre Lieder lateinisch gesungen, die Ritter sangen sie deutsch, wodurch die lang vernachlässigte Volkssprache auch in die Schrift überging, und ungemein an Biegsamkeit, Wohlklang und Veredlung gewann.

Die Zeit dieser ritterlichen Sänger begann mit dem zwölften Jahrhundert, und erreichte ihre Blüthe durch jene frommbegeisterten, wunderreichen Züge nach dem Grabe des Herrn. Unter den Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen erscholl beinah von allen Schlössern der Gesang eines Abenteuers oder eines Minnelieds, und am kaiserlichen Hofe selbst wetteiferten die größten Dichter in ihrer Kunst. Damals gingen nur allein aus dem Aargau und Thurgau hervor: Meister Walther von der Vogelweide, Herr Hartmann von Au, Friedrich von Hausen, Rudolf von Rothenburg, Heinrich von Rügge zu Thanneck, die Ritter von Thurn, von Singenberg und von Strätlingen, Herr Jakob von Wart und Ulrich von Gutenberg. Und neben diesen hochbelobten Sängern dichteten und sangen noch viele Andere, theils daheim, theils umherziehend von Burg zu Burg und an den Höfen der Fürsten, wo oft nichts so hoch geschätzt wurde, als ein schöner, kunstgerechter Gesang.

Man darf sagen, beinah' keine adelige Familie blühte damals in Schwaben und Helvetien, die nicht einen Namen aufzählte unter den Minnesängern. So war es bei der reinachischen eben Herr Hesso, welcher sich neben dem Schwerte auch dem Minnesang gewidmet hat. Aber nur wenige sind von seinen Liedern erhalten worden (11). Er

(11) In der Manessischen Sammlung (Ausgabe von Bodmer I, 90) stehen zwei Minnelieder von Hesso, deren eines (nach der Uebertragung in das Neudeutsche durch meinen Freund E. Groos) hier mitgetheilt sey.

besingt darin die Freuden und Schmerzen seiner Liebe zu einer edlen Frau, deren Schönheit und Tugend ihn bald „zu verderben" drohten, bald reicher machten als „des Kaisers Gold."

Herrn Hesso's anderer Bruder, Berthold, war verbunden mit Barbara von Aristau, hinterließ aber keinen männlichen Nachkömmling; dagegen gewann Arnold, welcher zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verschiedentlich in Kriegs- und Friedensgeschäften seiner Lehnsherrn von Habsburg erscheint ([12]), mit Margaretha von Rued

---

„Kinder, legt die Sorgen schlafen,
Freuet euch der Wonnezeit;
Wo wir gestern Reifen trafen,
Seht, da sprossen Blumen heut.
In den Thälern grünt der Klee,
Auf den Bergen schmilzt der Schnee,
Und zergangen ist des Winters Weh."

„Möchte Eine doch bedenken,
Wie sie lindre meine Pein.
Wollte sie mir Gnade schenken,
Wollt' ich immer bei ihr seyn.
Aber ach, die schlimme Maid,
Statt, daß sie mein Herz erfreut,
So verdoppelt sie mein Herzeleid."

„Nur von reiner Frauenminne
Kommt uns freudenreicher Muth;
Keine Wonne ward ich inne,
Die dem Herzen wohler thut.
Wo auf Erden ist der Mann,
Den man glücklich preisen kann,
Wenn er nie der Minne Heil gewann."

„Meine süße Augenweide
Ist die Herzgeliebte mein;
Soll mir werden Lieb' nach Leide,
Kann's von ihrer Huld nur seyn.
Spräche sie: „Ich bin dir hold" —
Wär' mir das ein reicher Sold,
Lieber nähm' ich nicht des Kaisers Gold."

(12) In einer Urkunde von 1210 (bei Herrgott II, 212) steht unter den Zeugen „*Arnoldus* de Rinacho", und in einer andern von demselben Jahr erscheint Arnold mit seinem Bruder Hesso. Bei Schöpflin (Alsat.

eine desto zahlreichere Nachkommenschaft, fünf Söhne nämlich, Johann, Jakob, Hesso, Ulrich und Kuno. Von diesen erzeugte der Erstgeborne mit Uta von Neideck den Hans, welcher Probst zu Münster wurde, und den Berthold, dessen Ehefrau Cäcilia von Reußeck war, der aber ohne männliche Leibeserben verstarb. Ulrich und Kuno heiratheten Petronella und Adelheid, die Töchter Herrn Burkhard's, und Schwestern Herrn Johannes von Weinen (13). Kuno gewann drei und Ulrich, genannt der Alte, vier Söhne, von denen Johann sich in Berthold fortpflanzte, einem besondern Wohlthäter des Gotteshauses zu Frauenthal, wo seine Schwester Adelheid Abtissin war (14). Die ganze Nachkommenschaft aber erlosch noch während des vierzehnten Jahrhunderts, und Jakob blieb der einzige Fortpflanzer des reinachischen Geschlechtes, da sein vierter Bruder Hesso in den Deutschorden getreten war.

Aber nicht allein fortgepflanzt hat dieser Herr seine Familie, sondern sie auch an Gütern bereichert. Er erwarb nämlich durch die Hand seiner Gemahlin Kleopha von Hallweil das Schloß Auenstein (15), welches ein habsburgisches Lehen war, und wurde schon hierwegen Lehensmann von Habsburg, und bald darauf aber vollends, da mit dem Tode Graf Hartmann des Jüngern im Jahre zwölfhundert vier und sechzig die kiburgische Erbschaft an dessen Schwager, den berühmten Grafen Rudolf von Habsburg, überging, dessen besonderer Gunst sich Jakob erfreut haben soll. Er hinterließ drei Söhne, Arnold, Heinrich und einen Gleichnamigen, welcher Probst zu Beronmünster ward. Heinrich empfing für die in dem Kriege zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig dem Baier geleisteten Kriegsdienste von Herzog Albrecht das Lehen der Burg Fulnach (16), welches die Familie später durch

---

illustr. II, 691) sind diese Gebrüder die ersten, welche mit dem Namen Reinach vorkommen.

(13) Urk. vom Jahr 1302 (bei Neug. II, 360), worin sich die Familien von Weinen und Reinach mit dem Gotteshaus Beronmünster über einige Streitigkeiten vergleichen. Das letztere sagt hierbei: „Wir entzigen vns auch aller Ansprach an die Burg von Rynach, der obern, die von vnserem Gotshaus erbe ist."

(14) Da Bertholds Vater Johann sehr frühe verstarb, so ging dessen Gemahlin mit ihren Töchtern in das Kloster nach Frauenthal, bei welcher Gelegenheit Berthold über ihr Vermögen (Morgengabe) eine Urk. ausstellte; sie ist vom Jahr 1308, bei Neug. II, 367.

(15) Auenstein lag bei dem gleichnamigen Dorfe, zwischen Bruck und Aarau, der Wildeck gegenüber.

(16) Etwa Vilnach, ohnweit Bruck, gegenüber der Habsburg?

Kauf zu freiem Eigenthum erhob; er starb ohne Nachkommenschaft, während Arnold mit seiner Gemahlin Johanna von Hünenberg vier Söhne erzeugte, Konrad, Hesso, Heinrich und Arnold. Der letztere vermählte sich mit einer Tochter von Homburg, aus welcher Verbindung Herr Berthold stammt und Herr Peter, dessen Gattin eine von Grünenberg war. Hesso und Heinrich wurden geistlich; den Stamm aber setzte Konrad mit Frau Adelheid von Bernau (17) fort; er hatte zwar studirt, wählte jedoch das Schwert zur Beschäftigung, und spielte eine Rolle in den Kriegen des Hauses Oestreich wider die Eidgenossen. Seine Söhne waren Matthias, welcher unverheirathet starb, und Ulrich, welcher Maria von Liel zur Ehefrau hatte, und mit ihr den Heinrich, Hartmann, Marquard und Johann erzeugte, von denen der erstere die Stammlinie fortführte, während der letztere durch Verona von Heideck einen Nebenzweig stiftete, indem sein Sohn Rudolf aus Adelheid von Wolhausen den Werner und Hans Rudolf (18) hinterließ, mit welch' letzterm aber diese Linie wieder erlosch, da ihm seine Gemahlin Elisabetha von Mörsburg nur eine Tochter gebar, und sein Bruder geistlich geworden war.

Heinrich nun hatte sich mit Anna von Schwarzenhorn verbunden, und erhielt einen Sohn, dem er seinen Namen gab. Dieser Heinrich, genannt der Junge, zeichnete sich in dem Berner Kriege rühmlich aus; er war mit Maria Generosa von Bürgeln vermählt, und hinterließ fünf hoffnungsvolle Söhne, Heinrich, Ulrich, Friedrich, Günther und Hamann, von denen aber nur der jüngste, wie durch ein Wunder, die reinachische Familie erhalten hat.

Alles Unglück, welches das Haus Habsburg in seinen Stammlanden erlitt, alles Unheil, was den vaterländischen Adel während der langen und verderblichen Schweizerkriege traf, stammt von König Albrecht dem Ersten. Denn dieser herrschsüchtige Fürst legte durch seine Verletzung der altschweizerischen Freiheit den Zunder zu jenen Kriegen, worin der Adel, obwohl derselbe den gleichen Haß erfuhr, solange er nicht im Staube vor dem stolzen Herrscher lag, verschwenderisch Gut und Blut hingeopfert hat. Viele Familien sind durch die Schweizerkriege verarmt, und mehr als eine ist völlig zu Grunde gegangen.

König Albrecht hatte sich gerüstet, um die Waldstätten wegen

---

(17) Bernau war ein Schloß am linken Rheinufer, gegenüber von Waldshut.
(18) Vergl. unten S. 159.

Vertreibung seiner Vögte zu bestrafen; er war jedoch mitten unter diesen Rüstungen in seinen verdienten Tod gegangen, und es blieb ruhig in der Schweiz. Nach Jahren aber erhob sich der Streit Herzog Friedrich's und Ludwig des Baiern, welcher die Parteiung auch in die einsamen Thäler der Alpen verpflanzte. Die Geistlichkeit verkündigte die päbstliche Bannbulle gegen den Nebenbuhler Friedrich's; das Volk aber erinnerte sich mit Furcht und Haß der Bedrückungen Albrecht's, und reihte sich den Freunden König Ludwig's an, wodurch der Bruch mit dem Hause Oestreich entschieden war.

Herzog Leopold der Glorreiche sann auf Rache; er rüstete sich gegen die trotzigen Hirten, und ein Vorfall bei Einsiedeln lieh ihm den Vorwand zum Kriege. Da zogen die Schaaren der östreichischen Vasallen und Dienstmänner unter ihren Baunern, voll treuen Eifers für ihren Fürsten, voll Uebermuth und voll Verachtung ihres Feindes, verderbendrohend demselben entgegen. Aber es traf sie der Schlag bei Morgarten; der schweizerische Bund vergrößerte sich durch den Beitritt von Luzern, von Zürich, von Zug und Glarus. Es traf den erbitterten Adel der zweite Schlag bei Laupen, und das siegreiche Bern trat in die Reihe der eidgenössischen Orte.

Siebzig Jahre waren indeß verflossen; die Eidgenossenschaft stund in ihrer schönsten Blüthe, und je stolzer sie durch das Glück ihrer Waffen geworden war, desto eifriger arbeitete der Adel daran, den verhaßten Bund zu trennen und seine Glieder zu vernichten. Am östreichischen Hof konnte man die Schmach der Tage von Morgarten und von Laupen nicht vergessen, und endlich rüstete Herzog Leopold der Biedere ein furchtbares Heer geharnischter Ritter, um jetzt mit einem Schlage die junge Eidgenossenschaft zu zertrümmern. Aber das Schicksal lächelte dieser abermals; der Schlag traf wieder den Fürsten von Oestreich und seinen Adel, und so fürchterlich diesmal, daß der Glanz der fürstlichen Hoflager auf viele Jahre hinaus erloschen war.

In all' diesen Kriegen hatte die Familie von Reinach treulich ihre Vasallenpflicht geleistet; Konrad mit seinem Bruder Arnold machte jenen ersten Feldzug mit; seine Söhne Ulrich und Matthias den folgenden, alsdann Heinrich, sein Enkel, die Fehde gegen Bern, und endlich dessen ganze männliche Nachkommenschaft die verhängnißvolle Schlacht bei Sempach!

Am neunten Heumond des Jahres tausend dreihundert sechs und achtzig, früh im Glanz der Morgensonne, zog das Heer des Herzogs aus dem Aargau über Sursee in die Ebene vor Sempach, wo das

Schwert über das Schicksal der eidgenössischen Verbindung entscheiden sollte. Das Volk der Eidgenossen hatte sich in einem erhöht gelegenen Walde gesammelt und betrachtete von da herab die stolzen Herren von Adel in ihrem schimmernden Waffenschmuck unter dem wehenden Banner von Oestreich. Es war eine starke, wohlgerüstete, herrliche Reiterei. Die eidgenössischen Haufen zu Fuß, an Zahl gering, und meist schlecht bewaffnet, wie würden sie dem Andrange derselben haben widerstehen können?

Plötzlich aber schwang sich der Adel von den Hengsten, welche sofort in den Hintergrund gebracht wurden. Ein Befehl des Herzogs hatte dies angeordnet, weil es seinen Begriffen von ritterlicher Ehre unbillig schien, mit überlegenen Waffen auf den Feind zu dringen. Man bereitete sich also, in geschlossenen Reihen zu Fuße zu streiten. Hieran aber wurden die Ritter weniger gehindert durch ihre schweren Rüstungen, als durch die langen Schuhschnäbel, welche damals Mode waren. Also beeilte sich jeder, die seinigen mit dem Schwerte zu verkürzen. Dies wollte auch Hamann thun, der jüngste unter den fünf Brüdern von Reinach. Aber unvorsichtig in seiner jugendlichen Hast, hieb er sich in die Zehen des einen Fußes. Das Blut floß heftig aus der Wunde, so daß die Brüder den Jüngling vom Kampfplatze hinwegbringen ließen, wahrscheinlich nach ihrem Stammsitz, welcher nur eine Meile Wegs unterhalb Sempach lag.

Unmuthig über das ärgerliche Begegniß, da er an diesem Tage die erste Probe seines Muthes abzulegen sich gefreut, harrte Hamann begierig auf den Ausgang der Schlacht. Schon sah' er seine Brüder ruhmgekrönt zurückkehren, oder seine Jugendfreunde mit den ersten Lorbeern geschmückt, und mochte bei diesen Bildern den Stachel der Eifersucht empfindlicher fühlen, als den Schmerz seiner Wunde. Da aber, wie die Sonne blutroth hinter die Berge sank, erscholl die Schreckenskunde, der Feind habe gesiegt, der Herzog sey erschlagen und der Adel vernichtet! Des andern Tages erhielt Hamann die Nachricht bestätigt, auch seine Brüder seyen geblieben, Heinrich, Ulrich, Friedrich und Günther, nebst ihrem Oheim, Herrn Rutschmann, alle fünfe neben einander!

So sahe man durch den Schlag bei Sempach den Hauptzweig des bisher so zahlreichen Hauses Reinach auf einen einzigen jungen Sprößling beschränkt. Doch eben dieser Hamann war es, welcher dem reinachischen Namen neues Ansehen verlieh, und als zweiter Stammvater ruhmvoll aus der langen Reihe seiner Väter und Enkel

hervorleuchtet. Aber lange Zeit verfolgte ihn mancherlei Mißgeschick, und noch zweimal sollte er, wie durch eine besondere Gunst des Himmels, der augenscheinlichsten Lebensgefahr glücklich entgehen.

Nachdem die Sieger von Sempach zur Beerdigung der Gefallenen einen Waffenstillstand gegeben, machten sie sich auf, um an einigen benachbarten Edlen, welche wider sie gestritten, Rache zu nehmen. Da sahe auch Hamann das uralte Stammhaus seines Geschlechtes in Schutt und Asche versinken. Mit verbissenem Schmerze über diesen Verlust zog er nun hinab nach Auenstein an der Aare, dem hallweilischen Erbe seines Ahnherrn.

Und hier, in sicherer Zurückgezogenheit, bedachte Hamann, wie ihm obliege, den Stamm von Reinach zu erhalten. Er vermählte sich also, obwohl noch sehr jung, mit Cäcilia vom Homburg. Aber schon das nächste Jahr nach der Vermählung rief ihn das Aufgebot seines Fürsten aus den Armen der Liebe wieder in die Gefahren des Krieges. Das Volk von Glarus hatte sich gegen Oestreich erhoben. Es kam bei Näfels zum Kampfe. Herr Hamann stritt hier, würdig seiner Brüder bei Sempach, aber auch gleich unglücklich, nur daß er das Leben davon riß, während beinahe aller übrige Adel theils auf dem Schlachtfelde, theils auf der Flucht zu Grunde ging.

Abermals war nun Auenstein die Zuflucht Hamanns, welcher über der Freude, daß ihm Cäcilia einen Sohn gebar, es keineswegs vergaß, sich an seinem Feinde zu rächen. Mauern und Thore wurden sorgsam verwahrt, und vom großen Thurme herab hielt der Wächter genaue Aufsicht über die Vorbeiziehenden. Waren es Leute der Eidgenossen, so ließ Hamann sie niederwerfen und ihnen ihr Gut abnehmen. Dies war damals die Sitte des kleinen Kriegs, der um so viel mehr den Feind erbitterte, je weniger er im Ganzen Vortheil brachte. Auch verfloß kein Jahr, so erhoben die Berner ihre Waffen und thaten einen verwüstenden Rachezug durch das ganze Aarthal hinab bis in das Frikthal.

Mit starker Macht legten sie sich vor Auenstein. Die eifrige Treue des Hauses Reinach für Oestreich war ihnen besonders verhaßt. Schonungslos sollten Burg und Besatzung geopfert werden, wofern man den geringsten Widerstand finde. Aber Herr Hamann vertraute auf die Stärke der Mauern und den Muth seiner Mannschaft. Die Berner indeß wollten den Platz nicht aufgeben; die Belagerung zog sich in die Länge, und im Schlosse ging endlich die Nahrung aus. Da drängte der Hunger zur Kapitulation. Auf Gnade und Ungnade

übergab sich die Besatzung, nur sollte der Burgfrau gestattet seyn, sich mit ihrem Säugling, ihren Zofen und dem Theuersten, was sie sonst besitze, unter sicherem Geleite nach Bernau zu begeben. Herr Hamann selbst schien unrettbar dem Zorne des Feindes anheimgefallen und erwartete seinen Tod. Da aber erwies sich in einem neuen glänzenden Beispiele die muthvolle Treue deutscher Frauen. Cäcilia, im Schmucke ihres kostbarsten Anzuges, nahm den Gemahl auf den Rücken, ließ sich den Sohn in der Wiege nachtragen, und schritt muthig durch das Thor der Burg. Die Berner, durch diesen Auftritt gerührt, vergaßen ihres Schwurs, und schenkten sowohl dem Burgherrn als seiner ganzen Mannschaft großmüthig das Leben (19).

So war die Familie Reinach zum dritten Male vom Untergange gerettet, und jetzt betrat Herr Hamann, bei gereiftem Alter und erweiterter Lebenserfahrung diejenige Bahn seiner Wirksamkeit, worauf er sich als einer der nützlichsten Amtleute des Hauses Oestreich ein nicht geringes Verdienst erworben hat. Kaum wurde unter den benachbarten Edelherren und Klöstern oder im habsburgischen Hause ein öffentliches Geschäft verhandelt, zu welchem man nicht auch den Herrn von Reinach zog (20); er war der besonders gute Freund und beständige Rathgeber Graf Hans des Sechten von Habsburg-Laufenburg, und zum Rathe ihrer Herrschaft erhoben ihn auch die Erzherzoge.

Als im Jahre vierzehnhundert und neun, nach dem Tode des Grafen Johann, welcher nur zwei Töchter hinterließ, die Herrschaft Laufenburg an das Haus Oestreich überging, wollten die Laufenburger keinen andern von den östreichischen Amtleuten zum Vogte haben, als den Herrn von Reinach (21). Er zog auf Turniere und trat in Bündnisse, nach der Sitte des damaligen Adels; seinen Haß gegen die Eidgenossenschaft, wie seine Treue für Oestreich nahm er mit in das Grab; sonst war er populär gesinnt, und allenthalben ehrte man den „frommen, festen Herrn Hamann von Reinach."

---

(19) Diese ganze Schilderung ist nach der Familienchronik mit Beizug der betreffenden Schweizer-Chroniken, besonders auch Johann von Müllers, verfaßt.

(20) Vergl. nur allein die Urk. bei Herrgott II, 760, 767, 771, 772, 780, 784, 793 und 797.

(21) „Und daruf, sagt Herzog Friedrich in der Uebernahmsurkunde, hant uns die von Louffenburg die veste und die zwo stette zu unser Handen ingeantwurt, doch mit dem Gedinge, daz wir inen den frommen vesten Henmann von Rinach, Ritter, zu einem Vogt geben." Herrgott II, 814.

Als derselbe im Jahre vierzehnhundert und fünfzehn verstarb, lebte noch sein alter Vetter Hans Rudolf, dessen einziges hinterlassenes Kind die Tochter Margaretha war. Mit dieser hatte sich Hamanns älterer Sohn Ulrich vermählt, und aus dieser Ehe ging hernach die ganze so ungemein zahlreiche Familie von Reinach hervor. Denn es eignete sich zwar Ulrichs Bruder, der abenteuerliche Ritter Albrecht, zwei Frauen zu (22) und gewann aus ihnen drei Söhne; aber der eine davon ward Johanniterritter, der andere ertrank im Zürichersee, und Ritter Hamann der Zweite, welcher sich mit Amalie von Staufen verehelichte, entschlief ohne Nachkommenschaft zu seinen Vätern.

Von Herrn Johann Rudolf, den der gemeine Sprachgebrauch nur Junker Ruedi hieß, wissen wir, daß er auf der östreichischen Veste Troßburg saß. Als nun damals Herzog Friedrich von Oestreich wegen seiner Theilnahme an der Flucht Pabst Johanns vom Konzil zu Konstanz in die Reichsacht fiel, und die Berner im Namen des Kaisers den östreichischen Aargau überzogen, und viele Ritter und Städte sich vom Hause Habsburg aus Furcht oder Interesse treulos abwandten, gedachte dieser Herr von Reinach der von seinen Vorfahren dem Erzhause so ruhmvoll bewiesenen Treue, und ließ sich selbst von der sichtbarsten Gefahr, daß ihm seine väterlichen Güter von den bernischen Waffen würden verwüstet werden, nicht abschrecken, durch Behauptung der Troßburg jenen Ruhm seinem Hause unbefleckt zu bewahren. Aber die Mannschaft der Berner war zu übermächtig und zu behende; ehe Rudolf es sich versah, drangen die Feinde in das Schloß, und nach wenigen Stunden lag dasselbe in Asche und Trümmern (23)!

In gleich standhafter Gesinnung für Oestreich verharrten auch die übrigen Herren von Reinach, und namentlich erneuerte Ritter Johann, der Sohn Herrn Albrechts, durch seine im Burgunder Kriege bewiesene Tapferkeit den ritterlichen Ruhm des reinachischen Namens. Er nahm als Komthur zu Beuken Dienste bei Herzog René von Lothringen, und kommandirte in Nancy während der Belagerung dieser

(22) Er lebte längere Zeit in bigamischer Ehe, und erregte durch die Kundwerdung dieses Verhältnisses ein Skandal, welches für die Familie höchst betrübend war.

(23) S. die Schweiz. Chroniken. Müller sagt: „Als Friedrich in die Reichsacht fiel und um all' seine Lande kam, war Hans Rudolf von Reinach unter den Wenigen, welche ihm treu blieben."

Stadt durch Karl den Kühnen. Bei einem Ausfalle erschlug er vierhundert Burgunder und nahm doppelt so viele gefangen. Solche Thaten waren geeignet genug, das Gedächtniß der Schmach zu verwischen, womit Johanns Vater einst die Ehre seines Hauses befleckt.

In dem Kriege des Hauses Oestreich wider die schweizerische Eidgenossenschaft verlor der meiste thurgauische und aargauische Adel seine Burgen und Herrschaften; denn durch das unaufhörliche Bestreben nach Unterdrückung und Vertilgung der eigenössischen Freiheit bereitete er sich gerade seinen eigenen Ruin. Viele Familien verarmten völlig, andere fanden auf dem Schlachtfelde ihren Ausgang, die meisten verließen das Land ihres Hasses und Unheils, und siedelten sich diesseits des Rheins oder im Elsasse an. So zog auch die reinachische nach dem Falle der Stammburg, nach dem Verluste von Auenstein und anderer Sitze, mehr und mehr hinweg aus den Gefilden ihrer ersten Heimath, in den Sundgau, den Elsaß und nach Burgund. Hier erwarb sie sich durch die Gunst ihrer Fürsten, durch Kauf und Heirath eine Reihe neuer Besitzungen, gründete neue Herrschaften und ein neues Vaterland. Und ein neuer Lebensgeist schien sich in der Familie jetzt auch zu entwickeln. Nie war sie zahlreicher gewesen, und von der Stufe ursprünglichen Dienstadels erhob sie sich auf elsässischem und burgundischem Boden zum freiherrlichen und gräflichen Range!

Durch die Enkel und Großenkel Herrn Hamanns von Reinach entstunden im Verlaufe von kaum einem Menschenalter nicht weniger als sechs verschiedene Aeste in dessen Geschlecht, nämlich die von Heidweil, Speebach, Steinbrunn, Lumsweil, Münstrol und Foußemagne, welcher letztere, während er selbst in den Grafenstand erhoben ward, die freiherrlichen Nebenzweige von Hirzbach, Munzingen und Werth getrieben hat (24). Diese Aeste aber gingen sämmtlich aus doppelt reinachischer Wurzel hervor, wie schon bemerkt, durch die Verbindung des Erstgebornen von Herrn Hamann mit der Tochter Herrn Johann Rudolfs von Reinach. Die Frucht derselben waren ausser Ulrich, welcher in den Johanniter-Orden trat, Heinrich und Johann Ehrhard, von denen das Geschlecht fortgepflanzt wurde. Heinrich vermählte sich mit Maria Ursula Angela von Andlau, aus welcher Ehe die Heidweiler und Fröninger Linie abstammt. Johann

(24) Hierüber gibt Schöpflin (Alsat. illustr. II, 6) eine kurze Nachricht.

Ehrhard aber erzeugte mit Katharina vom Haus nicht weniger als sieben Söhne, von denen Ulrich und Friedrich in den Johanniter- und Deutschorden traten, Jost und Johann Rudolf den geistlichen Stand erwählten, und beide als Domherren zu Basel verstarben, während Bernhard und Ludwig sich vermählten, und ihre Familie in der Fouß-magner und Steinbrunner Linie fortpflanzten. Diesen Söhnen hinterließ Herr Johann Ehrhard durch sein arbeitvolles Leben ein nachahmungswürdiges Beispiel und den Ruhm eines verdienten Namens. Er war Hauptmann in pfälzischen Kriegsdiensten, und schrieb eine Chronik, welche ein gewisser Hans Hüglin fortgesetzt hat.

Es würde ermüdend seyn, die Verzweigungen der verschiedenen Aeste des reinachischen Geschlechtes verfolgen zu wollen; wir übergehen sie daher, und beschränken uns auf die merkwürdigsten Namen derselben. Und hier tritt uns zuerst entgegen Johann Heinrich, Großenkel Herrn Johann Ehrhards und Sohn des bei den Kaisern Maximilian und Karl so beliebten Generals Melchior von Reinach. Von der Natur mit herrlichen Talenten ausgerüstet und durch eine sorgfältige Erziehung herangebildet, ward er eben durch das anspornende Beispiel seines Vaters und Urgroßvaters auf die Bahn eines ruhmvollen Lebens geleitet. Als zwanzigjähriger Jüngling, nach Vollendung der gelehrten Schulen, trat er unter die Fahne, zeichnete sich im schmalkaldischen Kriege durch Charakter und Kenntnisse höchst löblich aus, und ward vom Kaiser im Jahr fünfzehnhundert sechs und vierzig über die Stadt Augsburg zum Hauptmanne gesetzt. Später machte Johann Heinrich die Feldzüge von Geldern, Jülich und Kleve so rühmlich mit, daß ihm Kaiser Ferdinand zum Lohn dieser Verdienste für sich und seine Nachkommenschaft den freiherrlichen Titel verlieh. Nach Beendigung des Kriegs begab er sich in seine Heimath zurück, und wirkte dort in den Geschäften des Friedens so weise und wohlthätig, als er tapfer und klug in den Waffen gewirkt hatte. Man wählte ihn auch bald an die vorderöstreichische Regierung zu Ensisheim, wo er durch Thätigkeit und vaterländische Gesinnung den Ruhm seines Lebens vollendete. Johann Heinrich verstarb am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts.

Sein gleichnamiger Enkel schien ihm in den Verdiensten um das Haus Oestreich würdig nacheifern zu wollen, hatte aber das Unglück, ein Opfer der Verdächtigung zu werden. Das Mannesalter dieses Herrn fiel in die verhängnißvolle Zeit des dreißigjährigen Kriegs, welchen er in östreichischen Diensten bis zu seinem Tode mitgemacht

hat. Er war es, welcher im Jahre sechszehnhundert drei und dreißig der Stadt Konstanz mit fünfzehnhundert Mann auserlesenen Volkes zu Hilfe kam, als sie durch Feldmarschall Horn belagert wurde. Nach glücklicher Befreiung der Stadt von dem schwedischen Feinde zog Johann Heinrich wieder zum kaiserlichen Heere, und stieg durch seine rühmlichen Verdienste zum Feldzeugmeister empor. In dieser Eigenschaft wurde er Kommandant der Festung Breisach, und vertheidigte dieselbe im Jahr sechszehnhundert acht und dreißig neun Monate lang gegen die vereinigten Schweden und Franzosen unter dem Herzoge Bernhard von Weimar, und Breisach würde wohl, wie Konstanz, unbezwungen die Belagerung überlebt haben, wenn nicht die fürchterlichste Hungersnoth allen fernern Widerstand vereitelt hätte. Johann Heinrich ergab sich durch Kapitulation an den Herzog, und erntete für seine lange Ausdauer den Lohn, daß man ihn als Verursacher der Hungersnoth beschuldigte, indem er im Anfange der Belagerung Vieles von den Vorräthen der Lebensmittel leichtsinnig oder um schnöden Geldgewinn verkauft habe (25). Er starb drei Jahre vor dem münsterischen Friedens-

(25) Zur Beleuchtung dieses Punktes und zur Ergänzung unseres Aufsatzes über Breisach (in der Badenia I, 228) führen wir aus dem trefflichen Werke Barthold's von dem dreißigjährigen Kriege einige Stellen hier an.

„Breisach, das gewaltige Bollwerk Deutschlands und Vorderösterreichs, schätzten die Ferdinande als eines ihrer kostbarsten Kleinode, und hatten daher Sorge getragen, dasselbe uneinnehmbar zu befestigen, und der Generalfeldzeugmeister Hans Heinrich von Reinach, auf die Kunde vom Anmarsche Herzog Bernhards von Weimar, bereits große Vorräthe von Getreide und andern Dingen in Villingen, Rothweil und Rothenburg aufgehäuft, welche aber von den kaiserlichen Truppen während des Winters theils aufgezehrt, theils durch unredliche Wirthschaft und Sorglosigkeit der Beamten vergeudet wurden, theils nach der Schlacht von Rheinfelden in die Hände des Feindes fielen, so daß Reinach nicht ohne Verdacht, Getreide zu seinem Vortheile verkauft zu haben, schon im Anfange der Belagerung den Bürgern ihre Vorräthe abnehmen mußte" (II, 105).

„Jetzt blieb dem Freiherren von Reinach kein anderer Ausweg, als der Hungertod oder die Uebergabe. Noch am 27. November hatte er, als ihn Bernhard zum dritten Mal unter angedrohter empfindlicher Strafe für seine „unvernünftige Halsstarrigkeit" aufforderte, geantwortet: „es sey ihm gewisse Kunde von nahem Entsatz — er müsse sich auf das Aeusserste vertheidigen." Als Reinach aber am 4. Dezember die Hoffnungslosigkeit seiner Lage inne ward, begann der Felsenfeste zu wanken und erbot sich zur Unterhandlung. Als Einzelheit aus dem damaligen ekel- und schaudererregenden Zustande Breisachs heben wir einzig hervor, daß Reinach mit furchtbarem Grimme an

Schlusse, als Gouverneur der Stadt Regensburg, wo in der Dominikanerkirche noch sein Grabmal zu sehen ist.

Der Enkel dieses militärisch-charakteristischen Mannes war Franz Josef von Reinach, ebenfalls ein sehr kriegerischer Herr. Er diente in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten, welcher ihm den Grafentitel mit dem Prädikate Grandvelle verlieh. Durch seine Gemahlin Maria Klara, die Erbtochter von Reinach-Münstrol, erwarb er die Allodialgüter dieser Linie, während seine eigene noch drei Geschlechter erlebte.

Aus dem Geblüte Johann Heinrichs ging auch die werthische Linie von Reinach hervor, indem Franz Wilhelm, einer seiner Großenkel, das stiftstraßburgische Lehen des Schlosses Werth und Dorfes Utenheim erwarb, und mit seiner Gemahlin Ursula von Pfirt drei Nachkömmlinge erzeugte, von welchen der älteste die Familie fortgepflanzt hat, während der zweite in englischen Diensten völlig für dieselbe verloren ging, der dritte aber durch die Humanität seines Charakters eine ihrer schönsten Zierden ward.

Es ist dieses der jüngst in Freiburg verstorbene Komthur Ferdinand Ludwig Benedikt von Reinach-Werth. Geboren im November siebzehnhundert neun und sechszig, wurde derselbe schon als sechsjähriger Knabe zu Heitersheim in den Deutschorden aufgenommen. Zum Jünglinge herangereift, diente er in Frankreich als erster Lieutenant bei dem Infanterieregimente Elsaß. Beim Ausbruche der Revolution verließ er die Heimath, und focht zuerst als Freiwilliger bei dem emigrirten Kürassierregiment Royal-Allemand unter dem Herzoge von Braunschweig, hernach aber mit seinem Bruder Wilhelm Josef als Hauptmann bei dem kondéeischen Regiment Hohenlohe unter dem Grafen Wurmser. Bei der Schlacht im Bundenthal verwundete ein Streifschuß seine rechte Seite, und nach der Schlacht von Bercheim ergriff ihn eine so gefährliche Krankheit, daß er aus dem Lager nach Rastatt in das älterliche Haus transportirt werden mußte. Nach seiner Wiederherstellung im Jahre siebzehnhundert vier und neunzig begab er sich nach Malta, um seine Karavanen zu machen, und verblieb daselbst, bis Napoleon die Insel einnahm. Zurückgekehrt nach Deutschland, wohnte er bei

---

seiner Frau Strafe nahm, weil sie aus Habsucht vor der Belagerung Getreide-Vorräthe verkauft hatte, welche zum Theil in die Hände der Belagerer fielen. Die Unglückselige, vor dem tödtlichen Zorne des Gatten wochenlang verborgen, scheint nach einer dunklen Nachricht dem Entsetzlichen nicht entgangen zu seyn" (II, 151).

*

dem Fürsten von Heitersheim in Geschäften des deutschen Großpriorats, und im Jahre achtzehnhundert und drei wurde er mit dem Komthur von Schauenburg an den Großmeister Tomasi nach Sizilien abgesandt, um im Ordenskonvente die deutsche Zunge zu repräsentiren.

Sein Aufenthalt daselbst währete bis in das verhängnißvolle Jahr achtzehnhundert und sechs. Als er in Deutschland wieder ankam, war das altehrwürdige Reich zusammengestürzt, waren alle früheren Bande zerrissen, alle altherkömmlichen Verhältnisse zerstört. So fand er auch das deutsche Priorat aufgehoben, und das Fürstenthum Heitersheim dem Großherzoge von Baden zugetheilt. Er lebte von nun an zu Freiburg, und bezog, als ehemaliger Komthur zu Wesel und Borken, eine Pension, von welcher seine Bildung und Humanität einen Gebrauch machte, dessen edle und wohlthätigen Zwecke ihm ein bleibendes Andenken unter den Bewohnern Freiburgs erhalten werden. Wer von ihnen weißt es nicht, mit welcher Liberalität sich der Komthur von Reinach überall hervorthat, wo es die Förderung des Guten und Schönen galt? Sein ächt menschenfreundliches Manneherz konnte keinen Nothleidenden ohne Hilfe lassen, und der altadelige, streng katholische Herr vergaß hiebei allen Unterschied politischer und kirchlicher Glaubenspartei. Besonders aber zeichnete er sich durch seine Liebe zur Malerei aus, wie ihm denn mancher junge Künstler, namentlich der Glasmaler Helmle, eine aufmunternde Unterstützung in Rath That zu verdanken hatte (26).

Neben der Linie von Werth blühet jetzt noch die hirzbachische, deren Stammhalter, Freiherr Karl, sich mit einer Tochter aus dem eigenen Geschlechte, mit Antonia von Reinach-Steinbrunn vermählt hat, und mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft auf dem Schlosse Hirzbach im Elsaße lebt. Er machte unter Napoleon alle Feldzüge mit, und erhielt von ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion. Nach der Wiederherstellung des Friedens ward er zum Deputirten des Oberrheins erwählt, und im Jahre achtzehnhundert drei und dreißig von Louis Philipp zum Pair von Frankreich ernannt.

Dies ist das Wichtigste aus den Schicksalen des Hauses Reinach. Sieben Jahrhunderte hat es geblüht, und blühet noch; der Aargau war seine erste, das Elsaß seine zweite Heimath; in der deutschen, wie in der französischen Geschichte hat es sich namhaft gemacht; von der

---

(26) Vergl. Badenia III, 41.

dienstmännischen stieg es bis zur gräflichen Adelsstufe empor. Und nicht ein Geschenk des blinden Glücks, oder gar durch unrechte Mittel erworben, waren die Erweiterung des Familiengutes und diese Standeserhebung, sondern der billige Lohn hinlänglich erworbener Verdienste. So erzeugte es jene Reihe von Männern, welche keinen Lobredner brauchen, da die Geschichte ihnen das beste Lob ertheilt, und sie als Zierden des deutschen Adels darstellt. Und auch ausser ihnen haben eine Reihe anderer in würdigen Verhältnissen gelebt, und durch ein mannhaftes Wirken die Ehre des Hauses erhalten und gehoben. Es sind aus der reinachischen Familie zwei Fürstbischöfe, mehrere Land-Vögte, Deutschordenskomthure und Generale hervorgegangen. Die meisten männlichen Glieder haben auf dem Felde der Ehre gestritten, und bei Herrn Humbert, dem Erstgeborenen des Stammvaters von Reinach-Münstrol, konnte Ludwig der Vierzehnte zu der Frau von Maintenon sagen: „Sehen Sie, Madame, hier den Herrn von Reinach; seine Familie liefert mir mehr Offiziere, als ganz Nieder-Bretagne."

Einiges Wenige
über
vaterländische Ortsnamen.

Ich habe in diesen Blättern gelegenheitlich schon mehrmals die Bedeutung von Ortsnamen unserer Heimath zu erklären versucht (1), und komme nun besonders auf diesen Gegenstand zurück, um eine bestimmte Klasse solcher Namen einer ausführlicheren Untersuchung zu unterwerfen. Die bisher erläuterten Wörter aus der langen Reihe derjenigen, die unsere Vorältern bei Bezeichnung ihrer Niederlassungen zu gebrauchen pflegten, sind Schwände, Reute, Ingen, Hofen, Tung, Hurst, Sol und Kürn; es bedarf aber die gegebene Erläuterung noch einiger ergänzenden Zusätze, welche ich nachträglich hier mittheilen will.

Schwände oder Schwand kömmt von dem altdeutschen Zeitworte swinen (das im alemannischen Volksmund noch gegenwärtig gebräuchliche „schwine" oder schweinen (2), abnehmen), woraus man sweinden (abnehmen machen) ableitete, was jetzt schwänden lautet, während aus jenem unser gewöhnliches schwinden (kleiner, unsichtbarer werden) entstund. In seinem Gebrauche zur Bezeichnung der Land-Beurbarung muß es daher besonders auf das Ausreuten des Waldes bezogen werden, und hieße „eine Waldstrecke schwinden machen"; eine solche ausgestockte Waldstrecke aber nannte man „Schwände" oder

(1) Badenia I, 91; II, 76, 270; III, 5, 24.

(2) Man gebraucht es vom Holze, wenn dasselbe durch Trockenheit eingeht; vom Wasser und anderen Flüssigkeiten, wenn sie durch Ablaufen oder Verdunstung sinken; von Früchten und dergleichen, wenn sie durch Gebrauch abnehmen.

„Schwand". Der Unterschied zwischen reuten und schwänden liegt also darin, daß jenes sich mehr auf die Tiefe (exstirpare), dieses dagegen mehr auf den Flächenraum (vacuefacere, die Lichtung ausdehnen) bezieht (3).

Werfen wir nun einen Blick auf die Karte unseres Landes, so begegnen uns die meisten mit Schwand oder Schwände verbundenen Ortsnamen im Schwarzwalde. Wir finden im Hauensteinischen und im hintern Markgrafenland ein Hardschwänd, welches wörtlich eine „Waldreute" bezeichnet, ein Ekart-, Amrig- und Herischwand, ein Heppen-, Hächen-, Itten-, Engel- und Wittenschwand, das heißt der Neubruch des Ekhard, Herich oder Herin, des Emmerich, Heppo oder Eppo, des Hacho, Itto oder Hitto, des Engilo und Witto (4); ferner ein Herren- und Fronschwand, novale dominicum; ein Ruchen- und Altenschwand, novale asperum, vetus (5); ein Enten-, Weibels- und Menzenschwand; einen Schwändehof, ein Schwand und ein Geschwänd schlechthin. Aber auch im übrigen Schwarzwalde kommen mehrere Schwänden vor, wie bei Lenzkirch, Neustatt und Haslach, und selbst am südöstlichen Ende unseres Landes erscheint der Name noch, bei Heiligenberg und Herdwangen.

In dieser letzteren Gegend, im alten Linzgau, erscheint am häufigsten das Reute, welches auch in allen übrigen Gegenden des Oberlandes, namentlich im Hegau und Breisgau vorkommt. Dort finden wir ein Adels-, Egels-, Ernats- und Rikartsreute, ein Unzen- und Wattenreute, eine Reute-Mühl, ein Hohen- und Höhreute,

---

(3) In einem St. Galler vocabularium steht: „*Riuto*, exstirpare." Reuten heißt also vom Grunde aus vertilgen, mit Stock und Wurzelwerk; während schwänden den Sinn hat: „Etwas, womit ein Platz bedeckt ist, nach und nach wegräumen." So nennen die Schweizer die jeden Sommer geschehende Säuberung der Triften vom herabgerollten Gesteine ebenfalls „das Schwänden."

(4) „*Amariches*, *Ekehardes* Swanda" (novale Amarici, Ekehardi), weil alle altdeutschen Namen, welche auf einen Mitlauter ausgehen, im Genitiv *es*, während die mit einem Selbstlauter am Ende *in* oder *en* haben. Daher „Haibenswanda" von *Haibo*, novale Heibonis (vergl. *Gerb.* s. n. III, 16, und den cod. *Lauresh.* II, 547); so „Hachinswanda" von *Hacho* oder *Haicho* (vergl. *Neug.* cod. Alem. I, 29 und 313); so ferner „Hittenswanda" und „Wittenswanda" von *Hitto* und *Wito* (vergl. das. I, 24, 44, 46, 114); so endlich „Engilinswanda" von *Engilo* (vergl. das. I, 304, 376).

(5) Wenn diese beiden nicht etwa von einem *Ruocho* und *Alto* herkommen.

hier ein Etsch-, Gaien-, Malz- und Schwakenreute, ein Birken-, Hecken- und Windenreute, ein Michels- und Kolmarsreute, wie etliche einfache Reute und Reutehöfe. Noch weit mehrere solcher Namen, welche jetzt erloschen sind, enthalten die alten Urkunden und Bereine, woraus man wohl ersieht, daß dieselben ehedem besonders zahlreich gewesen (6).

Das uralte Ingen, welches in unseren Ortsnamen so sehr häufig erscheint, übersetzt man gewöhnlich mit Wohnung, Haus oder Hof; es hat aber mehr den Sinn von Abstammung, Geschlecht, Familie, wird also viel richtiger mit Heim gegeben, dessen Bedeutung auch mehr im Geburtlichen als blos Oertlichen liegt (7). Hatte sich zum Beispiel ein Franke Namens Luitfried im Hegau angesiedelt, so nannte man seine Nachkommen die Luitfrid-Ingen, und wollte man den Wohnort, die Heimath derselben bezeichnen, so sagte man Luitfridingun oder Luitfridingas, welches nach der heutigen Redeweise „bei den Leipferdingern" oder „bei Leipferdingers" heißen würde.

Wir finden aber viele Ortsnamen auf ingen, wo dieses Anhängsel nur eine Verkürzung des Doppelwortes Ing-Hofen ist. Denn das inc-hova der ältesten Urkunden verkürzte sich im Volksmunde, weil der alte Deutsche das g in ing wie ein k aussprach, zuerst in incon, dann in icon oder iken, und ging aus diesem letzteren wieder in ingen über. Hieß ein Alemanne zum Beispiel Bodo, so nannte man das Hofgut seiner Familie Bodinc-hova, später Bodinchon, Bodicon, Bottikon oder Bottiken, und endlich Bottingen.

Man kann annehmen, daß in der Regel alle Ortsnamen auf sel oder zel sich ehedem mit Sal oder Sol endigten, welches Grund oder Boden bedeutet (8). Wir haben ein Thunsel, Einsel, Eichsel,

---

(6) Das Wort kommt vor in der Form von Riuti, Rütti, Reute, Reuthe, oder auch Rod und Roth, beide letzteren nach fränkischer Mundart; so daß also z. B. unser Etzen- und Vokerroth von zwei Franken, Namens *Ezzo* und *Vokko*, herstammte.

(7) Wenn der Deutsche sich einmal irgendwo auf eigenem Grund und Boden niedergelassen hatte, dann war seine Ansäßigkeit von der zähesten Art, und indem das untheilbare Hofgut streng in der Familie forterbte, so flossen Wohnort und Abstammung in dem Begriffe Heimath zusammen, und diesen drückt eben das alte Ingen aus, welches sonst als Bezeichnung der Geblüts-Verwandtschaft und Abkunft diente, wie in Merovingen, Katolingen, Agilolfingen.

(8) Es ist augenscheinlich verwandt mit dem lateinischen *Solum*, und seine

Hagsel, Ramsel und Rozel, wie in unverdorbener Form ein Breiten- und Bikensol, ein Bruchsal, Hoch- und Rothsal. Urkundlich aber erscheinen jene erstern als Tonsol, Rotsol und so weiter, wie Bern- und Tiersol (9), welche jetzt ausgegangen sind. Und es wäre wohl nicht zu viel gewagt, wenn man auch in Ursaul und Storzeln (10) das alte Sal erkennen wollte.

Das Wort Kürn, welches ursprünglich eine Mühle bezeichnet, findet sich noch häufig in unsern topographischen Namen. Neben der Kürnach erscheinen mehrere kleine Wasser mit der Benennung Kürnbach; es erscheint wiederholt ein Kürnberg, ein Kürneck und eine Kürnhalde. Jenes war ganz Dasselbe, was das jetzt gewöhnliche „Mühlenbach" ist, dessen sich das Volk und die Dichter so oft bedienen. Gehen wir aber nun zu einigen neuen Erklärungen über.

Ich wähle zuerst das Wort Beuern oder Beuren. Es kommt noch ziemlich häufig vor, auch in der ältern Form von Bur oder Büren, wie in Bet- und Riedbur, in Mals- und Wintersbüren. Bei der Frage nach seinem Sinne erinnert man sich sogleich an das heutige Bauer, und es leitet uns dasselbe wirklich auf die gesuchte Bedeutung. Aus dem altdeutschen buwan (bauen) entstund nämlich das buwar (Bauer), und hieraus die Ortsbezeichnung Buron (Büren), was nach heutiger Schreibart „Bäuern" heißen müßte. Jenes buwan hatte aber zunächst nicht den Sinn von urbar machen, sondern von bewohnen, und erst aus der genauen Verbindung, worin beide Wörter nach altem Begriffe miteinander stunden, ging jene Bedeutung hervor, wornach bauen mit colere, Bauer mit colonus und Bäuern

---

Anwendungen in Solfell (Pantoffel), Solleder (solea), Solhuf (Eisenschiene an der Pflugscharre) und Solbaum (Senkbaum), beziehen sich alle auf den Boden.

(9) Eine Urkunde von 1327 bezeichnet Hochsal deutlich mit „Hohsol", und eine andere von 1340 das benachbarte Rotzel mit „Rotsol". Ein Zinsrodel von 1352 sagt: „Juxta viam *Tonsol*." In den Stiftungsbriefen von Gottsau und St. Peter aber lesen wir zwischen Alterichesdorf und Barchusen das *Bernsol*, und zwischen dem Ettenberg und Bregenbach das *Tiersol*. Vergl. *Dümge*, reg. bad. 28, Leichtlen, die Zäring. 76.

(10) Die Schwaben sprachen für Rath immer Rauth, wie für Moos auch Maus, also erklärte sich das saul in einem ehemaligen Ursol oder Ursal, und wenn sich das alte schweizerische *Poppensol* in „Poppelzen" verwandelte, so konnte ebenmäßig aus *Stortensol* ein „Storzeln" entstehen.

mit colonia übersetzt werden muß (11). Hettingbeuern zum Beispiel hieße also „Wohnort der Familie des Hatto".

In unserem Bettberg ist das alte Betebur, welches ein Bethaus bezeichnete (12), noch deutlich zu erkennen, wie im heutigen Rüppur das alte Rietbur 13), dessen Sinn derjenige einer Wohnung im Ried ist; Mals- und Wintersbüren aber zeigten die Heimath des Mahelm und des Winitherr an (14). Ausser den verschiedenen einfachen Beuern haben wir übrigens noch ein Gras-, Wald- und Roggenbeuern, ein Alten-, Ober- und Niederbeuern, und vielleicht hieß der klekgauische Hof Altführen ehedem „Altbüren".

Schwerer ist das Wort Wangen zu erklären. Da dasselbe höchst selten mit Personennamen verbunden vorkömmt, so gehört es nicht in die Klasse von Ingen, Heim und Hofen, von Weilen, Hausen, Dorf, Burg, Statt und Stetten, von Schwände, Reute und Beuern, welche darin ihre gemeinschaftliche Grundbedeutung haben, daß sie einen von Menschenhand kultivirten, bewohnbar gemachten und bewohnten Ort bezeichnen; sondern es gehört zur Klasse von Sol, Schlatt, Schlier, Loh, Au, Grund, Moos, Ried, Bühl oder Bohl und dergleichen. Denn dieses sind Wörter, welche nichts künstlich Gewordenes, sondern etwas unmittelbar in der Natur Vorhandenes bezeichnen. So viel ergibt sich unzweideutig aus der Vergleichung der verschiedenen Ortsnamen, worin dasselbe erscheint. Ich leite es daher von dem altdeutschen Wanga ab, welches ein Feld im Sinne des lateinischen campus bedeutet (15), und nahe mit Schlatt verwandt

---

(11) In alten Glossarien wird Himmelbuwo mit coelicola, Erdbuwo mit terrigena, und Feld- oder Lantbuwo mit colonus, rusticus gegeben. Bur aber erscheint als habitatis, und hieraus entstund Buar (habitator, indigena, colonus).

(12) In einer Urkunde von 1111 heißt der Ort wirklich „Bettebur", in alten Schriften werden die Worte capella, delubrum, martyrium mit Petabur oder Betebur gegeben. Hieher gehört auch „Vogilbur", unser heutiges Vogelbauer.

(13) Eine Gottsauer Urkunde von 1261 zählt unter Anderem auf: „Curtes in villis *Rietbur*, Wolvholdeswilere, Scheltebrunnen, Spekc et Hagesvelt." Vergl. *Dümge*, 32.

(14) Etwa *Mahelmes-* (später Mahels- und Mahls-) buron; sicherlich aber *Winitheres*-buron.

(15) So übersetzt ein altes Glossar „Holzwanga" mit *campus* nemoreus, und Ulfilas braucht „Vang" für paradisus.

ist, dessen Begriff wohl kein anderer, als der einer ebenen Fläche seyn kann.

Dieses Schlatt kommt häufiger als Gemarkungs-, denn als Ortsbezeichnung vor, was die gegebene Erklärung bestätigt; es steckt dagegen auch in manchem Ortsnamen, wo wir dasselbe nicht mehr erkennen, zum Beispiel in Darlanden und Bauschlott, welche urkundlich Buslat, Dahslat geschrieben sind (16). Jenes bedeutete also ein Bau- und dieses ein Lehmfeld; denn Daha, gerade wie Slier (17), heißt Lehm oder Letten, wornach denn auch Dachbach und Schlierbach mit „Lehmbach" zu übersetzen wäre.

Loh zeigt ein Gehölz, ein Gebüsch an, im Gegensatze zu Hard, welches einen Forst im ausgedehntesten Sinne bezeichnet; Au eine Insel oder inselartige, wie Moos oder Ried eine sumpfige Gegend; Grund eine Thaltiefe und Bühl oder Bohl eine mittelmäßige Anhöhe. In seiner reinen Form aber finden wir das Loh (18) nur noch selten, indem es sich fast überall in Loch verwandelte, wie bei Grafenloch, Nuß- und Blankenloch, Harz- und Litzloch (19). So finden wir auch das Hard ziemlich verändert in Albert, Muggart und Spessart, vielleicht selbst in Unglert (20). Die übrigen angeführten Wörter sind jetzt noch im Verständniß und Gebrauche des Volks, mit Ausnahme von Bohl, das zuweilen vorkommt, wie in Bechtersbohl, aber ganz die Bedeutung von Bühl hat (21).

Diesen Wort- und Namenerklärungen füge ich noch eine Bemerkung bei. Man hört jetzt viele Ortsbenennungen mit einem en abkürzen,

---

(16) In den obenbezeichneten Gottsauer Urkunden finden wir: „in *Buslat* unam hobam", und „Curtem in villa *Dahslat*."

(17) Auch das gothische *Thaho* heißt lutum, und so wurde ein aus Stroh und Lehm gemachtes Dach ein Slierdach, wie auch das Ausfüllen des Flecht- und Pfahlwerks mit Lehm gemeinhin schlieren genannt.

(18) Sichtbar ist es verwandt mit dem Gerberloh und mit dem Ausdrucke lichterloh. In alten Uebersetzungen wird Dornlohe mit tribulus gegeben, wie Lohe schlechtweg mit lucus.

(19) Nußloch z. B. kommt im cod. Lauresh. als *Nuzloh*, *Nuzloha* und *Nuzlohon* vor.

(20) Der hauensteinische Weiler Albert heißt in den Urkunden deutlich *Albhart*, wie die Lörracher Feldgewann Wilert urkundlich als *Wilhart* erscheint.

(21) Altdeutsch *Buhil*, woraus sowohl Bühl und Bohl als Bukel und Bäule geworden. Stammt es von *Bug*, worin flectere, beugen, biegen, aufschwellen, Bogen, acervus, flexus, ihre Wurzeln haben?

welche sich sonst auf heim endigen. Eine solche Abkürzung ließe sich in Beziehung auf das Sprechen etwa noch entschuldigen, für das Schreiben aber kann und darf sie nicht entschuldigt werden. Die Aussprache wechselt mit den Geschlechtern — das hat so seinen Lauf; die Schrift dagegen soll stets die ächte Form festhalten und bewahren. Denn wo würde es hinkommen, wenn man unsere Personen- und Ortsnamen auch schreiben wollte, wie solche vom Volke aus Bequemlichkeit oder Unverständniß verkürzt und „verketzert" werden?

Schon seit lange her weißt man es nicht mehr anders, als Bretten, Binzen, Detzeln zu schreiben, da doch die wahren Namen dieser Orte Bretheim, Binzheim und Tetzelheim sind. Es wäre an der Zahl solcher Verkürzungen, wie wir sie von unseren Vorfahren geerbt, genug gewesen; nun aber fangen auch wir an, statt Griesheim, Eckenheim, Gundolsheim, das bequeme Grießen, Eggenen und Gundolzen zu schreiben — warum nicht auch Schopfen, Kippenen, Gottenen, Friesenen, Herbelzen? Warum nicht auch „Brusel" statt Bruchsal und „Saschwaller" statt Sasbachwaldner?

Es lohnte sich wohl der Mühe, unsere Ortsnamen sämmtlich einer Untersuchung zu unterwerfen, und die durch Zunge und Feder verdorbenen in ihrer wahren Form wiederherzustellen. Denn es sind eine große Zahl wirklich in's Abgeschmackte verkürzt, und scheinen eher einer barbarischen Sprache, als unserer wohlgebildeten deutschen anzugehören. Wie abscheulich ist es zum Beispiel, „Ballstall" zu schreiben, anstatt Ballsthal, oder „Aisperg" anstatt Aisberg, oder „Altschweier" anstatt Altsweier? Wie abscheulich klingt unser „Adrazweiler" gegen das alte Adelhardsweiler, unser „Gehrenstall" gegen das alte Geroldsthal?

Bischof

Diethelm von Krenkingen

und seine Familie.

Das bei weitem angesehenste von allen albgauischen Edelgeschlechtern waren die Freiherren von Krenkingen (1). Ihr Gedächtniß ist in vielen und zum Theil sehr alten Urkunden und Chroniken erhalten worden. Wahrscheinlich hat ihnen das Thal der Steinach, wo ihre Stammburg stund, seine erste Beurbarung zu verdanken; überhaupt aber beförderten sie die Kultur des obern Albgaues auf mancherlei Weise. Schon zur Zeit Kaiser Konrad des Dritten schenkte Herr Arnold den Kirchensatz zu Betmaringen an das Kloster Sankt Blasien (2), und stiftete Herr Marquard auf dem schönen Wiesen-Grunde bei Tetzelheim eine Zelle für regulirte Chorherren (3); auch ist ohne Zweifel die Stadt Thiengen von diesen Dynasten gegründet (4) und in Aufnahme gebracht worden.

(1) »*Krenkingensium* dynastarum prosapia, origine sueva, multis majorum suorum imaginibus clara, late per Albegoviam vicinasque regiones dominabatur.« *Wilbers*, de nobilit. Albegav. Msctm.

(2) Papst Calixt II. bestätigt im J. 1120 dem Stift St. Blasien unter Anderem: »ecclesiam quoque *Batemaringin* a quodam *Arnolfo* (nach uralter Tradition ein Freiherr von Krenkingen) concessam.« *Gerbert*, s. n. III, 48.

(3) »Cella *Tezelheimensis* anno 1152 fundatorum primum habuit *Marquardum* de Weissenburg, avitae nobilitatis virum.« *Peter*, Suev. Sacra, 715.

(4) »Oppidum *Tungen* seu Thüngen, quod landgraviatus Cleggoviae hodie praetorium, medio aevo ad pagum Alpegoviae spectans, olim dominos habuit cognomines (dies waren aber nur Dienstleute der Folgenden), postea *Krenkingiae* dynastis paruit.« *Herrgott*, cod. prob. II, addenda Tomi I.

Die Tetzelheimer Zelle, welche nachmals zur Probstei erhoben und nach Niedern versetzt wurde, hatte ihr Stifter auf seinem angestammten Eigenthum erbaut, und weil er ohne Kinder war, mit all' seinen benachbarten Gütern begabt, die Schutzvogtei des neuen Gotteshauses aber seinem Neffen Konrad unter der Bedingung übertragen, daß derselbe nie einen Untervogt bestelle. Die Untervögte waren damals ein drückender Mißbrauch des Schirmamtes, welchen Trägheit und Habsucht erzeugt hatten.

Ritter Konrad, wie sein Oheim, gehörte einer jüngeren Linie des Hauses Krenkingen an, deren Glieder sich mit Beibehaltung des Stammnamens von Weißenburg nannten (5), und sich bis in das sechszehnte Jahrhundert fortpflanzten. Sie waren ziemlich zahlreich; Einige davon haben in geistlichen Würden geglänzt, Andere sich in den Kriegen des Hauses Oestreich hervorgethan, die Meisten auf ihrem Erbe friedsam und unbekannt gelebt, während die ältere Linie weit größer und kräftiger auftrat, aber auch um so schneller verdarb und unterging.

Es ist nicht mehr genau anzugeben, wie die weitläufigen Besitzungen des Hauses Krenkingen unter die beiden Linien vertheilt waren. Ausser dem Stammgute im Steinachthal besaßen sie die Schlösser Iseneck und Gutkrenkingen auf der Höhe bei Dietlingen, und die Veste Weißenburg mit den Thürmen Rockenbach und Steineck in dem Bergtobel bei Bonndorf, dabei viele Ortschaften, Höfe und Gerechtigkeiten in den benachbarten Thalgründen; alsdann die Veste Gutenburg, das Schloß und Städtlein Thiengen mit der anhängenden kleinen Herrschaft am Eingange des oberen Albgaues; ferner im angrenzenden Klekgau die Vesten Weißenburg und Neukrenkingen mit ihren Zubehörten; endlich verschiedene Güterstücke in der Baar und im Hegau (6).

Bei diesen weitläufigen Besitzungen aber lebten die Freiherren

---

(5) »Ex eadem familia *Krenkingensi* descenderunt domini de *Wissenburg*, galeae solum ornatu a reliquis distincti.« *Wilbers*, l. c.

(6) »Familia *Krenkingensis* nominis sui quatuor possedit castra, primum *Allkrenkingen* dictum (im Steinachthal), secundum *Gutkrenkingen* nominatum (bei Dietlingen), tertium *Neukrenkingen* vocatum (im Klekgau) et quartum *Krenkingen* sipliciter adpellatum (bei Engen im Hegau), ut castra *Gutenburg*, *Wissenburg* et *Isenegge* taceamus. Ex quibus patet, quam late hujus familiae potentia se diffuderit.« *Wilbers*, l. c.

nicht mehr im Geiste des ächten Adels, wie ihre Ahnen; denn diese hatten am glücklichsten geblüht, da sie noch ohne Lehensverband — als unabhängige Dynasten nur Gott und dem Reiche dienten (7); und am glänzendsten, da ein Sprößling des weißenburgischen Astes die konstanzische Inful trug, und seinen Vettern die Kastenvogtei des reichen Stiftes Rheinau verschaffte (8). Jetzt aber, nachdem die Familie sowohl im Albgau als im Kletgau vorherrschend und übermächtig geworden, verirrte sie sich auf Abwege, und an den Gipfel ihres Glanzes reihte sich der Abgrund ihres Verderbens.

Schon in früher Zeit war der krenkingische Name an den Höfen der Könige und Reichsfürsten bekannt. So begleitete Konrad von Krenkingen mit den ihm benachbarten großen Baronen von Regens- und Küssachberg den ersten hohenstaufischen Kaiser auf dessen Reisen im Reich, wie sein gleichnamiger Sohn den Herzog von Zäringen (9). Seit diesem zwölften Jahrhundert stieg das Ansehen des Hauses schnell empor; es stund mit den vornehmsten Familien der ganzen Gegend, mit der von Klingen, von Habsburg und so weiter in Blutsverwandtschaft, unter seinen Dienstmännern waren mehrere vom Ritterstande (10); der Ruhm der Tapferkeit, der Einfluß des rheinauischen Schirmamtes und vornehme Lehensverbindungen vollendeten seinen Glanz.

Aber die Zersplitterung des Besitzthums, welche die Vermehrung der Familienglieder veranlaßte, die steigenden Bedürfnisse des Luxus,

---

(7) So konnte einst ein Krenkinger, dem Kaiser Barbarossa gegenüber, von sich sagen: »Ego possessionibus, corpore et rebus tam liber sum, quod nec ab imperatore, nec alio quoquam usum seu beneficium rei feudalis percipio; igitur imperatorem, ut clericus, pro domino meo agnosco, sed non rerum mearum.« *Malleolus*, de nobilitate, cap. II.

(8) »*Diethelmus* episcopus, partes Philippi, a quo ducatum Sueviae regendum susceperat, egregie promovens, cum pecuniis indigeret, advocatias monasteriorum nobilibus et inter has *Rheaugiensem* suis agnatis de *Crenkingen* vendidit.« *Van der Meer*, annal. Rhenaug. 372.

(9) Vergl. *Herrgott*, cod. prob. I, 170 und 174; *Gerbert*, s. n. III, 79 und 98; *Neugart*, cod. alem. II, 81 und *Schöpflin*, Alsat. dipl. I, 264, 282 und 286.

(10) In einer Urk. unter andern von 1202 (bei *Gerbert* III, 116) erscheint ein »Burcardus *miles* et ministerialis domini *Lutoldi* de Krenkingen«, wozu *Neugart* (episcop. const. II, 345) bemerkt: »Inde liquet, dynastas de Krenkingen magnis opibus affluxisse, utpote quibus viri equestris ordinis ab officiis fuerint.«

der große Aufwand und Verlust in den vielen Fehden und Kriegs-Zügen, endlich die Seuche verderblicher Leidenschaften und einer schlechten Wirthschaft — verdunkelten allzubald diesen Glanz wieder. Seit Heinrich der Alte wegen Mißbrauch seines rheinau'schen Schirmamtes geächtet, gebannt und elend erschlagen worden (11); seit die Schirmvogtei verloren gegangen, seit der Mönch Johann von Krenkingen aus der angemaßten Abtei schmählich vertrieben worden, und die Veste Weißenburg durch den strafenden Arm König Rudolfs zerstört lag (12) bietet die krenkingische Hausgeschichte kaum etwas anderes dar, als das traurige Bild eines erschütterten, mehr und mehr in sich zerfallenden Gebäudes.

Eine drückende Schuldenlast, der Alp des damaligen Adels, hatte die Krenkinger genöthigt, ihre meisten Güter, Einkünfte und Gerechtsamen nach und nach zu veräussern. So ging der alte Reichthum durch Verkäufe und Verpfändungen an das Domstift Konstanz, an die Klöster Sankt Blasien und Rheinau, an das Haus Oesterreich, an die Städte Schaffhausen und Waldshut verloren. Die Familie wohnte nun allein noch zu Thiengen und Gütenburg; aber bald ging auch das letztere mit seiner Zubehörte als Unterpfand für geliehenes Geld in fremde Hände über, während die Thiengener wegen der vielen, auf ihr Gemeinwesen gehäuften Schulden in verderblichen Zerwürfnissen mit ihrer Herrschaft lagen.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatte Herr Leuthold durch sein persönliches Verdienst den krenkingischen Namen wieder etwas zu Ansehen gebracht. Er scheinet bei Fürsten, Adel und Städten der Nachbarschaft in großer Achtung gestanden zu seyn; denn man gebrauchte ihn allerseits sehr häufig bei öffentlichen, wie in Privatgeschäften. Nachdem er aber verstorben war, und seine vielen Söhne die Erbschaft getheilt hatten, begann die schmählichste Wirthschaft, bis mit Herrn Diethelm, welcher im Jahre vierzehnhundert

---

(11) »*Henricus* de Krenkingen, qui monasterio plurima mala et damna intulerat, nec per censuras et proscriptiones ad meliorem frugem reduci potuerat, anno 1243 ab inimicis peremtus est.« *Van der Meer*, 282.

(12) »Anno 1281 *Rudolfus* caesar inter alias arces praecipue *Weissenburgum* in Cleggovia post longam sex septimanarum obsidionem funditus evertit; ex quo tempore *Joannes* de Krenkingen, abbatiae usurpator, non amplius occurrit, cujus familia deinceps a pristino divitiarum ac honoris culmine nimium quantum defecit.« *Idem*, 396.

und dreizehn das thiengische Burglehen dem Hochstifte wieder aufsendete, die ältere Linie von Krenkingen erlosch (13).

Die weißenburgische, welche noch die kleine Herrschaft Rockenbach und die Kastenvogtei über das Stift Riedern besaß, erhielt sich beinahe ein Jahrhundert länger. Aus ihr stammte jener berühmteste Mann des ganzen Hauses — Bischof Diethelm von Konstanz. Als ein nachgeborener Sohn war derselbe zu Reichenau in das Kloster gegangen, wo er im Jahre eilfhundert neun und sechszig, noch als Jüngling, die Vorsteherwürde erhielt. Der Grund dieser ungewöhnlichen Erhebung lag in der erbitterten Parteiung des Konvents, indem die Mönche nach der Resignation Abt Fridolins von Heideck über die Wahl eines Nachfolgers nicht einig werden konnten, daher diese Angelegenheit während des Reichstages zu Speier vor den Kaiser brachten. Friedrich versuchte zuerst eine Vereinbarung der Parteien, da sie aber nicht gelang, so erhob er mit Verwilligung der Fürsten den jungen Kapitelherrn Diethelm, welcher sich eben damals an seinem Hoflager befand, in die erledigte Würde (14).

Der Kaiser hatte gut gewählt; denn der Charakter des neuen Abtes war von so trefflicher Beschaffenheit, daß man sich allgemein mit dieser Erhebung zufrieden zeigte. Diethelm besaß bei seinem jugendlichen Alter einen schon reifen Geist und männlichen Anstand; er hatte sich immer rechtschaffen und ehrbar bewiesen, und betrat sein Amt mit ebenso großer Würde als Demuth (15). Sein erster Schritt war eine Reise nach Rom, um vom heiligen Vater seine Bestätigung und Weihe zu empfangen, welches ohngeachtet des herrschenden Schismas keinem bedeutenden Anstande unterlag, da er sich zwischen beiden Parteien vollkommen neutral gehalten hatte.

Die Jahrbücher von Reichenau (16) erzählen nur Gutes von Abt Diethelm, und als ein glänzendes Zeugniß seiner löblichen Verwaltung muß es gelten, wenn ihn im Jahre eilfhundert und neunzig, auf-

---

(13) Vergl. Bader, Gesch. der Stadt Thiengen, S. 22 bis 26.

(14) *Manlius*, chron. const. bei *Pistor.* III, 745.

(15) „Etsi juvenili adhuc consisteret in aetate, tantae tamen maturitatis, probitatis atque honestitatis exstitit, ut omnes religiosi et alii in eum consentirent.“ *Manlius.*

(16) So das Chron. *augiense* msctm. zu Rheinau, so Oheim's Chronik und Lippius in seiner Sintlaces augia. Vergl. Schönhuth, Chronik des Klost. Reichenau, S. 169.

das Hinscheiden Bischof Hermanns von Friedingen, die einhellige Wahl des Domkapitels zu dessen Nachfolger erhob, und die Reichenauer ihn baten, auch in seiner neuen Würde ihre Abtei zu behalten. Diethelm that es; er führte den Abts- und Bischofsstab mit ebenso entschiedener Fähigkeit als väterlicher Obsorge (17), und bald sollte sein Talent für die großen Geschäfte noch einen weitern Wirkungskreis erhalten.

Nach dem Tode Herzog Konrads von Schwaben übertrug Kaiser Heinrich der Sechste die erledigte Würde seinem Bruder Philipp, welcher damals nach Italien abgerufen worden, um die Kaiserin und den Prinzen Friedrich nach Deutschland zurückzuführen. Für die Zeit seiner Abwesenheit nun bestellte Philipp den Bischof Diethelm zum Verwalter des Herzogthums, woraus wir sowohl auf eine nicht gewöhnliche politische Tüchtigkeit, als entschieden hohenstaufische Gesinnung dieses Prälaten billig schließen dürfen (18). Beide Eigenschaften aber bewies er in der Folgezeit, als Herzog Philipp die deutsche Krone zu behaupten unternahm, so glänzend, daß seine Rolle während des heftigen Kampfes eine nähere Beleuchtung verdient.

Nach dem Hingange Kaiser Heinrichs, im Jahre eilfhundert siebenundneunzig, glaubte Philipp, als Vormünder von dessen dreijährigem Sohne, die Reichsverwesung übernehmen zu müssen. Er gewann auch eine zahlreiche Partei für diesen Plan; eine andere aber, an deren Spitze der Erzbischof von Köln stund, arbeitete ihm auf's thätigste entgegen, und suchte die Reichskrone vom hohenstaufischen Kinde hinweg auf ein anderes Fürstenhaus zu bringen. Dieser Widerstand machte den Herzog unschlüssig in der Vertheidigung seines königlichen Neffen, und Bischof Diethelm lag ihm daher an, denselben fallen zu lassen, und sich selbst zum Reichsoberhaupte aufzuwerfen.

---

(17) Die *Series* episcoporum const. msct. sagt kurz: „Er behielt die Abtei neben dem Bisthum, und regierte beide ganz nützlich.“ Anzuführen ist als eine Merkwürdigkeit der Bisthumsverwesung Diethelms, daß der berühmte Geschichtschreiber Konrad von Ursberg von ihm die Priesterweihe erhielt, wie er selbst in seiner Chronik bezeugt: „Anno Domini 1202 ego presbyteratum accepi a venerabili episcopo Constantiae *Diethelmo*.“

(18) „Philippus dux, assumtis militibus Alpes transgrediens, in Siciliam ad Imperatorem rediit, negotiis suis per omnem ducatum *Diethelmo* constantiensi episcopo commendatis.“ *Otto* de S. Blas. cap. 44. Und: „*Diethelmus* episcopus nomine Philippi ducis regimen ducatus suevici cum laude administravit.“ Chron. *augiense*.

Ermuthigt durch die beredten Worte und die umsichtige Thätigkeit des treuen Vertrauten, entschloß sich Philipp auch, die gefahrvolle Bahn eines Gegenkönigs zu betreten (19); denn während dieser Entschließung hatten seine Widersacher schon den Herzog von Zäringen zum Reichs-Oberhaupte bestimmt.

Es galt nun zunächst, den hohenstaufischen Anhang so zu verstärken, daß man dem neuen Könige, welcher wohl vieles Geld, aber keine Hausmacht besaß, imponiren konnte, und hier bewies der Bischof von Konstanz ein großes Talent; es gelang ihm, alle alten Freunde des Hauses Hohenstaufen, namentlich aber die schwäbischen Großen, für seinen Gönner zu gewinnen, dem er gerathen hatte, einen Theil der reichen Stammbesitzungen zu verkaufen, um eine bedeutende Geld-Summe zur Verfügung zu haben. Und siehe — die hohenstaufische Freigebigkeit wirkte! Philipp wurde von seiner Partei zum Könige erwählt, und von mehreren Orten als solcher anerkannt, was den geizigen Zäringer so sehr von der Gefahr eines Wahlkrieges zurückschreckte, daß er seine Ansprüche für eilftausend Mark Silbers an den standhaftern Rivalen abtrat.

Die Partei der hohenstaufischen Widersacher ruhte aber nicht, sondern erhob jetzt einen Welfen, den Sohn Heinrichs des Löwen, zum Könige, und mit diesem hatte Philipp zu kämpfen bis an seinen Tod. Der Kampf der beiden Gegenkönige nahm einen großartigen Charakter an; denn da König Richard von England die welfische Partei unterstützte, so ergriff der König von Frankreich, sein alter Feind, die Sache der Hohenstaufen, und schloß im Jahre eilfhundert acht und neunzig ein Hilfs-Bündniß mit König Philipp ab, welches die Bischöfe von Würzburg, Metz und Konstanz als Gewährleister unterzeichneten (20).

Anfangs war König Philipp in seinen Waffen sehr glücklich; später schwankte das Glück zwischen beiden Gegenkönigen und es kam endlich nur darauf an, für welche Partei sich der Pabst erklären werde. Innozens hatte den Prior des Camaldulenser Ordens und einen Mönch aus dem Stifte Salem als Legaten nach Deutschland gesendet, um den Frieden daselbst herzustellen. Hiebei war der Wirksamkeit Bischof

---

(19) »Monitu *Diethelmi* de Krenkingen, constantiensis episcopi et Augiae abbatis, Philippus animatus regnum sibi usurpare aggressus, quos prius habuit dubios Sueviae barones, principes et comites, fidissimos invenit et stabiles.« *Conradus* de Fabaria. cap. 7.

(20) *Rymer*, foedera I, 752.

*

Diethelms eine neue Bahn eröffnet, und sicherlich entsprang die Bereitwilligkeit, womit Philipp einen Kreuzzug gelobte, und sich zu Allem bequemte, was das Friedenswerk erfordern würde, großentheils aus seinen Rathschlägen und Bemühungen. Der Pabst aber sahe in dem hohenstaufischen Könige einen zu gefährlichen Nebenbuhler seiner eignen Herrscherplane, als daß er den fügsamern Welfen nicht hätte vorziehen sollen, und genehmigte die Anerbietungen Philipps nicht, wie sehr dieselben auch geeignet waren, alles fernere Mißtrauen aufzuheben.

Der Kampf wurde also sehr ungleich, und Philipp mußte alle moralische und physische Macht aufbieten, um sich gegen König Otto zu behaupten. In dieser schwierigen Lage fand er an Bischof Diethelm wie bisher den getreuesten, standhaftesten Freund und Rathgeber. Es begleitete derselbe den König auf all' seinen Zügen und theilte alle Kriegsgefahren mit ihm (21). Ja, selbst jene wichtige Versöhnung Philipps mit dem Erzbischofe von Köln, welcher ihn am sieben und zwanzigsten Jänner tausend zweihundert und fünf in Achen feierlich zum Könige der Deutschen krönte — war ein Erfolg der Thätigkeit und Klugheit des Bischofs (22).

Nach der Krönungsfeierlichkeit kehrte Diethelm in die Heimath zurück. Es mochte sich daselbst während seiner langen Abwesenheit gar Manches verschlimmert haben, und dieses ihn zu der Synode veranlassen, welche er im April des genannten Jahres veranstaltete (23). Man kennt ihre Verhandlungen nicht mehr, ausser der Beilegung eines einzelnen Streitfalles zwischen dem Abte von Schussenried und dem Herren von Wartenberg. Für sein Hochstift und seine Abtei sorgte Diethelm so gut, als seine Reichsgeschäfte nur erlaubten. Zu Reichenau wurde unter ihm der neue Münsterbau begonnen (24), und das Klostergut durch fromme Schenkungen vermehrt (25). Der Domkirche zu Konstanz aber erwarb der Bischof mancherlei Besitzungen und Vortheile. Zuerst beschenkte er sie selbst mit einem Weingarten im Banne

---

(21) *Scheid*, orig. guelf. III, num. 148, 50, 51 und 286.

(22) „Posthaec (nach Philipps thüringischem Zuge) coloniensem archiepiscopum per trevirensem, spirensem et *contsantiensem* episcopus apud Andernacum sibi reconsiliabat.“ *Godefridus* coloniens. bei Freher, 438.

(23) *Lünig*, spicileg. ecclesiast. III, 547.

(24) „Summa divitis Augiae *βασίλικα* coepta est aedificari anno 1172, abbate *Diethelmo*, barone de Krenkingen.“ *Crusius*, annal. II, 458.

(25) Vergl. *Dümge*, reg. bad. 155.

von Horn (26); alsdann erhielt dieselbe auf seine Veranlassung oder zu seinen Gunsten mehrere, mitunter bedeutende Vermächtnisse, wie von Kaiser Heinrich ein Hofgut zu Oehningen (27), von den Gebrüdern von Grünenberg deren Güter zu Bankelshofen und Bohlingen (28), von dem Grafen von Rohrdorf den Wiedererwerb der Stadt Meersburg (29), und von einigen Domherren des Stiftes verschiedene Güter und Rechte zu Ach und Oberhof im Hegau, wie zu Pfin und Tibishausen im Thurgau (30).

Zu Anfange des Jahres zwölfhundert und sechs, als König Philipp nach langer Abwesenheit wieder nach Schwaben kam, besuchte ihn Diethelm zu Eßlingen (31) — es war ihre letzte Zusammenkunft; denn kaum hatte sich der Bischof nach Konstanz zurückbegeben, als ihn eine Krankheit ergriff und auf's Sterbelager warf. Er verschied am zwölften April, zur tiefsten Trauer der Stadt, wie des ganzen Sprengels (32), und gewiß auch zum größten Schmerze seines königlichen Gönners, der vielleicht nicht so traurig geendet hätte, wenn ihm dieser älteste Vertraute und Rathgeber nicht zu früh wäre entrissen worden.

---

(26) „Vinea in pago Bischofshöri in villa *Horne*, quam picerna de Grünenberg jure feodali possederat.“ Urk. von 1190 im „rothen Buch“ Fol. 52.

(27) „Locum praedialem, qui dicitur *Oeningen* (sagt der Kaiser im Schenkungsbriefe) dilecti nobis *Dythelmi* constantiensis episcopi favore inducti (zum Seelenheil seiner Aeltern), ecclesiae cathedrali in constancia donavimus, ut eundem locum cum omnibus pertinentiis possideat libere et absolute, et episcopus ipse loci ejusdem sit advocatus.“ *Dümge*, reg. bad. 149. Hier ist aber unrichtig der Ort Unadingen angegeben. Vergl. Badenia III, S. 68.

(28) Urk. von 1192, bei Dümge, 151. Die Güter waren „praedium in villa *Banchilshofen* (jetzt Bankholzen) et praedium in *Bollingen*.“

(29) Die hierüber vorhandene Bestätigungs-Urkunde König Philipps (im „rothen Buch“ Fol. 21) ist wichtig für die älteste Geschichte von Meersburg, bedarf aber einer genauen Exegese, welche ich später gelegenheitlich versuchen werde.

(30) Urkunden von 1192 und 1200 bei Dümge, 61 und 65, und von 1204 im rothen Buch, Fol. 51.

(31) Walcher, Geschichte der Bischöfe von Konstanz. Handschr. S. 60.

(32) „Anno 1206, die 12 Aprilis, magno moeroré urbis nostrae totiusque dioceseos, extinquitur *Diethelmus* episcopus noster, Baro de Krenkingen, Augiae diuitis abbas, cum episcopatni strenue et utiliter summa cum laude praefuisset.“ *Bucelinus*. Das Necrologium *S. Galli* hat „IV Id. Aprilis“, das Chron. *zwifaltense* aber „II Id. Aprilis“, und das Chron. *augiense*, hiermit übereinstimmend, „pridie Id. Aprilis.“

Nicht besser als ihre Stammesvetter das Vogteiamt über Rheinau, führten die Herren von Weißenburg dasjenige über die Probstei Riedern. Sie schalteten mit den Einkünften ganz nach Willkür, entzogen dem Kloster nach und nach mehrere Grundstücke, und rächten sich, nachdem sie zur Wiedererstattung derselben gerichtlich genöthigt, und bei fortgesetzter Gewaltthätigkeit vom Kaiser endlich der Vogtei entsetzt worden, durch die Gefangennehmung und Mißhandlung des riederischen Probstes (33).

Auch mit dem Stifte Sankt Blasien lebten diese Herren in feindlichem Zerwürfnisse. Sie schädigten dessen Güter und Leute, bis der Abt gezwungen war, bei dem Hause Oestreich sich Hilfe zu suchen. Die Herzoge, als Schirmherren der Abtei, ließen sofort die Veste Weißenburg belagern, und nach ihrer Eroberung in Brand stecken (34), die friedbrüchigen Junker aber gebührend bestrafen. Umsonst versuchten dieselben nach einiger Zeit ihre gebrochene Behausung wieder aufzubauen; es wurde ihnen nicht gestattet, und so blieb Weißenburg für immer in seinen Trümmern liegen, wie das klekgauische Weißenburg und andere krenkingische Schlösser.

Den letzten schwachen Glanz erhielt das Haus von Krenkingen-Weißenburg durch Martin, welcher im Jahre vierzehnhundert zwei und neunzig in die erledigte Abtswürde zu Reichenau erhoben wurde, und sich während seiner Verwaltung des sinkenden Gotteshauses das Lob eines frommen, klugen und thätigen Vorstehers erwarb (35). Der reichenauische Geschichtsschreiber Oheim (36) hatte ihm zugerufen: „Lasset euch den Stand des Gotteshauses väterlich anbefohlen seyn; beherziget das Beispiel euerer Vorweser, und tretet in die Fußtapfen eueres

---

(33) *Notitia* riederensis mscta, alsdann das Bruchstück einer *Relatio* historica über Riedern, und *Petri* Suev. eccl.

(34) „Ex quo castro cum *Joannes* de Krenkingen crebris excursionibus monasterii nostri bona invaderet, obsidioni illud cingi ac destrui fecit *Nicolaus* abbas anno 1438.“ *Wilberz.*

(35) Schönhuth, 274.

(36) Dieser schrieb seine Chronik von Reichenau unter dem Abte Martin, und eignete ihm dieselbe zu. Auf dem Titelblatte ist das Bild des Abtes und des Verfassers, sowie das krenkingen-weißenburgische Wappen angebracht, um welches sich ein Band mit folgenden Versen schlingt:

„Majorum tuorum aspice arma,
Ubi modo militent, corde recogita.
Ibis post eos nescius ad tumulum,
Sepelietur tecum cassis et scutum.“

Ahnen, Abt Diethelms von Krenkingen." Martin, der damals einzig noch vorhandene Sprößling des ganzen krenkingischen Freiherrengeschlechtes, achtete diese Worte, und stieg als würdiger Beschließer desselben mit Schild und Speer in die Gruft. Er verstarb am fünften September tausend fünfhundert und acht, und wurde im reichenauischen Münster vor dem Altare des heiligen Benedikt zur Erde bestattet (37).

---

(37) Schönhuth, 279. Die meisten urkundlichen Nachrichten über das krenkingische Geschlecht hat man aus den Klosterarchiven von Rheinau und Sankt Blasien. In Abt Caspar's liber originum sind auch die Wappen beider Linien angebracht. Der Schild ist beiderseits der nämliche, quer in zwei Felder getheilt, wovon das untere roth ist, und das obere weiß mit senkrechten blauen Balken. Die Helmzierde aber enthält das eine Mal einen Schwanenkopf, das andere Mal eine zuckerhutförmige, weiß und blau gestreifte Kappe.

Einiges über die Urgeschichte

von

Pforzheim.

„Wenn wir unsern großen Landsmann Reuchlin fragen, so wird er uns auf's Auge hin beweisen, daß das kleine Pforzheim noch älter sey, als das gewaltige Rom. Denn wie die trojanischen Helden beim Falle ihrer Stadt in alle Weltgegenden die Flucht nahmen, gelangte der mannhafte Phorkys nach Germanien, und hier an die muntere Enz im Schwarzwalde, wo es ihm dermaßen gefiel, daß er sich daselbst, in der schönen Au ohnweit des Einflusses der Würm und Nagold, für bleibend niederließ und eine Stadt gründete, welche Phorkys- oder Pforzheim heißen mußte."

„Das ist lächerlich", sagte Melanchthon. „Mein Freund und Lehrer Reuchlin hat hier mit seiner Gelehrsamkeit gespielt. Pforzheim kommt nicht von den Griechen, sondern von den Römern her. Was ist klarer, als daß der Eingang jenes ungeheuern Harzwaldes, welcher sich durch ganz Deutschland hinzog, *Porta* Hercyniae hieß, woraus unser Pforzheim entstund?"

„Aber der gute Melanchthon merkte es nicht, daß ihn seine Gelehrsamkeit ebenso vom rechten Weg abführte, wie den Reuchlin die seinige. Beide haben sich geirrt; der Eine ritt sein griechisches, der Andere sein lateinisches Steckenpferd (1). Denn so gerne ich den alten

(1) Auch Irenikus brachte jenes griechische Mährchen, und stempelte den Phorkys zum Gründer auch seiner Vaterstadt Ettlingen, wozu der Rektor Bernhard (*Irenici* Germaniae Exegesis. Hanoviae 1728) bemerkt: „In gratiam patriae recedit noster a sententia, quam alibi strenue tuitus erat,

Thurm auf unserm Wartberge, dessen Trümmer noch kühn den Stürmen der Zeit trotzen, zum nämlichen Glanze des Ursprunges erheben möchte, wie Virgil sein Kapitol, muß ich doch aus deutscher Wahrheitsliebe bekennen, daß weder von dem Stifter, noch von dem Namen Pforzheims sich in irgend einem Denkmale der Vorzeit eine Spur entdecken läßt."

„Indessen ist es gewiß, daß unsere Gegend von den Römern besetzt und kultivirt war. Eine römische Heerstraße, welche von Straßburg oder Baden nach Rastatt führte, zog sich von Nöttingen an die Enz hinab und sodann mit der Würm wieder aufwärts gegen Heimsheim zu, berührte also genau die Gegend von Pforzheim. Und in der That ist es höchst wahrscheinlich, daß schon damals an diesem den Schwarzwald schließenden Orte ein Kastell erbaut worden."

„So wenig man nun mit Gewißheit die Frage vom Ursprunge Pforzheims beantworten kann, ebenso wenig läßt sich auf die Frage vom Anfalle an Baden etwas Bestimmtes sagen. Anfangs von römischen Kolonisten, alsdann von Alemanniern bewohnt, soll der Ort im Mittelalter an das hohenstaufische Kaiserhaus gekommen, und endlich von Friedrich dem Zweiten an den Markgrafen von Baden geschenkt worden seyn. Unstreitig aber war die Stadt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schon badisch, was aus einer Urkunde hervorgeht, worin Markgraf Rudolf der Erste mit seiner Gemahlin Kunegund dem Schuldheißen die Erlaubniß ertheilt, seine Güter „in der Altstatt" zu Pforzheim den dortigen Nonnen vermachen zu dürfen. An dieser Urkunde hängt das pforzheimische Stadtsiegel, welches ganz das Wappen des markgräflichen Hauses enthält.

„Pforzheim wurde bald hernach der Aufenthalt mehrerer Markgrafen. Denn nach damaliger Sitte hatte nicht allein der Erstgeborene, sondern jeder von den Söhnen eines Fürsten das Recht der Erbfolge, daß also die väterlichen Lande getheilt werden mußten. Waren nun etwa zu viele Erbherren, wodurch die Erbtheile zu klein geworden wären, so mußten sich die jüngsten Brüder gefallen lassen, geistlich zu werden. Auf solche Weise war auch Markgraf Rudolf, der Sohn Herrmann des Siebten, schon in den Priesterrock eingekleidet gewesen,

---

non arcessenda esse scilicet primordia Germaniae ex equo Trojano. Alii *Pforzhemium* quasi portam sylvae Hercyniae dictam conjectant. *Beatus Rhenanus* oppidum hocce scribit *Orcynheim* olim fuisse dictum ab Orcynio nemore, in cujus meditullio situm est."

als ihn dieses Schrittes gereute, und er wieder in den weltlichen Stand zurücktrat. Dieser Herr nun erhielt, da derselbe mit seinem älteren Bruder Friedrich nach dem Tode ihres Vaters, im Jahre zwölfhundert ein und neunzig, das badische Besitzthum theilte, die Stadt Pforzheim, welche er sofort zu seinem bleibenden Wohnsitze erlas, daher ihm gewöhnlich der Name Markgraf von Pforzheim beigelegt wurde."

So weit Gehres in seiner Pforzheimer Chronik (2). Wir wollen nun an diese Worte unsere Untersuchungen und Bemerkungen anknüpfen. Sie werden zwar nicht sehr tiefgehend und zahlreich ausfallen, da es leider auch hier, wie über die älteste Geschichte unserer meisten Städte, an hinreichenden Quellen mangelt; jedoch aber wird das Wenige, was wir bieten mögen, den Ursprung von Pforzheim und dessen erste städtische Aufnahme in einem Lichte darstellen, daß man über die Hauptsache nicht mehr zweifelhaft seyn kann.

Ganz unstreitig war der Ort Pforzheim ursprünglich eine römische Kolonie. Schon der Name „Altstatt" läßt solches vermuthen; die unzweideutigen Spuren einer Römerstraße aber, verbunden mit den verschiedenen in der Stadt und ihrer Umgebung aufgefundenen römischen Alterthümern, erheben es über allen Zweifel. Ja sogar — die Beschaffenheit dieser Ueberreste ist von der Art, daß man glauben muß, Pforzheim sey einer der bedeutendern Römerorte der ganzen Gegend gewesen. Leugenzeiger, Grabsteine, Bildstöcke, Altäre und Götzentempel (3) verkünden es laut, daß der freundliche, milde und fruchtbare Thalgrund, wo die Würm und Nagold sich mit der Enz vereinigen, einst von römischer Kultur belebt war.

Mit dieser Kultur kam auch das Christenthum an die Enz, aus dessen erster Zeit die Martinskirche in der Altstatt herrühren mag, deren Grundmauern, sowie jene über ihrem Haupt- und Nebeneingange eingemauerten Steine mit hieroglyphischen Figuren, auf einen uralten Heidentempel schließen lassen. Der ursprüngliche Zustand von Pforzheim erlitt aber sicherlich durch die Alemannen, welche das römische Vorland eroberten, eine völlige Umgestaltung, und nur langsam mochten sich neben den Trümmern der zerstörten römischen Gebäude die deutschen Hütten wieder zu einem bedeutendern Orte erheben.

---

(2) Pforzheims kleine Chronik. Zweite Aufl. Karlsr. 1811, S. 1 — 16.
(3) Leichtlen, Forschungen I, 58 — 85.

Den Alemannen dieser Gegend ging es inzwischen eben so, wie es durch sie den römischen Ansiedlern ergangen — sie wurden erobert. Nach der unseligen Schlacht bei Zülpich nahmen die Franken das ganze alemannische Land bis zur Ortenau hinauf in Besitz, und schlugen dasselbe zum Herzogthume Deutsch-Franken, welches später in ein Rhein- und Ost-Franken abgetheilt wurde (4). Bei dieser neuen Gestaltung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse erwuchs der Ort Pforzheim zum Mittelpunkte des obern Enzgaues, und gewann dadurch diejenige Stellung, in deren Folge er später die erste Stadt dieser Gegend geworden ist.

In welchem Zeitpunkte Pforzheim den städtischen Rang gewonnen habe, läßt sich nur annäherungsweise bestimmen, da es im Anfange des zwölften Jahrhunderts noch als ein Marktflecken, und zu Ende desselben aber als eine Bürgergemeine mit eigenem Schuldheißen erscheint. Seine damaligen Verhältnisse waren sehr zerstückt, sehr verschieden und wechselvoll, daher man wohl annehmen kann, es habe während des genannten Jahrhunderts die entscheidende Entwicklungsperiode durchlebt.

Es dringet sich vor Allem nun die Frage auf: Wem gehörte Pforzheim zu jener Zeit? Eine Frage, welche uns zu einem Räthsel führt, dessen völlige Lösung vorderhand noch unmöglich ist. Denn während unter der Regierung Kaiser Heinrich des Vierten einerseits die fränkischen Grafen von Eberstein einen Theil des Marktfleckens an die Abtei Hirschau veräussern, und anderseits der schwäbische Herzog Friedrich von Hohenstaufen seinem Dienstmanne Dragobod von Pforzheim die Erlaubniß gibt, eine Hube daselbst an genanntes Gotteshaus zu vermachen, finden wir unter der Reichsverweſung Kaiser Heinrich des Sechsten den Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein als Herrn der Stadt Pforzheim!

Um dieses Dunkel in etwas zu erhellen, werfen wir zunächst einen Blick auf die alten Grafen des Enzgaues, unter dessen Ortschaften die Villa Pforzheim sicherlich eine der bedeutendsten war. Eine Uebersicht der grafschaftlichen Verhältnisse im südwestlichen Rheinfranken läßt uns die Wahrnehmung machen, daß seit dem Ausgange der Karolinger immer mehrere Gaue unter einem und demselben Grafen gestanden sind. So gehörte zu Anfang des zehnten Jahrhunderts der

(4) Vergl. Badenia I, 50.

ganze Kreis von Gauen zwischen dem Neckar, dem Hagenauer Forst und Hundsrücken zur Grafschaft des Walcho, eines Gliedes vom salisch-fränkischen Hause, dessen Abkömmling der Großvater Kaiser Konrad des Zweiten war, jener wormsische Herzog Otto, welcher zu Ende des genannten Jahrhunderts dieselbe Anzahl von Gauen in seiner Hand vereinigte. Nach ihm erscheint ein Wolfram um die Mitte des folgenden Jahrhunderts, und mit dem Beginne des zwölften Bruno als Graf im Pfinz-, Kraich-, Elsenz- und Enzgau (5).

Hieraus nun ersehen wir, daß der Enzgau kein eigenes, auf ihn zunächst beschränktes Grafengeschlecht hatte, aus welchem sich eine Dynastie dieses Bezirkes hätte heranbilden können, wie es im Uf- und Pfinzgau der Fall wurde, nachdem dieselben als „Grafschaft Vorchheim" durch Kaiser Heinrich den Vierten an das Domstift Speier und von diesem an die Ahnen der Ebersteiner gelangt waren. Es ist daher um so wahrscheinlicher, daß ein großer Theil des enzgauischen Besitzthums sich in den Händen benachbarter Grafen und Dynasten befand, wie denn eben das Geschlecht von Eberstein die theilweise Herrschaft über den Marktflecken Pforzheim besaß.

Es war dieses Geschlecht zur Zeit des Ueberganges vom eilften in das zwölfte Jahrhundert reich begütert, sowohl im Uf- und Pfinzgau, als in der benachbarten Ortenau, und seine zahlreichen Glieder benannten sich von den Schlössern und Wohnorten Forchheim, Staufenberg, Hohenberg und Eberstein, welche Namen aber schon frühe bis auf den letztern wieder abgingen. So lebten damals auf diesen verschiedenen Sitzen die vier Brüder Berchthold, Burghard, Anselm und Albrecht. Der erstere vermachte dem Kloster Hirschau den achten Theil des Fleckens Pforzheim mit Ausnahme des Marktes (6). Zwei andere Achtel, welche das Erbtheil der beiden jüngsten Brüder waren, erkaufte hierauf das Kloster von ihrem Sohn und Neffen Hermann (7), eben Demjenigen, welcher die Grafschaft Forchheim zur Verwaltung

---

(5) *Acta Palatina* I, 237 und 289; III, 256, 277 und 418; IV, 127 und 130.

(6) „*Bertholdus*, frater *Burchardi* comitis de Stouffenberg (nach mehreren anderen Schenkungen) in *Pforzheim* octavam partem ville excepto mercato dedit." Cod. *Hirsaug.* in der Bibliothek des Stuttgarter literarischen Vereins I, 33.

(7) „Insuper habemus ibidem quartam partem ville, que hereditario jure cessit in partem fratrum ejus (Graf Bertholds) *Anselmi* et *Adelberti*, quam nos coemimus a *Hermanno*, ejusdem Anselmi filio." Daselbst.

erhielt, nachdem das Domstift Speier dieselbe wieder eingebüßt oder freiwillig abgetreten hatte. Und lesen wir nunmehr, wie auch Graf Burghard bei Pforzheim begütert war (8), so dürfte uns darüber kein Zweifel mehr bleiben, daß dieser Marktort halbtheilig ein Eigenthum der ebersteinischen Familie gewesen.

Das andere Halbtheil besaß dann höchst wahrscheinlich Herzog Friedrich von Schwaben; denn aus dem Umstande, daß er eine eigene Lehens- oder Dienstmannsfamilie „von Pforzheim" hatte (9), dürfen wir wohl auf einen solchen Besitz zurückschließen. Da nun aber die ebersteinische Hälfte an das Kloster Hirschau übergegangen war, so möchte es leicht erklärlich seyn, wie das Haus Hohenstaufen die sämmtlichen Hoheitsrechte über Pforzheim mit seinem dortigen Antheile vereinigt habe. Und war dieses in Wirklichkeit der Fall, alsdann ist auch der spätere pfälzische und badische Besitz des Ortes erklärt. Denn es wurde ja der Enkel Friedrichs, Herzog Konrad, durch Kaiser Barbarossa, seinen Bruder, zum Pfalzgrafen bei Rhein erhoben, und man weiß nun vollständig, wie durch die Erbtochter dieses Hohenstaufen die Pfalzgrafschaft an den Sohn des Löwen von Braunschweig, an Herzog Heinrich den Schönen, überging, dessen älteste Tochter Irmengard die Gemahlin Markgraf Rudolfs von Baden war (10).

Unter Pfalzgraf Heinrich erscheint Pforzheim bereits als ein städtisches Gemeinwesen; in einer Urkunde vom Jahre eilfhundert dreiundneunzig thut derselbe „seinem Schuldheißen und seinen Bürgern" daselbst zu wissen, daß er das Kloster Herrenalb in seinen Schutz genommen, und vom Zoll und von allen unbilligen Diensten befreit habe (11).

---

(8) „*Eckbertus* prefectus spirensis et uxor ejus *Hadewic* cum filio, *Eckberto* comite, dederunt ad *Pforzheim* quartam partem predii, quod domini *Burckardi* de Stouffenberg erat, et quicquid in illa marca habebant." Daselbst, 57.

(9) „*Drageboto de Pforzheim* cum consensu domini sui *Friderici* ducis dedit hubam unam in *Pforzheim;* sed Walcuno, camerarius noster, dedit marcam unam eidem Duci, ut hoc annueret." Daselbst, 68. Es war dies sicherlich Herzog Friedrich der Erste, welcher im Jahr 1105 verstarb.

(10) Vergl. Badenia I, 54 und 222; II, 19.

(11) Diese älteste bisher über Pforzheim aufgefundene Urkunde lautet wörtlich:

„H. dei gratia dux Saxonie et Comes palatinus Rheni. Sculteto et vniuersis Civibus suis in *Phorceim* gratiam suam et omne bonum. Scire uolumus uestram uniuersitatem, quod ecclesiam, que dicitur *Alba*, in nostre protectionis defensionem suscepimus, et tam ipsam quam vniuersa ejus

Sehr beschränkt, wie überhaupt bei den damaligen Landstädten, mochte dieses bürgerliche Gemeinwesen freilich noch seyn; aber es war ein sicherer Anfang, und ein Jahrhundert später erscheint Pforzheim neben Baden schon als die bedeutendste Stadt der Markgrafschaft.

Daß dieselbe aber als Heirathsgut der pfälzischen Irmengard an Markgraf Rudolf gediehen sey, unterliegt keinem Zweifel mehr, da eine Urkunde Kaiser Friedrich des Zweiten es hinreichend bestätigt (12). Pforzheim ist also seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts badisch, und führt auch von dieser Zeit an den badischen Querbalken in seinem Wappen. Sehr freudig blühte die kleine Stadt nun heran, wie sie denn ausser der uralten Kirche in der Altstatt ein herrliches Münster (13) im besten damaligen Baustyle, und daneben ein fürstliches Schloß erhielt, sich durch einige Klöster (14), Adelshöfe und Gewerbshäuser erweiterte, und mit neuen Mauern, Thürmen und Thoren umzogen wurde.

Zur Zeit des Anfalles an Baden war Erlewin Liebener Schuldheiß zu Pforzheim (15). Später erscheint der Schuldheiß Friederich (16), und nach demselben, im Jahr zwei und neunzig, Heinrich

---

attinentia manutenere nequaquam omittemus. Scire igitur debetis, quod predictam ecclesiam a thelonio et a quolibet indebito seruitio liberam dimisimus, unde ne uel Scultetus uel aliquis noster officiatus thelonium ab ipsa ecclesia unquam exigat, sub obtentu gratie nostre firmiter uobis precipimus, et ut omnem quem potestis honorem ipsi ecclesie exhibeatis, uobis diligenter injungimus.“ Behangen ist die Urkunde mit dem Reitersiegel Pfalzgraf Heinrichs. Ein Datum hat sie nicht, aber auf der Aussenseite steht von alter Hand „circa A. 1195.“

(12) Diese Urkunde ist im Originale zwar nicht mehr vorhanden, aber Mai in vita Reuchlini gibt mit Folgendem ihren Hauptinhalt an: „*Pforzhemium* jam ab Hermanni IV (statt V) temporibus *uxoris jure* ad Marchiones nostros devolutum *publicisque tabulis* ab Imperatore Friderico II confirmatum.“

(13) Die älteste Inschrift in demselben trägt die Jahrzahl 1267.

(14) Schon zur pfälzischen Zeit bestund ein Nonnenkloster zu Pforzheim, und im Jahr 1270 kamen die Barfüßer dahin. *Petri* suev. sacra, 664.

(15) Nach der oben, S. 185, bezeichneten Urkunde, wie nach einer früheren von 1256, worin derselbe Schuldheiß einen Zehntankauf des Klosters Herrenalb zu Dietenhausen bestätigt.

(16) Ein Vermächtnißbrief des Priesters Konrad von Neibsheim, worin unter Anderem auch dessen Haus apud *portam dominarum* (beim Frauenthor) zu Pforzheim erwähnt wird, schließt mit den Worten: „Nos igitur *Fridericus* scultetus ceterique cives presentem literam sigillo Ciuitatis nostre tradidimus roboratam. Datum anno domini M. CC. LXXXX, cathedra Petri apostoli.“

Steinmar, unter dessen Schuldheißenamt zwölf Bürger als Geschworne oder Stadträthe genannt werden (17).

---

(17) Vermächtnißbrief des Priesters Eberhard aus der liebnerischen Familie, gegen das Kloster Herrenalb, mit dem Schlusse: „Nos *H. scultetus* ac *judices* presentes sigillo nostre ciuitatis contulimus communitas. Datum anno domini M. CC. XCII. die beati Gregorii episcopi.“

Hiezu die Urkunde Markgraf Friedrichs vom Dezember 1295, worin er „de unanimi consensu civium suorum in *Phorzheim*“ den Herrenalbern ihren „hospes“ daselbst von aller gewöhnlichen Bürgerleistung und Abgabe, als von der Steuer, Bete, Raub-Bete und Bürgschaft, vom Auszug, Wachtpfenning und Thorlohn, gegen alleinige Entrichtung jährlicher fünf Pfund Häller an die Stadt, für immer befreit. Die Urkunde endet: „Nos quoque *Henricus* dictus *Steimar* scultetus, *Steimar* antiquus, *Henricus* de Turlach, *Bertholdus* filius Gozoldi, *Albertus Weise*, *Goteboldus* frater suus, *Erlewinus* dictus *Rummelin*, *Gozoldus Liebener*, *Henricus Rovte*, *Waltherus* de Feihingen, *Eberhardus Steimar*, *Henricus* filius Cuononis et *Volcmarus*, jurati, qui huic contractui interfuimus, in euidentiam premissorum *sigillum ciuitatis* presentibus duximus appendendum. Datum et actum anno domini M. CC. XCV. mense decembri. Testes hujus *Reinbotus* de Clingenberc, *Swenegerus* de Remichingen, *Gerhardus* de Enzeberc, *Vlricus* de Wesingen, *Albertus* de Sikingen dictus Hofewart, *Reinhardus* frater suus, *Fridericus* de Gunneringen et *Krafto* advocatus, milites.“ Wir lernen hieraus eine Reihe der ältesten badischen Dienst- und Lehenleute kennen, von welchen wahrscheinlich einige damals in Pforzheim gewohnt haben.

Die kirchliche Glaubensänderung

zu

Ladenburg.

„Es ist bekannt, daß die Rheinpfalz unter allen deutschen Provinzen das Schicksal hatte, seit der Reformation den Religions-Veränderungen am meisten ausgesetzt zu seyn. Die hohe Schule zu Heidelberg legte schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts mit ihrer ältern Schwester in Böhmen den ersten Grund zur Aufklärung der christlichen Kirche in Deutschland; sie erhielt sich während der folgenden Unruhen mit immer mehrerem Fortgange, bis die Schüler Luthers und Melanchthons öffentlich daselbst lehrten und predigten; und nur die unabläßigen Zänkereien der damaligen protestantischen Theologen machten die Fürsten und Unterthanen jener Zeit in ihrem Glaubenssysteme immer unschlüssiger, daß bald die lutherische, bald die reformirte Lehre die Oberhand gewann, bis endlich Kurfürst Friedrich der Dritte durch die öffentliche Bekanntmachung seines Glaubensbekenntnisses mehrere allgemeine Verordnungen zur Einführung der veränderten augsburgischen Konfession ergehen ließ."

„Allein auch dieses währte nicht lange. Die allgemeine Sucht, über mystische Spitzfindigkeiten nachzugrübeln, war noch nicht erloschen; jeder Theil suchte sich mächtige Anhänger zu verschaffen, ohne daß der Fürst, welcher gewöhnlich Andere für sich denken ließ, es selber oft wußte, wie die Religion nach den Absichten des Ehrgeizes oder Eigennutzens gelenkt wurde. Beide Systeme waren ohnedies noch zu keiner Vollkommenheit gebracht; es ereignete sich also die Katastrophe sehr leicht, daß der Nachfolger wieder zur lutherischen Lehre übertrat,

und dadurch eine neue Gährung in den Gemüthern seiner Unterthanen erzeugte."

„Erst unter der vormundschaftlichen Regierung Johann Casimirs und seines Neffen Friedrich des Vierten kam das System der reformirten Religion in der Pfalz durch eine allgemeine Einführung zu seiner Vollendung, und die oftmals mit so großer Heftigkeit geführten Kontroversen der beiderseitigen Theologen erreichten ihren Ausgang. Man widmete die geistlichen Stiftungen größtentheils dem Unterhalte der reformirten Kirche und ihrer Diener, und gab dadurch der nunmehr herrschenden Religion so viel wie möglich eine dauerhafte Verfassung für die Zukunft" (1).

Als die Reformation in der Rheinpfalz eingeführt wurde, befand sich von allen pfälzischen Städten das alte Ladenburg vielleicht in den eigenthümlichsten Verhältnissen, und dadurch erhielt die Geschichte der dortigen Glaubenskämpfe und Veränderungen einen besonders merkwürdigen Charakter. Die Stadt war schon sehr frühe vom Kaiser an das Bisthum Worms geschenkt worden, und als in der Folgezeit die wormsische Bürgerschaft gegen ihren Bischof die Waffen des Aufruhres erhob, entfloh derselbe und siedelte sich mit seiner Geistlichkeit in Ladenburg an, wo ihm der alte „Königsaal" zu einer würdigen Residenz diente. Durch die damals so üblichen Verpfändungen aber von Städten und Landen für benöthigte Geldsummen gerieth auch Ladenburg zur Hälfte wieder in fremden Besitz — in den von Kurpfalz (2). Die bürgerliche Gerichtsbarkeit wurde sofort von dem Bischofe und Kurfürsten gemeinschaftlich verwaltet, während die Uebung der geistlichen dem erstern allein verblieb. Die ladenburgische Pfarrei war dem bischöflichen Tische einverleibt; in der Pfarrei- oder Galluskirche bestunden mehrere Altarpfründen, welche die Stiftsherren inne hatten; neben ihr bestund die besondere Hofkapelle, welcher ein bischöflicher Kaplan vorstund.

Dies ohngefähr waren die Verhältnisse zu Ladenburg, als um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der dortige Pfarrer Heinrich Eckart die nächste Veranlassung zu dem ladenburgischen Glaubensstreite gab. Der Mann hatte sich durch seine Fähigkeiten, durch seinen

---

(1) Neueste Geschichte der reform. Kirche in der Unterpfalz. Dessau, 1791, S. 18.

(2) Vergl. Badenia III, 35.

Lebenswandel und Diensteifer die Achtung und Liebe der Bürgerschaft erworben. Er neigte sich in seinen Grundsätzen und Vorträgen mehr und mehr zu den Lehren der Kirchenverbesserung hin; der Bischof ließ ihn aber gewähren, und selbst über das Verhältniß mit seiner Hauserin, welche ihm mehrere Kinder geboren, ging man stillschweigend hinweg, bis der gewissenhafte Vater, beunruhigt einerseits durch diesen zweideutigen Zustand, andererseits dagegen bei dem allgemeinen Umsichgreifen der Reformation in den pfälzischen Landen zu einem entscheidenden Schritte ermuthigt — seine geheime Ehe durch öffentlichen Kirchgang vor aller Augen zur gesetzlichen erhob.

Jetzt äußerte die altgläubige Partei laut ihre Mißbilligung, und Bischof Dietrich fand sich veranlaßt, den Pfarrer Eckart, welcher ohnehin noch nicht als verus pastor bestätigt war, seines Amtes zu entsetzen. Diese Entsetzung erregte unter dem bei weitem größeren Theile der Bürgerschaft eine lebhafte Theilnahme für ihren Pfarrer. Man wendete sich daher mit sehr dringender Bitte um dessen fernere Belassung an den Bischof, und da solches ohne Erfolg blieb, da die Ladenburger unter dem neuen Seelsorger bald „an Vortragung des wahren und lautern Gotteswortes, wie in Administration der heiligen Sakramente etwas Mangel verspürt, wodurch sie und ihre Kinder leichtlich in ein ungottesfürchtig und ruchlos Leben gerathen konnten", so fanden sie sich gedrungen, „um der Ehre Gottes und ihrer Seligkeit willen, sonst aber weder dem Bischof noch seinen Amtleuten zu einem Ungehorsam", den Pfarrer Eckart auf eigene Kosten als Prediger anzustellen. Sie versahen denselben mit einigen vakanten Pfründen, deren Kollatur bei ihnen stund, und räumten ihm die Kapelle ihres städtischen Spitales ein.

Es war dieses mit Gutheißen des Kurfürsten geschehen, und die Bürger hatten sich zugleich wiederholt an den Bischof gewendet, und ihn „als ihre Mitoberkeit gehorsamlich und in aller Demuth fleißig gebethen, auch also zufrieden zu seyn." Während sie aber von einem günstigen Erfolg ihrer Bitte träumten, überraschte sie im April fünfundfünfzig ein kaiserliches Mandat an Bürgermeister, Rath und Viertelsmeister, worin denselben, unter Androhung einer Strafe von zwölf Mark Silbers aufgelegt wurde, den widerrechtlich angenommenen Prädikanten Eckart wieder abzuschaffen, und dem Bischofe dagegen allen gebührenden Gehorsam zu leisten. Der Magistrat, welcher „ob diesem Mandat nicht geringe Entsetzung empfunden", wendete sich alsobald in einer ausführlichen Bittschrift an den Kurfürsten, und ersuchte

ihn Namens der Ladenburger, seine „armen beraubten Unterthanen um Gottes grundloser Barmherzigkeit willen gnädiglich zu beschirmen, und bei dem Bischofe, wie zuvorderst bei dem Kaiser, fleißige Fürbitte zu thun, und zu befördern, daß das Mandat aufgegeben und ihnen Herr Eckart möge belassen werden" (3).

Kurfürst Friedrich entsprach dieser Bitte, und wendete sich in einem Schreiben zunächst an den Bischof, worin er ihm vorstellte, daß „man es bei der Absetzung des ladenburgischen Pfarrers in der Hoffnung habe bewenden lassen, derselbe werde als ein von der Gemeinde unterhaltener Priester in Ausübung seines Amtes ferner nicht gehindert werden", und ihn ersuchte, den Eckart („welcher aus keiner andern Ursache entsetzt woden, als weilen er sich von einem ärgerlichen sündlichen Leben zur Buße gewendet und in den Ehestand, so Gott eingesetzt und Christus gesegnet, begeben und selbigen durch öffentlichen Kirchgang frei bekannt hat") in seinem neuen Verhältnisse zu belassen, und sich mit dessen Entfernung von der Pfarrei zu begnügen (4). Der Bischof erwiderte hierauf, daß er wohl geneigt auf diese Bitte eingehen würde, wenn es ihm „Amts und Standes halber gebührlich und verantwortlich." Denn da Eckart ausser seinem bezeugten Ehestand „auch in andern streitigen Punkten täglich noch mehrere Weiterung einführe", möge der Kurfürst selbst bedenken, wie beschwerlich es einem Bischofe bei Papst und Kaiser fallen müsse, einen solchen Mann länger in seiner Residenz zu gedulden. Die Ladenburger seyen väterlich von ihrem begonnenen Werke abgemahnt worden, hätten aber nichts hören wollen, und auf ihre eigene Faust einen eingedrungenen Apostaten angestellt, ihrer Oberkeit also „trützlich widerstrebt", daher man bei dem erlangten Mandate und begonnenen Prozesse verharren müsse (5).

Jetzt wendete sich Friedrich unter Beilegung der ladenburgischen Supplike schriftlich auch an den Kaiser, und bat ihn, „da auf versammeltem Reichstage zu Augsburg der Religion wegen auf guten und beständigen Frieden gehandelt werde", das gegen die Ladenburger erlassene Mandat wieder aufzuheben, den Eckart in seiner

(3) Das kaiserl. Mandat, dat. Brüssel, 23. April 1555, und die Supplikation der Stadt Ladenburg an den Kurfürsten, ohne Datum.
(4) Schreiben des Kurfürsten, dat. Alzei, 5. Juni 1555.
(5) Antwort des Bischofs, ohne Datum.

*

Stellung zu belassen, und den Bischof anzuweisen, sich auf anderem Wege mit ihm und seinen Unterthanen zu vergleichen (6).

So stunden die ladenburgischen Kirchenangelegenheiten, als Kurfürst Friedrich, unter welchem die Reformation in der Rheinpfalz ihren Anfang genommen, zu den Vätern ging. Es war dieser Fürst streng in den katholischen Grundsätzen erzogen worden, aber seine vielen Reisen und Lebenserfahrungen hatten ihn dermaßen aufgeklärt, daß er sich der neuen Lehre zuwandte, dem schmalkaldischen Bunde beitrat, und durch den straßburgischen Theologen Fagius die protestantische Kirchenordnung in seinen Landen einführen ließ. Friedrich hegte die besten Absichten in Beziehung auf die kirchliche Neuerung; da ihn aber der erzürnte Kaiser mit dem Verlust der Kurwürde bedrohte, suchte er denselben durch Einstellung seines Reformationswerkes wieder zu versöhnen, entsagte dem schmalkaldischen Bunde, und nahm das Interim und das Tridentinum an.

Auf seinen Hingang folgte ihm sein Neffe Otto Heinrich in der Regierung, ein Fürst, dessen Seele voll des Eifers für die Wiederherstellung der Wissenschaften und die Verbesserung der Kirche war. Daher traf ihn auch die ganze Ungnade des Kaisers, und in Folge dessen erschien im Mai sechsundfünfzig zu Ladenburg eine Citation, welche Bürgermeister, Rath und Viertelmeister zur Verantwortung vor das Kammergericht nach Speier forderte (7). Die armen Ladenburger waren nicht wenig erstaunt und entsetzt, so plötzlich aus einer Lage, worin sie „bei ihrem christlichen Werke bis daher ruhiglich verblieben", wieder verdrängt werden zu sollen. Sie ersuchten daher den Vaut und Amtsschreiber unverweilt um Rath, wurden aber von demselben an den kurfürstlichen Kanzler abgefertigt, und wendeten sich nun „als die Einfältigen, welche sich in dieser Sache nicht zu helfen wüßten", an den Kurfürsten mit der flehentlichen Bitte, er wolle sie „um Gottes willen in Erhaltung ihres christlichen Werks schirmen und schützen, welches sie ja nicht aus eigener Gewalt, sondern aus Verwilligung kurfürstlicher Gnade gethan" (8).

Der neue Landesherr ließe sich die Ladenburger nun eilends huldigen, um sie als pfälzische Unterthanen von diesem Gerichte

---

(6) Schreiben des Kurfürsten an den Kaiser, dat. Alzei, 1. Juli 1555.
(7) Kaiserliche Vorladung, dat. Speier, 22. Mai 1556.
(8) Bittschreiben der Ladenburger an den Kurfürsten, praes. 6. Juni 1556.

abfordern zu können (9), und erwiederte die Citation mit einer wohlbelegten Protestation. Es bestritt dieselbe die Kompetenz des Kammergerichts in erster Instanz und legte dar, wie die Ladenburger zunächst vor das einheimische Gericht gehörten, daß aber der Bischof in vorliegender Sache den Kurfürsten niemals um eine Rechtshilfe angegangen habe, welche man ihm doch keineswegs verweigert haben würde (10).

In der hierauf anfangs Juli erfolgten Exceptionsschrift des bischöflichen Anwalts (11) wurde in kräftiger Darstellung vorgebracht, „es lasse sich der Bischof dadurch nicht irren, wenn der Kurfürst vorgebe, die Ladenburger wären seine gelobten und verpflichteten Unterthanen, und ihm als ihrer nächsten ordentlichen Oberkeit ohne Mittel unterworfen; denn die Stadt seye nur zum halben Theil in Pfandsweise der Pfalz zugethan. Also dürfe bei dieser Gemeinschaft nichts verhandelt werden, ohne Zuthun des Bischofs, vor welchem die Ladenburger gleichfalls ihr Recht zu nehmen und zu geben hätten. Es gebühre sich aber nicht, daß derjenige, welcher Grundherr, geistlicher Richter und Mitoberkeit sey, vor und bei dem bloßen Pfandherrn um Rechtshilfe wider seine Unterthanen nachsuche. Daher habe der Bischof sich an kein anderes, als an das Reichskammergericht wenden können“ (12).

Auf diese Exceptionen reihte der ladenburgische Anwalt im September seine Replik und Protestation ein (13), und in Folge dessen der bischöfliche im November seine Duplik und Eventualkonklusion (14). Er legte in derselben dar, daß der Bischof bereits vor seinem Ansuchen am kaiserlichen Hof schon Schritte bei dem Kurfürsten gethan (15),

---

(9) Bericht des Statthalters und der Räthe zu Heidelberg an den Kurfürsten, dat. 6. Juni 1556.

(10) Schreiben des Kurfürsten an die Kammerrichter zu Speier, dat. Heidelberg, 16. Juni 1556.

(11) Der bischöfl. Anwalt war Dr. von Kaden, der ladenb. dagegen Dr. Deschler. Ihre beiden Gewaltsbriefe, praes. 19. Juni 1556.

(12) *Exceptiones* contra der Kurpfalz vermeinte Abforderung, praes. 6. Juli 1556.

(13) *Replicae* (cum insert. protestationib.) contra den Bischof von Worms, praes. 17. September 1556.

(14) *Duplicae* et in eventum conclusiones contra Ladenburg, praes. 9. November 1556.

(15) Es ward hierbei auf ein Schreiben des Bischofs an Kurfürst Friedrich, dat. Ladenburg, 2. Jänner 1555, verwiesen.

welche aber nichts verfangen wollen; daß die kaiserlichen Hofräthe über das Verhältniß der ladenburgischen Gemeinschaft hinlänglich unterrichtet gewesen, und der Kaiser auf das kurfürstliche Ansuchen, um Abschaffung des Mandats, es dabei habe beruhen lassen; daß also die Exception der Inkompetenz des Kammergerichtes nicht mehr stattfinden könne; daß endlich die pfälzische Regierung mit dieser rein kirchlichen Sache nichts zu schaffen habe, und ihr darin keine Jurisdiktion gebühre, im angenommenen Falle aber eines vom ladenburgischen Anwalt für seinen Fürsten behaupteten Prohibitivrechtes in gemeinschaftlicher Sache diese Regel mehr wider ihn diene.

Wie sehr man sich indessen bischöflicher Seits auch bemühte, den Rechtsboden zu behaupten, es fruchtete nichts; denn die Ladenburger behielten ihren Prädikanten, und der Bischof mußte sich geduldig in den Zwang der Zeitumstände fügen. Ja, er mußte es sogar geschehen lassen, daß der protestantische Abfall der Bürgerschaft die Galluskirche mit seinen Altgläubigen theile; beide Parteien hielten abwechselnd ihren Gottesdienst darin, und es ist nicht bekannt, daß man von Seiten des Bischofs der einmal eingegangenen Zulassung irgend ein Hemmniß entgegen gesetzt hätte.

Der äussere Friede schien also hergestellt. Abgesehen von der eigentlichen Rechtssache, welche in dem erzählten Prozesse verhandelt worden, konnte die Standhaftigkeit Eckart's, konnte die Anhänglichkeit der meisten Ladenburger an ihn, konnte das beiderseitige Bestreben für die Kirchenverbesserung nur Lob verdienen. Aber, wenn der siegreiche Prädikant nunmehr den Boden des Evangeliums verließ, wenn er sich auf seinen mächtigen, der neuen Lehre mit ganzem Herzen ergebenen Fürsten gestützt, immer Ungebührlicheres gegen die Altgläubigen herausnahm, die Kanzel zu Schmähungen und Angriffen gegen den Bischof und seine Diener mißbrauchte, und sich soweit vergaß, die Kirchenbilder mit Fäusten, Kolben und andern Waffen zu zerschlagen, oder nach Hause zu nehmen, um sie zu verbrennen — wer möchte ihn in diesem rohen Zelotismus entschuldigen können?

Es geschah aber noch Aergeres. Als der Bischof am Christabend fünfzehnhundert vierundsechszig mit seinem Pfarrer und Kaplan Nachmittags in die Kirche zur Vesper gegangen war, und eben die Psalmen absang, erschien auch Eckart mit dem Schullehrer und dessen Schülern, und fiel auf eine höhnende Weise in den Gesang ein, um „die Papisten" dadurch zum Schweigen zu bringen. Entrüstet über solche Unverschämtheit erhob sich der Bischof und veranlaßte den Lehrer

mit den Kindern, vom Gesange abzustehen. Der Prädikant dagegen wollte nicht nachgeben, und fuhr allein fort, worauf jener, um weitere Unannehmlichkeiten zu verhüten, ruhig auf ihn zuging, und einfach fragte, auf wessen Befehl er sie in ihrem Gottesdienst verhindere, während ihm in dem seinigen nicht der geringste Eintrag geschehe? Eckart aber hatte kein Ohr hiefür; er fuhr den Bischof leidenschaftlich an, duzte ihn, nannte seinen Glauben abgöttisch, und drängte sich so frechtrotzig vor den ehrwürdigen Prälaten, daß dieser genöthigt war, ihn mit seinem Buche in der Hand von sich zu schieben.

Dieser Vorfall wurde natürlicher Weise je nach der Parteiansicht verschiedentlich beurtheilt und benützt. Eckart selbst berichtete ihn mit den stärksten Farben zu seinem Vortheile an den Kurfürsten, und die Reformationshäupter in Heidelberg unterließen es nicht, den edlen Fürsten zu offener und gewaltthätiger Verfolgung gegen Bischof Dieterich zu bereden. Die Drohungen liefen schon unter dem Hofgesinde und im gemeinen Munde umher, so daß Dieterich sich veranlaßt sah, seiner Sicherheit halber das treulose Ladenburg zu verlassen und nach Worms zu eilen. Von dorten aus schilderte er dem Kurfürsten die erlittene Unbill in einem Schreiben, welches derselbe aber unerbrochen zurückgab, woraus man ersieht — Friedrich wollte sich des lästigen Bischofs auf alle Gefahr hin einmal entledigen.

Es blieb demselben auch nichts Anderes zu thun übrig, als den Schutz kaiserlicher Majestät anzurufen — eine Hilfe, welche gewöhnlich in erfolglosen Mandaten bestund. Ein solches erschien nun wirklich im Jänner folgenden Jahrs mit Erzählung des ganzen Herganges und dem Beschlusse, daß sich der Kurfürst, bei Vermeidung der im Reichs- und Religionsfrieden bestimmten Pön, seiner bisherigen „landfriedensbrüchigen Thaten und Handlungen" gegen den Bischof zu enthalten habe (16). Friedrich aber, welcher sich so wenig hieran kehrte, daß er am Charfreitage die Ueberbleibsel des katholischen Kultus noch vollends aus der Galluskirche entfernen ließ (17), übertrug den Handel jetzt seinen Rechtsgelehrten (18), wodurch sich sofort ein neuer Prozeß entspann, während die Frage über den Besitz der Galluskirche an den damals zu Augsburg versammelten Reichstag gebracht wurde, wo der

(16) Mandat Kaiser Max II, dat. Speier, 15. Jänner 1565.

(17) Nach Inhalt einer spätern kaiserlichen Entscheidung vom Jahr 1588 Vergl. unten Note 34.

(18) Gutachten Dr. Meurer's in causa Worms contra Kurpfalz.

Kaiser nach reichsständischer Erkenntniß die Restitution dekretirte. Da dieselbe aber nicht erfolgte, erneuerte Bischof Dieterich seine Beschwerden auch auf den folgenden Reichstagen, bis der Kaiser endlich im Jahre fünfzehnhundert einundsiebzig dem Bischof von Straßburg und dem Markgrafen von Baden die gütliche Ausgleichung der Streitsache übertrug. Diese nun vermittelten beide Parteien dahin, daß der katholische Gottesdienst nicht mehr in derselben, sondern hinfort in der Sankt Sebastians- oder Schloßkirche solle gehalten werden (19).

Die reformirten Ladenburger waren also, wornach sie schon längst mit Sehnsucht gestrebt hatten (20), im vollen Besitze ihrer Stadtkirche, und ihr Prädikant konnte nun ungestört an seinem Verbesserungswerke fortarbeiten. Denn während jene Beschwerden des Bischofs von den kurfürstlichen Sachwaltern auf eine so gewandte Weise entkräftet wurden, hatte die Reformation im ganzen Kurfürstenthum ihre Herrschaft erreicht und die neue Kirchenordnung schon überall Platz gegriffen. In Folge dessen aber erhob man Ladenburg zu einer Superintendentur, und besetzte dieselbe mit dem gelehrten Theologen Silvan, welcher sich zu Heidelberg in kurzer Zeit die Achtung des Hofes und der Hochschule erworben hatte. Und hiemit beginnt die zweite Periode der ladenburgischen Reformation, deren Ereignisse zwar nicht mehr so besonders eigenthümlich für die Stadt, aber auf eine desto wichtigere Weise mit der allgemeinen Kirchengeschichte der Kurpfalz verbunden sind.

Nachdem der Protestantismus die kirchliche Einheit Deutschlands getrennt hatte, zerfiel er jetzt selber in Parteien. Dieses Zerwürfniß entspann sich aus dem unseligen Streite zwischen Luther und den schweizerischen Reformatoren über das Abendmahl. Jeder derselben hatte seinen entschiedenen Anhang und bald theilte sich die ganze protestantische Welt in Lutheraner oder Evangelische, Zwinglianer und Kalvinisten oder Reformirte. Und was je der blinde Glaubenshaß zwischen den Alt- und Neugläubigen erzeugt hatte, das rief er in gleichem Grade auch unter den Parteien der letzteren hervor. Namentlich aber, wie

---

(19) *Decretum* in causa Worms contra Pfalz, dat. Spirae in comitio imperii, 9. Nov. 1570, und *Comissio* in Sachen Worms contra Pfalz, dat. Wien, 13. Nov. 1571, vergl. mit der Entscheidung von 1588.

(20) Zwei Bittschreiben an den Kurfürsten um Einräumung der Galluskirche (da die Kapelle im Spital zu eng und ungesund sey), vom 14. Juni und 6. Oktober 1555.

wir im Eingange dieses Aufsatzes gehört, wurde die Rheinpfalz der Schauplatz eines Kampfes derselben, welcher unsägliche Verwirrung, unsäglichen Jammer und Nachtheil über das arme Volk gebracht hat.

Unter den vielen Gelehrten, welche zur Zeit Friedrich des Dritten die heidelbergische Hochschule zu einem der berühmtesten Sitze der Wissenschaft erhoben, zeichnete sich Olevian, ein Schüler und glühender Anhänger Kalvins, durch seine umfassende Gelehrsamkeit, durch seinen finstern Ernst und seine felsenfeste Beharrlichkeit besonders aus. Dieser Mann wußte den Kurfürsten ganz für die Grundsätze seines Lehrers zu gewinnen, und als Folge davon wurde nun die genfische Kirchenzucht in den pfälzischen Landen eingeführt. Letzteres war aber nicht ohne einen heftigen Widerstand geschehen, denn es hatte sich eine Partei gegen Olevians Wirksamkeit gebildet, welche die aufgeklärtesten Köpfe der Hochschule zu ihren Streitern zählte, wozu auch der ladenburgische Superintendent Silvan gehörte, dessen Geschick es seyn sollte, das blutige Opfer des traurigen Kampfes zu werden.

Er stammte aus dem Etschlande, war Domprediger zu Würzburg gewesen, zu Kalw als lutherischer Prediger, hierauf zu Kaiserslautern als Superintendent angestellt und endlich nach Heidelberg berufen worden, wo er die Stelle des kranken oder abwesenden Olevian an der Heiliggeistkirche versah. Wer hätte damals glauben sollen, daß zwischen den beiden Konfessionisten der reformirten Kirche eine so verhängnißvolle Todfeindschaft entstehen könnte? Aber das ist eben der Mensch — er eifert für die gute Sache auf seinem Weg, und zerwirft sich mit Jedem, welcher auf einem andern nach dem gleichen Ziele strebt. Nachdem Silvan die Superintendentenstelle in Ladenburg erlangt hatte, mischte er sich leidenschaftlich mit seinem noch leidenschaftlicheren Freunde Neuser in die Opposition gegen Olevian, und forderte dadurch den unversöhnlichen Rachegeist dieses finstern Eiferers gegen sich heraus.

Als der Sieg der Reformirten entschieden war, erfuhren natürlich ihre Widersacher die volle Ungnade des Kirchenraths wie des Hofes, und dieser Druck mußte sie eben so sehr erbittern als an einander ketten. Eine solche Lage bringt reiche Gemüther und entschiedene Köpfe durch ihre angeborene Thätigkeit stets in die Gefahr von Verirrungen, welche um so verderblicher werden können, je mehr sie im Dunkel des Geheimnisses ihre Geburtsstätte haben. So wurde auch das Pfarrhaus zu Ladenburg der geheime Versammlungsort einer Anzahl Verbündeter, welche theils

aus natürlicher Anlage, theils aus Kränkung über verlorenen Einfluß, oder über erlittene Unbilden, oder aus Haß gegen die herrschende Ansicht — sich dem Arianismus in die Arme geworfen, und auf Neuser's Betrieb entschlossen hatten, nach Siebenbürgen zu entfliehen, um daselbst ihre Lehre in's Leben einzuführen.

Welch' ein abenteuerlicher Plan! Er war aber auch eben so gefährlich, was sich in Bälde traurig bewahrheiten sollte. Denn durch ihren Briefwechsel verrathen, wurden Silvan, der Diakonus Vehe von Lautern und der Prediger Suter von Feidenheim auf Befehl des Kurfürsten gefänglich eingezogen, während Neuser noch Gelegenheit fand, durch schnelle Flucht seiner Mitverhaftung zu entgehen. Die streng eingeleitete Untersuchung erwies leider das Verbrecherische in den Lehren und Absichten der Verschworenen; die beiden Schicksalsgenossen Silvan's wurden des Landes verwiesen, er selbst aber, als der am meisten Belastete, in längerer Verwahrung gehalten, wobei man jedoch so menschlich war, ihm seinen zehnjährigen Sohn als Gesellschafter zu lassen.

Das Unglück hatte es gewollt, daß man unter den Papieren Silvan's einen arianischen Traktat vorfand (21); und wollte jetzt ferner, daß ihn der Kurfürst aus der weltlichen Gerichtsbarkeit den Theologen überlieferte. Der Arme, jetzt war er schon gerichtet! Olevian und die übrigen Kirchenräthe, welche allesammt doch auch den angeborenen Glauben verlassen hatten, um ihrer Ueberzeugung zu folgen, welche allesammt für diese Ueberzeugung doch auch einst im Gefängnisse geschmachtet, oder Schmach und Verfolgung erfahren — sie fühlten nichts im Herzen, was für den reuigen, um Gnade flehenden Verirrten sich geregt hätte; einstimmig wurde er von ihnen als ein Gotteslästerer zum Tode verdammt!

Ueber dieses barbarische Verdammungsurtheil äusserten sich die Rechtsgelehrten in offener Mißbilligung, und der Kurfürst wagte es lange nicht, dasselbe zu bestätigen. Erst nachdem auf eingeholten Rath auch von Sachsen aus den heidelbergischen Theologen beigestimmt worden, that er es; aber selbst jetzt noch widerstrebenden Herzens und blos aus der frommen Furcht, durch Schonung des Verirrten die göttlichen Rechte zu verletzen! So wurde denn der unglückliche

---

(21) Freilich, schon dessen Aufschrift: „Wider den dreipersönlichen Abgott und zweinaturten Götzen" mußte empören.

Silvan, am dreizehnten Dezember fünfzehnhundert zweiundsiebzig, auf dem Markte zu Heidelberg mit dem Schwerte öffentlich hingerichtet(22).

Vier Jahre nach diesen traurigen Ereignissen verstarb Kurfürst Friedrich, welchem die Zeitgenossen den Namen des Gottesfürchtigen beigelegt hatten, und hinterließ seinem einzigen Sohne Ludwig die pfälzische Regierung. Dieser Prinz war aber am Hofe Kurfürst Otto Heinrichs ausgebildet worden, und hatte daselbst die lutherischen Lehrgrundsätze so völlig eingesogen, daß er als eifrigster Verfechter derselben erschien, und sofort auch den Gottesdienst nach dem Laute der augsburgischen Konfession im ganzen Kurfürstenthum wieder herstellte, wie solcher vor dem Einflusse Olevian's bestanden. Wer nun unter den Kirchen- und Schuldienern, wie unter den Räthen und Hofbedienten dem heidelbergischen Katechismus nicht entsagen wollte, wurde schonungslos abgedankt und konnte betteln gehen; dem Volke aber wurde von der Kanzel herab befohlen, nicht mehr kalvinisch, sondern lutherisch zu glauben.

Vergeblich jedoch war es, die Anhänger der reformirten Kirche ausrotten zu wollen. Je übermüthiger sich die Lutheraner für ihre früher erlittene Unterdrückung an ihnen rächten, desto hartnäckiger und gehässiger wurden sie. Und als nun jene in die lächerliche Spaltung der Ubiquitisten und Nichtubiquitisten zerfielen, als sich der Streit über das Konkordienbuch erhob, und neue Vertilgungsbefehle auch gegen den Rest des Katholizismus ergingen, entstund eine Verwirrung und Ketzerjägerei, welche niemals ihres gleichen gehabt.

Zum Glück dauerte dieser Zustand nicht gar lange, indem durch den frühen Tod Kurfürst Ludwigs und die Minderjährigkeit seines Sohnes die vormundschaftliche Verwaltung des Kurfürstenthums in die Hände des klugen und entschiedenen Pfalzgrafen Johann Kasimir gedieh, welcher den Parteiintriken ein schnelles End verschaffte. Alles wurde wieder auf den vorigen Fuß gesetzt, und die reformirte Lehre jetzt auf's Strengste behauptet und überwacht.

Wer konnte es den armen Unterthanen verargen, wenn sie bei diesem fortwährenden Glaubenswechsel an der Kirchenverbesserung irre wurden? Wenn die Einen klagten, daß sie nicht mehr wüßten, was

---

(22) Nach Wundt's trefflichem „Versuch einer Geschichte des Arianismus im Kurfürstenthum Pfalz" im Magazin für pfälz. Kirchen- und Gelehrtengesch. I, 88.

man glauben solle, während die Andern heimlich und öffentlich zum Katholizismus zurückkehrten? Das letztere war namentlich in Ladenburg der Fall, wo mehrere Bürger, welche sich äusserlich zur herrschenden Kirche bekannten, ihre Kinder in die katholische Schule schickten, und wo die bischöfliche Kapelle immer zahlreichern Besuch gewann (23).

Als dieses dem Administrator zu Ohren kam, ertheilte er dem Vaut und Landschreiber zu Heidelberg den Befehl, die Sache zu untersuchen, worauf diese an ihn berichteten, „sie hätten befunden, daß die Kapelle nach papistischer Art, als mit Altären, Götzen, Epitaphien, Weihkesseln und anderem abgöttischen Gepränge, auf's Beste und Neueste gezieret sey; daß zu Ladenburg ein papistischer Pfarrer und Schulmeister bestehen, daß Letzterer von wegen des Bischofs sechs Jungen erhalte und ausserdem mehrere Bürgerskinder unterrichte, jener aber in der bischöflichen Kapelle Meß' lese und taufe, und an Sonn- und Festtägen großen Zulauf habe" (24). Auf diesen Bericht erhielten beide pfälzische Beamten den Auftrag, sich abermals nach Ladenburg zu verfügen und solche Anordnungen zu treffen, daß dem Unwesen für die Zukunft gesteuert werde (25).

Vaut und Landschreiber befolgten den kurfürstlichen Befehl mit gewissenhaftem Diensteifer. Sie ließen den wormsischen Keller, Kaplan und Schulmeister vor sich kommen, um ihnen ihre „angestellte Neuerung der papistischen Gesänge und anderer abgöttischer Zeremonien, wie das Anlocken der Bürgerschaft", höchlichst zu verweisen. Alsdann beschickten sie den Schuldheißen der Stadt, warfen ihm vor, daß er „dem Ding" gleichgiltig zusehe, und beriefen sich auf seine Verpflichtung, alle Vorgänge streng zu überwachen. Hierauf versammelten sie die Rathsglieder und hielten ihnen die „gnädigste Wohlmeinung" des Administrators umständlich vor, worauf dieselben nach genommenem Bedacht durch den Stadtschreiber vermelden ließen, „sie erkenneten es sämmtlich für eine große Gnade Gottes, daß er sie mit einer so christlichen und eifrigen Herrschaft begabet, welche nicht allein für ihren zeitlichen Wohlstand, sondern auch für ihr Seelenheil sorge, wie sie denn Lieberes nichts wünschen könnten, als wenn zu Ladenburg die

---

(23) Bericht des Stadtschreibers zu Ladenburg an den Amtsschreiber zu Heidelberg vom 11. September 1585.

(24) Bericht Vauts und Landschreibers, dat. Heidelberg, 6. Nov. 1586.

(25) Befehls- und Instruktionsschreiben Johann Kasimirs, dat. Heidelberg, 10. November 1586.

Einigkeit in Religions- und weltlichen Sachen gepflanzt würde, und daß ihnen, wenn etliche Unordnung in des Bischofs Kapelle vorgegangen, solches jederzeit leid gewesen, sie es aber nicht für gebührlich gehalten, einer oder der andern Oberkeit ihre Ordnung vorzuschreiben."

Endlich ließen die kurfürstlichen Kommissäre auch die Bürgerschaft zusammen berufen, und derselben, nachdem sie ihr „das Gemüth" des Administrators ebenfalls entdeckt, wie die begangenen Fehler auf's Ernstlichste untersagt hatten, durch einen Herrn Stibelius vortragen, „was Maßen sie von drei nächstverstorbenen Kurfürsten regiert und in Religionssachen erbaut worden, daher man sich größlich verwundere, wer sie so bezaubert habe, um von der wahren Religion abzuweichen und sich wiederum von einer Hoffuppe oder einem Trunke Weins zu dem abgöttischen Papstthum verleiten zu lassen, da doch selbiges vor Gott dem Allmächtigen ein abscheulicher Greuel sey" ([26]).

Diese Kommission fruchtete aber so wenig, daß eine zweite erfolgen mußte. Man forderte die als ungehorsam bezeichneten Personen auf das Rathhaus, befahl den einen, den reformirten Gottesdienst gebührend zu besuchen, und untersagte den andern mit aller Schärfe, in des Bischofs Kapelle „die vermaledeite Abgötterei anzuhören und vor dem teuflischen Götzen der Hostie" niederzufallen. Man empfahl den Kircheninspektoren wiederholt, die genaueste Obsicht zu führen, und ließ gegen den katholischen Priester bedrohliche Worte verlauten ([27]). Aber es wollte keineswegs anders werden, und der reformirte Pfarrer Bommersheim war schon im Frühling des folgenden Jahres wieder genöthigt, die alten Klagen zu erneuern, „daß sich immer noch, trotz alles Verboths und Vermahnens, etliche Bürger bei Besuchung der verfluchten Messe und Anhörung der papistischen Predigt finden ließen" ([28]).

Der eifrige Pastor hatte, nachdem am jüngsten Osterfeste „nicht wenige Manns- und Weibspersonen" theils geradezu in die bischöfliche Kapelle gelaufen, theils aus der reformirten Kirche weggeblieben, dieselben zur Verantwortung gezogen, worauf sie erwiedert, „man habe bisher einem Jeden die Religion frei gelassen, und es sey den Bürgern

---

(26) Relation Vauts und Landschreibers, dat. Heidelberg, 14. Nov. 1586.

(27) Zweite Relation Vauts und Landschreibers, dat. Heidelberg, 14. April 1587.

(28) Schreiben des Pfarrers an den Vaut zu Heidelberg, dat. Ladenburg, 4. Mai 1587.

von dem Schuldheißen blos vorgehalten worden, sich des Gottesdienstes zu befleißigen, und entweder in die eine oder in die andere Kirche zu gehen." Auf diese Ausrede hatte Bommersheim den Verblendeten mit beredter Zunge vorgestellt, „wie das Papstthum nicht die rechte katholische Kirche, sondern die antichristliche sey, worin erweisliche Abgötterei und Zauberei getrieben werde"; den Schuldheißen aber auf's Ernstlichste ermahnet, der Bürgerschaft solchen Ungehorsam mit Schärfe vorzuhalten, damit die Sache nicht etwa einen bösen Ausgang gewinnen möchte. Und nachdem nun all' das ohne befriedigenden Erfolg geblieben, so denunzirte er in seinem Berichte den Schuldheißen als „das Fundament" des ganzen Uebels.

Wirklich auch mußte dieser Mann den größten Verdacht erwecken. Er war der Schwager des bischöflichen Kanzlers zu Ladenburg; er hatte sich bisher dem reformirten Abendmahl entzogen und die zweideutige Mäßigung seiner amtlichen Thätigkeit immer damit entschuldigt, „es bestehe ein Vergleich beider Herrschaften zu Ladenburg, daß, wenn die eine der Bürgerschaft etwas wolle gebieten, es nicht ohne Wissen und Willen der andern geschehen dürfe." Diese Umstände reichten hin, um den ladenburgischen Pfarrer, wie den heidelbergischen Vaut und Landschreiber von dem Schuldheißen behaupten zu lassen: inclinat in partes episcopi ([29]).

Ob derselbe in Folge dieser Denunziation von seinem Amte entfernt wurde, ist nicht gewiß ([30]); in Beziehung aber auf den katholischen Gottesdienst in der bischöflichen Kapelle that man jetzt entschiedenere Schritte. Der Eine hatte gerathen, jeden Besucher derselben mit einer angemessenen Geld- oder Thurmstrafe zu büßen; ein Anderer vorgeschlagen, die Thüre gegen die Stadt zu vermauern; ein Dritter verlangt, den Pfaffen während der öffentlichen Messe festzunehmen; der Vaut aber meinte, „wenn man die Vögel vertreiben wolle, so müsse man ihre Nester einreißen" ([31]).

---

(29) Nach dem Inhalte obiger Relationen.

(30) In einem kurzen Berichte der heidelbergischen Amtleute an den Administrator, ohne Datum, heißt es: „Wir hoffen aber, wann ein anderer Schuldheiß geordnet, so der wahren christlichen Religion mehr als der jetzige zugethan, es möchten solche einfältige Leut leichtlich wieder zu gewinnen seyn."

(31) Protokoll, das zu Ladenburg vorgehende Papstthum betreffend, vom 6. November 1586 und 15. Mai 1587. Schreiben der pfälzischen Räthe und des heidelbergischen Vauts an den Administrator, dat. 27. März und 7. Mai 1587.

Das Ergebniß dieser Berichte und Vorschläge war endlich, daß der Vaut am neunzehnten Mai nach Ladenburg ritt, dort ein Mallschloß an die Thüre der Schloßkapelle legen, das über ihr befindliche Heiligenbild aber herabnehmen und öffentlich aus der Stadt führen ließ. Ein so beschimpfender Zugriff mußte natürlich den Unwillen der Katholiken zu ähnlichem Verfahren aufreizen; am zweiten Tage nach Verschließung der Kapelle erschien der bischöfliche Hufschmied mit etlichen Begleitern davor, erbrach das Mallschloß, nahm dasselbe hinweg und führte es gen Speier. Als der ladenburgische Schaffner diesen Auftritt vernommen, berichtete er ihn schleunigst an den Vaut nach Heidelberg und fügte den Vorschlag bei, die Kapellenthüre zumauern zu lassen, „damit dem Muthwillen der verfluchten Baalspfaffheit nicht zu viel eingeräumt werde" (32).

Diesen Bericht übermachte der Vaut augenblicklich dem Pfalzgrafen-Administrator und bemerkte dazu: „Da solche That der Pfaffen eine große Bravada ist, und noch zu mehrerem Ungehorsam führen möchte, so deucht mich in meiner Einfalt, nicht ungerathen zu seyn, wenn man ihnen unverzüglich ein anderes Pößlein darauf wiese, wie daß ich etliche Pferd und Schützen zu mir nähme und ihnen alle Thüren an der Kapelle aufhiebe, und dieses wiederholte, so oft sie andere machten; da müßte dieselbe wider ihren Willen offen stehen, und könnte man alsdann, wo sie nicht nachgeben wollten, den Pfaffen mitsammt dem Altar hinwegführen oder das Nest gar einreißen — aber je eher, desto bester, bevor sie ein Mandat einbringen, so ginge Alles in Einem hin" (33).

So viel Mühe gab sich die pfälzische Regierung, um in Ladenburg den Katholizismus auszurotten, dessen getreue Anhänger man anfangs als „lüderliches Gesindel" verachtet hatte. Aber es gelang ihr keineswegs, eine so lang bewiesene Standhaftigkeit wankend zu machen, was sie endlich dazu brachte, das Aeusserste zu versuchen. Am dritten November fünfzehnhundert achtundachtzig berief nun der Vaut alle katholisch gesinnten Ladenburger nach Heidelberg, ließ dieselben unter Begleitung zweier Stadtknechte vor sich führen, und brachte, „neben höchlicher Verachtung und Verspottung der alten katholischen Religion, ihres Glaubens und ihrer Zeremonien", einen

---

(32) Bericht des Schaffners, dat. Ladenburg, 22. Mai 1587.
(33) Schreiben des Vauts an den Administrator, dat. Heidelb., 22. Mai 1587.

Theil dahin, daß sie mit Gelübd und Handtreue versprachen, nicht mehr die bischöfliche, sondern allein die reformirte zu besuchen, während die übrigen, welche sich trotz aller erregten Furcht nicht überreden lassen, gefänglich eingezogen wurden.

Dieser Gewaltschritt erregte kein geringes Aufsehen. Bischof Georg, seit fünfzehnhundert und achtzig der Nachweser Dietrichs von Bettendorf, ein würdiger und thatkräftiger Prälat, nahm sich seiner Angehörigen mit väterlicher Obsorge an, und brachte die Sache, mit bitterer Klage über die fortwährenden Eingriffe der pfälzischen Regierung in seine althergebrachten, durch Verträge und Friedensschlüsse mehrfach bestätigten kirchlichen Rechte zu Ladenburg, vor das Reichskammergericht. Dort wurde sie des Breiteren verhandelt, und es erfolgte darauf am vierundzwanzigsten November genannten Jahrs die kaiserliche Entscheidung, „daß der Pfalzgraf-Administrator bei Vermeidung einer Pön von zehn Mark Goldes die verhafteten Bürger, deren Weiber und Gesindleute, wie auch andere zu Ladenburg ihrer abgenöthigten Pflicht und Zusage zu entheben und frei zu lassen habe" (34).

Wenn dieses nunmehr auch befolgt wurde, so nahm der begonnene Prozeß gleichwohl noch kein Ende, denn die ladenburgische Schloßkirche blieb versperrt (35), und der Bischof hatte dagegen zu kämpfen, bis das neue Jahrhundert jenen Umschwung der Dinge herbeiführte, welcher die ganze Pfalz wieder zum alten Glauben zurückgeführt hat.

---

(34) Edikt Kaiser Rudolfs II, dat. Speier, 24. September 1588 (bei *Schannat*, hist. episcop. Wormat. II, 431).

(35) Relation und Bedenken der Fürsten und Stände in causa des Bischofs zu Worms contra Pfalz, praesent. Speier, 16. Juni 1591.

Sankt Georgen

auf dem Schwarzwalde.

Keine Gegend des schwarzwäldischen Gebirges war so abgelegen, so wild oder öde, daß nicht die Mönche des früheren Mittelalters dieselbe betreten, und durch eine ihrer frommen Niederlassungen zugänglich und wirthbar gemacht hätten. Sie drangen in die Tiefe des schauerlichen Albthales, wohin kaum die Sonne über Mittag einige Strahlen wirft, und gründeten Sankt Blasien; in die Schlucht des Bruckbaches am Feldberge, welche Ansiedlung von ihnen den Namen Sankt Wilhelm erhielt; in den Bergtobel der hintern Möhlin, wo sich Sankt Ulrichszelle durch ihre Hände erhob; in die Wildniß des obern Münsterthals, dessen Bebauerin und Glanz die Abtei Sankt Trutprecht ward; wie in dem entlegenen Winkel am Kniebis, wo oberhalb des großen Wassersturzes der sieben Bütten das Stift Allerheiligen entstund. Sie erstiegen die rauhe Höhe des Rangecks, und erbauten an den Quellen des Eschbaches Sankt Peter; erstiegen die noch rauhere des Turner, und errichteten Sankt Märgen, ja selbst den Rücken des alemannischen Hochgebirges, wo die Donau entspringt, auch dahin die Kultur des Geistes und Bodens zu verpflanzen!

Ich meine hier das Stift Sankt Georgen bei Villingen. Noch gegenwärtig, nachdem doch eine mehr als achthundertjährige Bewohnung, in ihrer Wechselwirkung mit den benachbarten gangbareren Landschaften des Breisgaues und der Baar, großentheils die alten Wälder gelichtet, die Haiden und Moore in Wiesen und Aecker umgewandelt, dabei vielfache Wege und Straßen angelegt und mit freundlichen Wohnungen besetzt hat — noch gegenwärtig bietet die Gegend von Sankt Georgen für den Fremden einen Anblick dar, welcher

alle Eigenschaften der rauhen und einsamen Natur des schwarzwäldischen Hochlandes in sich vereinigt. Wie erst mag sie gewesen seyn in den Tagen, als die erste Art der Jünger Sankt Benedikts durch den ungeheuren Tannenforst erschallte? In der That, es würde unbegreiflich scheinen, wie es menschlichen Wesen beifallen konnte, in Zeiten der kaum angehenden Bevölkerung unserer schwarzwäldischen Vorhügel, auf solcher Gebirgshöhe und in solcher rauhen Wildniß eine bleibende Heimath zu gründen, wenn man nicht wüßte, daß gleichsam durch eine höhere Anordnung jene Männer der Entbehrung und des Gehorsams gerade die menschenleersten Einöden aufsuchten, um darin die Werke ihrer Andacht und ihres Fleißes auszuüben.

In diesem Sinne wurde auch Sankt Georgen auf dem höchsten und rauhesten Schwarzwalde gegründet, nachdem der Stifter desselben sich hatte bewegen lassen, die eigentliche Absicht, in seiner freundlichen Heimath, über den Grüften seiner Vorältern, ein Gotteshaus zu errichten, dem Geiste des strengen Mönchthumes aufzuopfern. Ich erzähle diese interessante Stiftungsgeschichte nach dem Inhalte einiger alten Pergamentblätter (1), welche aus den vielen Stürmen und Wechselfällen des Gotteshauses gerettet wurden. Der Leser mag daraus den Geist jener Tage erkennen.

„In dem Dorfe Wald lebte Herr Hezilo, dessen Vorältern daselbst dem heiligen Georg eine Kirche erbaut hatten, um darin ihre geweihte Ruhestätte zu finden. Diese Kirche nun wollte derselbe in ein Klösterlein verwandeln, und verband sich deswegen mit Herrn Hesso, einem reichbegüterten, vornehmen Nachbar, welcher den Wunsch geoffenbart hatte, von seinen Erbgütern einige Stücke an die Kirche zu vermachen. Beide kamen sofort überein, daß aus ihrem Gute, in dem Orte Wald, zur Ehre des heiligen Georg und für den Orden des heiligen Benedikt, ein Kloster errichtet werden solle."

„Da aber derselbe Ort von Herrn Hezilo seiner Gemahlin zur Morgengabe vermacht worden, und daher seinem Sohne Hermann zu Eigenthum gehörte, so trat er demselben die Orte Degernau und Ingoldingen, welche von seinem verstorbenen Bruder Albrecht an ihn

---

(1) Die *Notitia* fundationis monasterii *S. Georgi* in sylva nigra, deren Original sicherlich aus der ersten Zeit des Klosters herstammt. Die Abschrift ist von einer ganz schlechten Hand des 15. Jahrhunderts, und bereits von *Crusius* (annal. Suev. II, 34) und *Petrus* (Suev. eccles. 348) benützt worden.

geerbt waren, dafür ab. Nach diesen Verhandlungen bestimmte man die Zeit der feierlichen Stiftung auf den vierten Januar des Jahres tausend dreiundachtzig."

„An demselben Tage erschienen Hezilo und Hesso mit ihren Verwandten, Lehen- und Dienstmännern zu Cratskirch vor dem Grafen der Landschaft, Mangold von Alshausen. Zuerst übergab Herr Hezilo in die Hand desselben das Dorf Wald mit allen Zubehörten, damit er solches dem heiligen Stuhle zu Rom überantworte, unter dessen Schutz und Schirm das neue Kloster am gesichertsten emporblühen würde. Alsdann trat er seinem Sohne die genannten Dörfer in Tauschsweise ab, und verpflichtete ihn auf's Feierlichste, die Stiftung des Gotteshauses zu Wald allezeit unangefochten aufrecht zu erhalten, widrigenfalls der heilige Stuhl das Recht haben solle, jene eingetauschten Orte an sich zu ziehen. Nach diesem übergab Herr Hesso beinahe all' sein Besitzthum an das neue Kloster. Und endlich machte auch der Ritter Konrad von seinem Erbgute eine Schenkung an dasselbe."

„Einige Tage hierauf versammelten sich die drei Stifter mit Graf Mangold und den Zeugen der vorigen Verhandlung in der Kirche zu Wald, wo sofort die Uebergabe der Stiftungsgüter an den heiligen Georg, zur Errichtung eines Gotteshauses vom Orden des heiligen Benedikt, unter dem Schirme des heiligen Stuhles, in feierlicher Ordnung vor sich ging."

„Es war nunmehr daran, das Kloster einzurichten und mit Mönchen zu bevölkern. Man wandte sich also an Abt Wilhelm zu Hirschau, welcher in ganz Alemannien für den ersten Stern am Himmel klösterlicher Tugend galt. Nach vielen Bitten Herrn Hezilo's und Hesso's erschien derselbe zu Wald, fand aber den Ort nicht geeignet für das mönchische Leben, und bedeutete den beiden Stiftern, daß er dem Begehren, ihr Gotteshaus einzurichten, keinesfalls willfahren könne, wenn solches nicht in eine tauglichere Gegend verlegt würde. Da sie aber auf diese Verlegung ohne besondere Erlaubniß des Papstes nicht eingehen zu dürfen glaubten, so schickte der Abt einen seiner Mönche nach Rom, um dieselbe zu erwirken. Sie erfolgte auch alsobald, und Wilhelm ersahe sich nun unter den verschiedenen Besitzungen Herrn Hezilo's die höchste und rauheste Gegend zur Stelle des neuen Gotteshauses — eine Gegend des großen Baargaues, in der Grafschaft Asen, ohnweit der Quellen der Brigach, welche mit ihrer Schwester Breg die Donau bildet, auf dem Hauptrücken des schwarz-

*

wäldischen Gebirgs, dessen Lage mit Recht der Scheitel Alemanniens genannt wird."

„Da jedoch Herr Hezilo den dortigen Platz nur zur Hälfte besaß, so traf er um die andere einen Tausch mit ihrem Eigenthümer, und überlieferte sodann das Ganze dem heiligen Georg. Seine Mitstifter, Herr Hesso und Herr Konrad, hatten indeß den Rittergürtel abgelegt, und zu Hirschau das härene Gewand angenommen, um als Knechte des Herrn den Rest ihrer Tage zu beschließen. Nach dieser frommen Bekehrung sandte sie Abt Wilhelm jetzt, mit einigen seiner rüstigsten Mönche, nach der Stelle des neuen Klosters, wo ein dichter Wald die Schauer seiner Dunkelheit verbreitete, und noch keine einzige Menschenwohnung bestund. Bald hernach folgte ihnen eine größere Anzahl, welche nun mit unverdrossener Mühe den Wald ausrodeten, den Boden beurbarten und anpflanzten. Sie wohnten in schlechten, niedrigen Hütten, bis es ihnen allmählig gelang, ordentliche hölzerne Zellen mit einer Kapelle zu errichten."

Bis dahin die alte Stiftungsgeschichte von Sankt Georgen. Andere Zeitbücher führen an, daß das Klostergebäude im Frühlinge tausend vierundachtzig begonnen, und zwei Jahre darauf durch Bischof Gebhard von Konstanz eingeweiht worden sey; daß Abt Wilhelm den hirschauischen Mönch Heinrich, einen besonders strengen Handhaber der klösterlichen Zucht, zum ersten Vorsteher erwählen ließ; daß durch Hezilo auf den Fall einer Kinderlosigkeit seines Sohnes dem Gotteshaus das ganze Erbe ihrer Familie verschrieben, daß der fromme Greis die Gebeine seiner Vorältern, und hierauf in schwerer Krankheit sich selber von Wald nach Sankt Georgen führen lassen, daselbst nach dem Vorgange seiner Mitstifter das Mönchsgewand angenommen, und in kurzer Zeit „als einer der rechtschaffensten Schwaben und treuesten Anhänger der römischen Kirche" das irdische Leben beschlossen habe (2).

---

(2) Dies Alles nach den „Jahrbüchern von Sankt Georgen", welche im vorigen Jahrhunderte von einer fleißigen Hand aus Urkunden und Chroniken zusammengetragen worden.

Unser gegebener Text der Stiftungsgeschichte verlangt einige topographische und genealogische Erläuterungen, welche ich hier kurz zu geben versuchen will. Pater Neugart (episcopat. const. I, 428), dessen Stimme in solchen Dingen von Gewicht ist, macht den Stifter Hezilo zu einem Edlen von Waldau aus der Gegend von St. Georgen, und den Mitstifter Hesso zu

Das neue Kloster wurde von dem benachbarten Adel bald reichlich beschenkt, und zählte schon am Schlusse des ersten Halbjahrhunderts seiner Stiftung gegen vierzig Ortschaften und mehrere Zellen

---

einem Freiherrn von Usenberg aus dem Breisgau. Ich kann diesmal aber seine Gründe nicht anerkennen, und muß die Heimath beider Herren nach Schwaben, und zwar in den alten Eritgau versetzen. Denn erstlich heißt es in den Stiftungsurkunden nicht „Waldawe", sondern deutlich und beständig „Walde"; alsdann geschah die Schenkung dieses Ortes vor dem eritgauischen Grafen, und nicht vor demjenigen der Baar, worin unser Waldau gelegen ist; auch besteht letzteres nur aus zerstreuten Höfen, und besaß schwerlich je eine Kirche, während es andererseits eben so gut für eine Mönchskolonie gepaßt hätte, wie die Gegend von Sankt Georgen, welche wenig von der seinigen absticht; ferner finden sich die für das Dorf Wald ausgetauschten Orte Degernau und Ingeldingen ebenfalls im Eritgau, und endlich war die ganze Zeugenschaft der Tausch- und Schenkungszeremonie aus derselben Landschaft, daß man also wohl ersieht, die beabsichtigte Gründung des Klosters zu Wald war eine Angelegenheit schwäbischer, eritgauischer Herren, und nur der Zufall, daß Hezilo auch auf dem entfernten hohen Schwarzwalde noch eine Besitzung hatte, veranlaßte den Abt Wilhelm, gerade den Platz derselben für das neue Gotteshaus zu bestimmen.

Unser Kopist der *Notitia* fundationis hat die Geschlechts- und Heimathsnamen dieser Zeugen großentheils so abscheulich verstümmelt, daß es alle Mühe kostete, dieselben zu erkennen. Ich theile sie hier mit, unter Beifügung meiner versuchten Wiederherstellung. „Comes Manegoldus de *Aleshusen*. Ed'nt (Cuonrat) et filii eius Eberhardus et Henricus de *Sanctomonte* (Heiligenberg). Arnoldus de *Binezwangen* (Binswangen). Henricus de *Hircescungen* (Hirschzungen?). Manegoldus et Ludwicus frater eius de *Sigmaringen*. Udalricus, Sigfridus et filius eius Hermannus de *Wilere*. Rupertus et frater eius Adelbertus de *Ocolveswanc* (Otolfeswanc, Otterswang). Rudolfus de *Walthusen*. Pilgerinus et frater eius Udalricus, Landoltus et frater eius Adelgoz de *Husenkirchen* (Hoßkirch). Liupoldus de *Bibera*. Item Liupoldus de *Moitingen* (Mietingen). Heinricus de *Baldesbtn* (Baldeshein, Balzheim). Bertholdus de *Bittelscherr* (Bittelschiez). Adalbertus de *Birchihart* (Birkenhard). Gerungus et Hiltibrandus frater eius de *Grundelheim* (Grundesheim, Grunzheim, Grunzen). Helpret de *Ringsneuth* (Ringschneid). Landolt et Bertholdus de *Richhusen* (Riedhausen oder Reishausen?). Pilgerinus de *Nurwilin* (Hiurwilin, Hürbel). Burchart et Tiethart de *Buormundeshusen* (Buozmundeshusen, Bußmannshausen). Hermann de *Richenbach*. Lampret de *nigro fluvio* (Schwarzenbach). Gerunc de *Siszon* (Sißen). Fridericus de *Helribach* (Eller- oder Erbach)."

Die weiteren Umstände aber berauben die neugartische Angabe vollends ihrer Wahrscheinlichkeit. Nach unzweifelhaften Urkunden und Chroniken war Hezilo der Schirmvogt von Reichenau; — wer wird nun glauben, daß dieses berühmte, durch seine ausgebreiteten Besitzungen so mächtige Stift einen

unter seine Besitzungen. Und auch seine geistige Aufnahme geschah mit so schnellem und glücklichem Fortgange, daß es wetteifernd neben den berühmten Stiftern Hirschau, Reichenau, Sankt Gallen und Sankt Blasien glänzte.

Diese Blüthe aber war vorzüglich das Verdienst des Abtes Theoger, welcher im Jahre tausend siebenundachtzig die sankt-georgische Inful erhalten hatte, und als der würdigste Schüler des heiligen Wilhelm, durch gläubige Frömmigkeit, eifrige Regelzucht, ausgebreitete Gelehrsamkeit, durch Geist, Klugheit und Ausdauer, auf die rühmlichste Weise das Werk seines großen Meisters fortsetzte — die Erhebung des benediktinischen Ordens auf die Höhe innerer und äusserer Ausbildung, wie es im Plane des Stifters gelegen, und die Verbreitung desselben in die Wildnisse Deutschlands zum Heile der

---

unbekannten Edelmann des entfernten Schwarzwaldes, und nicht vielmehr einen durch Herkunft, Familienverbindungen und Stammgüter angesehenen Herrn aus seiner Nachbarschaft zum Vogt werde erwählt haben? Und gleicher Weise, wenn Abt Wilhelm die Lage von „Wald", als einem unruhigen Orte, für das Klosterleben nicht geeignet fand, so hat dieses in Bezug auf das abgelegene, einsame schwarzwäldische „Waldau" keinen Sinn, sondern läßt sich nur von einem gangbaren, wohlbevölkerten, an offener Straße gelegenen Dorfe verstehen. Aehnlich wurde damals auch im Breisgau durch den heiligen Ulrich eine Klosterstiftung aus der Nähe des lebhaften Fleckens Rimsingen in die Berge des Schwarzwaldes versetzt.

Vergeblich zwar sucht man im Eritgau und in den benachbarten Gegenden ein solches Dorf mit Namen Wald; wenn jedoch die sankt-georgische Bestätigungsurkunde (bei *Schöpflin*, Alsat. dipl. I, 177) unter den Besitzungen des neuen Gotteshauses das Dorf Wald in Verbindung mit der „Kirche zu Eck" anführt, so wird dadurch ein Fingerzeig gegeben. Man findet im Umkreise des Linz-, Erit- und Schussengaues mehrere Orte dieses Namens, von denen ein und das andere uralte Kapellen besitzen. Konnte es nun nicht der Fall seyn, daß die waldische Bevölkerung mehr nach Eck zog und Wald hiedurch in Abgang gerieth, wie so mancher alte Ort?

Mit dem reichenauischen Vogte Hermann, welcher bei einem Aufruhre der Klosterleute im Jahr 1094 meuchelmörderisch erschlagen ward, erlosch die hezilo'sche Familie, als deren nächste Sippen die Edlen von Entringen bezeichnet werden. Hezilo selbst (probissimus Suevorum, fidelissimus miles S. Petri) und Hesso erscheinen in der sankt-georgischen Tradition als „Edle von Tegernau", wie der dritte Stifter Conrad als ein „Herr von Oberndorf". Jene gehörten aber nach allen Umständen zum vornehmsten schwäbischen Dynasten-Adel, was auch die Bezeichnung viri *nobiles*, viri *illustres* bezeugt, womit sie in den Urkunden vorkommen.

Ordensbrüder, wie des verlassenen Christenvolkes in solchen Gegenden. Abt Theoger war ein strenger, orthodorer, das eitle Weltleben verachtender Mönch; aber er barg unter dem rauhen Klosterhabit ein menschenfreundliches Herz, und betete nicht blos in düsterer Schwärmerei die Bußpsalmen, sondern erforschte auch mit freudigem Eifer die Gesetze der Musik und belehrte durch sein Werk über diese Kunst die damalige Welt (3).

Was Abt Berngер für Sankt Blasien gewesen, das war Abt Theoger für Sankt Georgen. Die einheimische Chronik sagt von ihm: „Sein' vornehmste Sorgfalt gieng dahin, daß die klösterliche Disciplin gehalten wurd', so viel es des Orts Gelegenheit zuließe. Hernach hat er den Anfange gemacht zu dem neuen Klostergebäu und zu unser lieben Frauen Kirch', führt' einen braiten und weiten Bau mit nothwendigen Gemächern und Gewölbern auf, die mit schönen Gemählen geziert worden, daß er wohl mit Augusto sagen können: Ich hab' ein hölzernes Haus angetroffen, und ein steinernes hinterlassen."

Wenn aber nun in derselben Chronik erzählt wird, daß Abt Theoger oft beim Beichthören heftig geweint, oft schon vor der Morgenmette nicht nur fünfzig bis hundert Psalmen, sondern den ganzen Psalter gebetet, und zuweilen seine Jünger unterwiesen habe, wie sie zum Gebete „die Arme ausstrecken und die Hände falten müßten, damit die Lefzen zum Lob Gottes und die Augen zum Verguß der Thränen genöthigt würden" — so könnte ein Weltkind leichtlich behaupten, es sey dies Alles eine heuchlerische Komödie gewesen. Und erzählt die Chronik vollends, daß die Bauern zu Asheim den Abt Theoger, als ob er ihnen das Ihrige widerrechtlich abgenommen, beschuldigt und ihm gedroht haben, seine habsüchtigen Mönche zu verjagen und das verhaßte Kloster niederzureißen — wahrlich, so möchte man zu glauben geneigt werden, es liege hierin ein schlagender Beweis jener Behauptung!

Dennoch aber war das Leben Theogers ein ächtes; denn in jener Zeit, wo Alles, im Guten wie im Bösen, mit großer Leidenschaft geschah und leicht zum Aeussersten getrieben wurde, mußten starke, mit Geistes-, Gemüths- und Sinneskraft reich begabte Naturen,

---

(3) Es ist abgedruckt bei *Gerbert*, de musica II, 183. Vergl. auch *Neugart* episcop. const. I, 518.

unter der herrschenden Glaubensansicht, bei den Folgen der mönchischen Erziehung und Lebensweise, nothwendig zu Schwärmereien und Widersprüchen getrieben werden, wie man sie an den freiwilligen Märtyrern des alten Mönchthums wahrnimmt. Kindliche Weichheit und tyrannische Härte, leidenschaftliche Heftigkeit und entsagende Selbstbeherrschung, verzehrender Haß und erhebende Liebe, unbedingter Glaube und dialektische Gelehrsamkeit, finstere Weltverachtung und heitere Genußsucht, nimmer satte Herrschbegier und schweigender Gehorsam — all' Dieses bewegte die Gemüther jener Sterblichen, welche unter dem härenen Gewande und eingeschlossen in die enge Zelle oder das düstere Münsterchor, ihre Tage der Idee opferten, daß dieses irdische Leben eine zum Gebet, zur Buße, Entsagung und Mühesal bestimmte Vorschule des künftigen sey, dessen ewige Seligkeit nur durch solche Opfer erlangt werden könne.

Das Leben eines Mannes, welcher so vielfach, so thatkräftig und wohlthätig wirkte, und dessen Ruhm weit über die Gränzen seines Wirkungskreises hinaus erscholl — verdient wohl eine etwas nähere Betrachtung, und es wird daher willkommen seyn, wenn uns der Abt von Tritenheim in seiner fast klassischen Sprache und Darstellung einen Abriß dieses Lebens mittheilt.

„Theoger", heißt es in den tritenheimischen Jahrbüchern von Hirschau (4), „stammte aus Rheinfranken. Seine Aeltern gehörten dem untersten Stande an; da der Knabe aber neben viel Gemüthlichkeit einen besonders gelehrigen Geist verrieth, so wurde er gleichwohl zu dem berühmten elsäßischen Meister Mangold in die Schule gethan, und gelangte unter dessen wissenschaftlich und sittlich gleich vortrefflicher Leitung bald zu einer vielseitig gelehrten Bildung; denn das ganze Feld der freien Künste, und zumal auch die Musik wurden mit dem glücklichsten Erfolge von ihm bebaut. Dergestalt ausgerüstet verließ Theoger den geliebten Lehrer und kehrte zu den Seinigen zurück, wo man ihn mit Verwunderung bewillkommte, hernach unter die Kapitelherren der Kirche Sankt Cyriak bei Mainz aufnahm und zum Meister der dortigen Schule erhob."

„In dieser Stellung bewegte sich der junge gelehrte Herr mit dem erfreulichsten Erfolge; der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich täglich weiter, und lockte bald eine große Anzahl von Schülern herbei,

(4) Annalium Hirsaugiensium I, 282.

welche er mit dem gewissenhaftesten Fleiße sowohl in die göttlichen als weltlichen Lehren und Schriften einweihte."

„Nach mehreren Jahren solcher Thätigkeit führte ihn ein Geschäft nach Hirschau zu dem vielgepriesenen Abte Wilhelm. Der überragende Geist dieses Mannes und die musterhafte Ordnung seines Gotteshauses machten auf Theoger einen großen Eindruck. Er kämpfte lange mit sich, ob nicht das klösterliche Leben dem weltlichen vorzuziehen sey, und noch in der letzten Messe vor seinem beschlossenen Abgang siegte der Entschluß für das erstere; der verdiente Schulvorsteher von Sankt Cyriak entsagte den Ehren der Zeitlichkeit und ward Mönch zu Hirschau! Aber wie derselbe durch seine Tugend und Weisheit in der Welt geglänzt hatte, so leuchtete er auch in dem Gehorsame, in der Strenge und Entbehrung, Arbeit und Thätigkeit des Klosters hervor."

„Abt Wilhelm konnte sich Glück wünschen zu diesem Gewinne; denn er fand in Theoger nicht allein den dienstwilligsten Untergebenen, sondern auch den würdigsten Freund und Vertrauten, welcher ihm mit begeistertem Eifer sein großes Verbesserungswerk des mönchischen Lebens befördern half. Er übertrug dem rüstigen, in aller Art von Schriften gründlich bewanderten Gelehrten und dessen würdigem Mitbruder Haimo die Durchsicht des ganzen biblischen Büchervorraths zu Hirschau, um die vielfach verfälschten und verdorbenen Abschriften-Texte nach einem richtigen Originale zu reinigen und wieder herzustellen. Diese Arbeit vollbrachten die beiden Jünger in einer Weise, welche ihren bewährten Kenntnissen und ihrem heiligen Eifer entsprach."

„So wuchs Theoger in der Wissenschaft und Furcht des Herrn zu einem wahren Vorbilde für seine Mitbrüder heran; Abt Wilhelm aber übertrug demselben jetzt die Verwaltung des Klosters Reichenbach, veranlaßte ihn sodann, die Priesterweihe zu nehmen, um den trefflichen Mann völlig für den Dienst des Höchsten zu gewinnen, und übertrug ihm endlich die Einrichtung des neugegründeten Gotteshauses Sankt Georgen auf dem Walde. Dieses Geschäft war wegen der abgeschiedenen und rauhen Lage des Ortes ein sehr schwieriges; Theoger indessen überwand alle Hemmnisse, und vollendete nicht nur das Kloster in seinem äussern und innern Wesen, sondern gründete oder verbesserte auch anderwärts ähnliche Anstalten für Mönche und Nonnen, und erwarb sich dadurch einen weitgedehnten Wirkungskreis."

„Nachdem unser Kirchenheld dem Kloster Sankt Georgen dreißig Jahre lang mit allem Ruhme vorgestanden, wurde er von der päbst-

lichen Partei an die Stelle des ausschweifenden Bischofs von Mez berufen, aber nur nach den dringendsten Vorstellungen und so zu sagen auf den Befehl des Kardinals von Urach zur Annahme der streitigen Inful bestimmt. Mit schwerem Herzen verließ der ehrwürdige Greis sein Gotteshaus; unter hundertfachen Gefahren und Widerwärtigkeiten der herrschenden Parteiung machte er die lange Reise nach Mez, und endlich, als das Ziel erreicht schien, verschlossen ihm die kaiserlich gesinnten Bürger ihre Thore! Dieses thaten sie mit derselben Entschiedenheit, als der neue Bischof nach einiger Zeit abermals anlangte."

„Dessen ohngeachtet wurde Theoger auf dem Konzil zu Rheims persönlich vom Pabste in seiner Würde bestätigt und zur standhaften Behauptung derselben ermuntert. Er begleitete hierauf den heiligen Vater nach Klugni, wo ihm Abt Pontius mit Freuden eine Freistatt angeboten, bis die Verhältnisse sich günstiger gestaltet hätten. Nach etlichen Monaten aber wurde der hochbetagte, durch den Kummer über die erlittenen Unbilden zu sehr angegriffene Greis von einem heftigen Fieber befallen, woran er zu Ende Aprils tausend einhundert und neunzehn zum ewigen Leben verschied. Theoger hatte außer seinem berühmten Werke über die Musik auch etliche Kommentare zum Psalter, alsdann verschiedene Homilien und endlich eine Reihe von Briefen an Verschiedene geschrieben, welche Arbeiten sämmtlich den Stempel seines herrlichen Talents und gründlichen Wissens an sich tragen."

Hören wir nun die Schicksale des Klosters, welche auf die erste Blüthezeit unter dem größten und berühmtesten seiner Vorsteher gefolgt sind — meist eine Reihe von Unfällen und Bedrängnissen, wogegen es stets muthvoll gekämpft hat. Zwar stand Sankt Georgen in unmittelbarem Schutze des römischen Stuhles, es hatte aber daneben als weltlichen Schirmherrn den Herzog von Zäringen, dessen mächtige Hand ihm wohl sehr nöthig war, da seine Anfänge mancherlei Schwierigkeit und Anfeindung erfuhren. Nach dem Erlöschen des zäringischen Stammes kam die Schirmvogtei an die benachbarten Dynasten von Falkenstein, welche in der westlichen Baar neben den Freiherren von Wolfach den bedeutendsten Adel bildeten und jetzt ihre Familiengruft nach Sankt Georgen verlegten (5). Als der Stamm dieser Herren in zwei Aeste zerfiel, theilten sie auch die sankt-

(5) Vergl. Badenia II,

georgische Kastenvogtei, und hieraus entsprang für das Gotteshaus die Quelle seines größten Unglücks. Denn nachdem der eine Ast seine Hälfte an die Herzoge von Wirtemberg gegeben hatte, verwandelten dieselben zur Zeit der Glaubensänderung das Schirmrecht in die Landeshoheit und suchten das Gotteshaus zu reformiren; und da die Sankt Georgianer sich hierzu nicht verstehen wollten, so wurden sie gewaltsam vertrieben und ihre Zellen niedergebrannt. Diese Gewaltthätigkeit wiederholte sich, als die mißhandelten Mönche mühsam ihre Wiederherstellung erlangt hatten; zum zweitenmal wurden sie verjagt, und mußten endlich die alte Heimath für immer aufgeben.

Sie siedelten sich jetzt in der benachbarten Stadt Villingen an, wo nach Jahren ein neuer Klosterbau begann, dessen Betrieb aber durch die traurigen Kriegszeiten eine lange Unterbrechung erlitt. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts konnte er wieder aufgenommen und vollendet werden. Der damalige Abt Michael verwendete sich überall bei seinen Standesgenossen um milde Beiträge dazu, indem er ihnen die traurigen Schicksale seines Gotteshauses seit der Reformationsperiode ausführlich schilderte und an das Herz legte. Diese rührende Schilderung (6) möge hier ihrem Hauptinhalte nach einen Platz finden.

„Das Kloster Sankt Georgen, vor vielen Jahrhunderten auf einem der höchsten Gipfel des Schwarzwaldes gegründet, hatte nach kurzer Zeit durch die Frömmigkeit, Regelzucht, Gelehrsamkeit und Thätigkeit seiner Brüder einen solchen Flor erlangt, daß es in ganz Deutschland kaum einem andern Gotteshause nachstund, und der katholischen Kirche einen Märtyrer, einen Patriarchen, zwei Erzbischöfe, drei Bischöfe und mehr als vierzig Aebte erzeugte, der unzähligen Jünger nicht zu gedenken, welche aus seinen Mauern zur Erhaltung oder Wiederbelebung oder Einführung des klösterlichen Wesens allenthalben hin verschickt wurden. So blühte dieser Weinberg des Herrn unter dem Schutze Sankt Benedikts, Wilhelms und Theogers mehrere Jahrhunderte freudig fort und trug die reichlichsten Früchte."

„Da aber, als die Pest der Kirchentrennung über Deutschland hereinbrach, als der protestantische Herzog von Wirtemberg die Klöster seines Landes besetzte, und unter dem Vorwande der Schutzvogtei auch Sankt Georgen für seine Sekte zu gewinnen suchte, aber den ent-

(6) Dieselbe ist datirt: „Vilingae in exilio, 2 Maji 1719".

schiedensten Widerstand erfuhr — da wurde das stattliche, berühmte, reiche Gotteshaus mit Gewalt eingenommen, beraubt, verwüstet und endlich von Grund aus niedergebrannt; da erfuhren der Abt und die Brüder, nachdem sie die Schmeicheleien und Versprechungen, wie die Drohungen und Unbilden des frechen Kirchenräubers standhaft zurückgewiesen, das schmähliche Schicksal, sich auf's Unwürdigste mißhandelt, gestoßen, geschlagen und bei strenger Kälte baarfüßig und baarhäuptig in's Exil gejagt zu sehen."

„Und obgleich nun dem Herzog und seinen Nachfolgern durch wiederholte kaiserliche Mandate und Kammergerichtsurtheile die Restitution des Klosters geboten, und dieselbe von den dreimal vertriebenen Sankt Georgiern zum dritten-Male erlangt worden, so geschah es dennoch, daß im westphälischen Friedensschlusse, wobei Abt Georg, durch die Kriegsübel und den langen Prozeß völlig verarmt, aus Geldmangel leider nicht erscheinen konnte, die wirtembergischen Machinationen das Kloster für bleibend in die Hände der Ketzer lieferten (7). Nach diesem harten, gegen alle Erwartung erfolgten Schlage sammelte der Abt seine weithin zerstreuten Brüder, welche die Noth und der Kummer nicht schon in's Grab gebeugt hatte, allmählig wieder um sich und zog mit ihnen unter dem gnädigen Schutze des Hauses Oesterreich nach Villingen, wo sie in einer Privatwohnung so lange beisammen lebten, bis es dem Abte gelungen war, ein kleines Klostergebäude mit einer Kirche aufzuführen."

„In diesem bescheidenen Gotteshause haben unsere Vorfahren und wir nun seit vielen Jahren dem Herrn gedient zum Ruhme des Ordens und zum Wohle der Stadt, namentlich durch die Eröffnung einer Schule für die Humaniora, für Philosophie und Theologie. Und weil der Segen des Himmels auf unserer Arbeit ruhte, so glaubte sich der jüngst verstorbene Abt Georg in den Stand gesetzt, mit Hilfe und Beisteuer des Magistrates und anderer Freunde und Gönner ein

---

(7) „In pacificatione Westphalica, reipublicae catholico-christianae perniciosissima ac monasteriis potissimum fatali, cum abbas *Georgius*, bellis, tributis, morbis ac sumptuosissimo processu juridico ultra octuaginta annos durante, exhaustus, ob defectum pecuniae comparere non posset, per ducis Wirtenbergiae occultas ac fraudulentas machinationes, praeter omnium spem accidit, *ut Caesaris ministris muneribus et promissis insecatis ac conniventibus*, nobile hoc asceterium in manus haereticorum ultimo vel traditum per illos vel tradi permissum fuerit."

neues Klostergebäude herzustellen, welches der vermehrten Brüderzahl und den erweiterten Schulen den gehörigen Raum gestatte. Leider aber reichten die Mittel nicht hin, und über der dadurch entstandenen Verzögerung starb der fromme Abt."

„Und auch ich, sein unwürdiger Nachweser, konnte den Bau nicht weiter führen. Denn kaum war mir die schwere Bürde des Vorsteheramtes anvertraut, als eine Heeresabtheilung von siebzigtausend Mann unter dem Befehle der Kurfürsten von Bayern und Sachsen und des kaiserlichen Generalfeldzeugmeisters Caprana um Villingen her ihr Standlager aufschlug und während dreier Monate die ganze Gegend zum Schauplatz soldatischer Ausschweifungen, Diebereien und Bedrückungen machte. Der Unfug war so weit gediehen, daß ich für meine Religiosen kaum die nöthigsten Lebensmittel herbeizuschaffen wußte, und an jeden andern Aufwand gar nicht denken durfte. Auch nach Aufhebung des Lagers wurde es nicht besser, da unsere Gegend noch immer, bald von feindlichen, bald von kaiserlichen Streifcorps durchzogen wurde, wobei die Letzteren beinahe ärger gehaust, als die Ersteren. Und endlich haben uns die Ueberwinterung der styrum'schen Truppen zu Villingen, alsdann die Einfälle, Belagerung und Brandschatzung Villars, Tallards, d'Vivants, wie der dazwischen gefallene große Hagelschaden, so völlig ausgesogen und entkräftet, daß wir nahe daran waren, uns neuerdings aufzulösen und in der Fremde als Bettler unser Obdach zu suchen."

So weit die Schilderung des Abtes Michael. Durch die verschiedentlich erlangten Beiträge wurde er in den Stand gesetzt, nun auch das Klostergebäude unter Dach zu bringen. Sein Nachweser Hieronymus aber vollendete nicht nur den ganzen Bau, sondern belebte auch die Klosterökonomie, die Regelzucht und Wissenschaft auf's Neue. Und das Glück wollte es, daß auch die beiden folgenden Vorsteher vom besten Geiste für das Wohl und den Ruhm ihres frisch aufblühenden Gotteshauses beseelt waren. Abt Zölestin, „ein Muster der klösterlichen Ordnung, ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit und ganz besonderer Eiferer für die Zierden der Kirche", schaffte die silbermännische Orgel und das harmonische Geläute an, erneuerte das Klösterlein zu Rippoldsau, und verfocht die Rechte von Sankt Georgen mit männlichem Ernste und Nachdruck. Abt Anselm folgte ihm auf's Würdigste nach, leitete mit praktischer Kenntniß die Oekonomie, vermehrte das Klostergut, bereicherte die Bibliothek und das Kunstkabinet — „allein das Sankt Georgenstift hat unter diesem thä-

tigen Herrn seine Größe erreicht; denn die göttliche Gnade wollte ihm keine höhere Erhebung, nicht einmal sein ferneres Daseyn gönnen."

Es kam die erschütternde Zeit der französischen Staatsumwälzung, es kamen die Gefahren und Bedrängnisse des französischen Kriegs; das achtzehnte Jahrhundert ging unter den Vorzeichen großer Veränderungen zu Ende, und das zweite Jahrfünft des neunzehnten fand eine neue Welt! In diesen verhängnißvollen Tagen, da wirtembergische Kommissarien das Wappen ihres Königs an die Thore von Villingen geschlagen, da die Stadt noch voll Aufregung über ihre Besitznahme war, lebte man auch im Kloster voll furchtsamer Erwartung des unabwendbaren Schicksals, und mit gepreßtem Herzen versammelten sich die Konventualen zur Tafel. Am andern Abende nach der Ankunft der Kommissäre, am sechsten Jänner achtzehnhundert und sechs, als das Nachtessen geendet war, erhob sich der damalige Archivar Pater Zölestin von seinem Stuhle, und hielt mit feierlichem Anstand eine kurze Rede, welcher ich einen Raum in diesen Blättern nicht versagen kann.

„Geliebteste Mitbrüder", sprach er, „heute sind es gerade zweihundert und siebenzig Jahre, da Jos Münch von Rosenfeld als wirtembergischer Kommissär die Abtei Sankt Georgen auf dem Walde, unser Stamm-Gotteshaus, unter dem Abte Johann in Besitz nahm. Man brauchte militärische Gewalt, und unsere Vorfahren mußten ohne Hilfe, selbst des Nothwendigsten beraubt, oder wie die Klosterchronik sich ausdrückt: ohne Gefieder und Gelieger, im Schneegestöber entfliehen. Allein ihre Standhaftigkeit und ihr brüderliches Zusammenhalten brachte es dahin, daß Sankt Georgen hier in Villingen von Neuem aufblühte, und noch bis jetzo mit Ruhm und Segen bestand. Wahrlich, jene Männer, unsere Väter, sind es würdig, daß wir, ihre Söhne, in ähnliche Umstände versetzt, auch ihre Standhaftigkeit und Bruderliebe zur Nachahmung wählen und feierlicher als jemals ihr Andenken begehen." Hier hemmte der Drang der Empfindung die Worte des Redners; er wischte sich eine Thräne aus dem Auge, füllte dann aber seinen Becher, hob ihn gegen die Versammlung und fuhr fort: „Auf, geliebte Mitbrüder, folgt meinem Beispiele. Es leben in unserem Herzen die Stifter und Fortpflanzer Sankt Georgens, unsere Vorfahrer und Väter!" Hier erhoben sich Alle, stießen an und tranken mit doppelt bewegter Brust. Der Redner aber schloß: „Möchten diese verklärten Väter von der Höhe ihrer Vollendung gnädig herabsehen auf ihre bedrängten Söhne, und uns

von Gott ihre Tugend, ihren Muth, ihren Segen erflehen." Nun verließ man die Tafel, und eine im dritten Ton abgesungene Komplet beendigte diesen für die Sankt Georgier so merkwürdigen Abend.

Die klösterliche Ordnung blieb ungestört, und Alles hatte seinen gewöhnlichen Fortgang, während die Kommissäre sich mit Aufnahme eines genauen Inventars beschäftigten. Da erscholl aber die Kunde von der Pariser Konvention, wodurch die Stadt Villingen mit ihrem Gebiete dem Hause Baden zugetheilt wurde, und die Herren fanden nun nichts Eiligeres zu thun, als die sämmtlichen Inventarstücke herbeischaffen und öffentlich versteigern zu lassen. Was nicht abging, wurde rasch eingepackt und nebst der Kasse und dem Kirchenschatze mit den eigenen Gefährten des Klosters unter militärischer Begleitung noch in aller Nacht nach Stuttgart abgeführt.

Als daher die badischen Kommissäre erschienen, fanden sie das Stift rein geleert und selbst die Konventualen ohne Lebensmittel. Nur die Bibliothek, die Orgel und das Glockenspiel waren noch vorhanden, welche jetzt aber sämmtlich nach Karlsruhe wandern mußten, während man von allen Gebäulichkeiten, Liegenschaften, Zehnten, Gilten und Gerechtsamen des reichen Stiftes im Namen der neuen Herrschaft Besitz nahm. Die Konventualen hatten gewünscht, in klösterlicher Gemeinschaft bei ihrem Lehramte zu verbleiben. Sie mochten glauben, eine gerechte Ansprache auf diese Rücksicht der neuen Landesherrschaft zu besitzen, da ihre gelehrte Schule gerade in der jüngsten Zeit einen rühmlichen Ruf erlangt hatte (8). Es ward ihnen aber nicht gestattet,

---

(8) Noch leben bei uns viele Geistliche, Beamte und Gelehrte, welche ihre Vorstudien in der sankt-georgischen Schule zu Villingen gemacht haben, und welcher von ihnen wird sich nicht freudig und dankbar jener Zeit erinnern? Mit Vergnügen theile ich hier ein Bruchstück aus einem größern Gedichte mit, dessen Gegend eine solche Erinnerung ist, wie sie bei Durchlesung des Manuscripts gegenwärtigen Aufsatzes in einem der ehemaligen Schüler lebhaft wieder erwachte.

Deinem wechselnden Geschicke,
Sankt Georgen Gotteshaus,
Folgten theilnahmvolle Blicke
Durch die Wohlfahrt, durch den Graus;
Stürme peitschten deine Hallen,
Bis dem mächtigsten von Allen
Eine Beute sie gefallen!

sondern sie mußten sich auf Pfarrpfründen begeben, und nur der Abt mit zwei der Aeltesten wurde im Kloster belassen, wo er, „von Alter und Kummer gebeugt", nach wenigen Jahren als der sechsundvier-

---

Was die Vorzeit sah erbauen
Herrliches den frommen Sinn,
Galt der spätern Zeit, der lauen,
Noch als Jugendlehrerin.
Von der Neuzeit, von der kalten,
Von den lüsternen Gewalten,
Mocht' es keine Frist erhalten!

Deine Musen sind vertrieben,
Deine Chöre sind verhallt,
Wenige von deinen Lieben
Seufzen noch — verstummen bald!
Sieh', auch ich, dein Zögling, weine
Heut auf deinem Leichensteine,
Mit den Vätern im Vereine.

Väter, ja, mir war es Einer —
Mir ein Vater, freundlich, mild.
Nie vergaß, vergeß' ich seiner,
Nie erlischt das theure Bild.
Dort, in ferner Gegend, lehrte,
Als ich aus der Heimath kehrte,
Der Geliebte, Hochverehrte!

„Pater est, a quo amris",
Schrieb er, „vale, fili mi,
„Verba ne obliviscaris,
„Donum meum custodi!"
Ruppert Klemmer, ja, ich habe
Hochgehalten Wort und Gabe,
Sie begleiten mich zu Grabe.

Möchte, weilst du noch im rauhen
Dornenvollen Pilgerland,
Einmal noch dein Antlitz schauen,
Brünstig küssen deine Hand.
Oder, bist du schon geschieden,
Eingegangen in den Frieden —
Segne meinen Pfad hienieden!

Joseph Korneli.

zigste Prälat (9) die Reihe der sankt-georgischen Vorsteher beschloß. „Solch' ein trauriges, nie erwartetes Ende nahm das ehemals so berühmte Stift Sankt Georgen auf dem Schwarzwald" (10).

Die Geschichtschreibung, wenn sie von unzeitgemäßen Gefühlen, Ansichten und Grundsätzen geleitet wird, ist eine erkünstelte und falsche; wo ihr aber andererseits ein Urtheil zur Richtschnur dient, welches den Begriff der Zeitgemäßheit nach dem blos zeitlichen Erfolge bildet, und alsdann über erloschene oder aufgehobene Einrichtungen rücksichtslos den Stab bricht, da ist sie ungerecht.

Die Klöster sind bei uns zu Grabe gelegt worden, und man hat ihnen meist eine sehr schlimme Leichenrede gehalten; die Mißbräuche, Auswüchse und Sünden, worein sie sich im Verlauf der Jahrhunderte verloren hatten, lieferten einen reichlichen Stoff hiezu. Wie aber, wenn man gewisse Fragen stellt, welche ihre späteren Leistungen und die Art ihrer Aufhebung betreffen? Unsere meisten Klöster hatten sich während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus ihrem doppelten Verfalle wieder erholt; ihre Oekonomie nahm einen glänzenden Aufschwung, ihr Geist war von den Zeitinteressen angeweht, und ihre gesellschaftliche Leistung vielfach löblich, nicht selten ausgezeichnet. Denn

---

(9) Ich gebe hier in Kürze die Series Abbatum mit Beisetzung des Wahljahres: Heinrich I 1086, Konrad 1087, Theoger 1088, Wernherr Freiherr von Zimmern 1118, Friederich 1135, Johannes Freiherr von Falkenstein 1138, Guntram 1154, Wernherr 1168, Mangold Graf von Berg 1170, Albrecht 1188, Dieterich 1191, Burkhard 1209, Heinrich II 1220, Dietmar 1259, Eberhard 1280, Walther 1284, Burkhard 1286, Berthold 1290, Ulrich I Herzog von Teck 1307, Heinrich III Edler von Stein 1334, Ulrich II Edler von Trochtelfingen 1347, Johann II Graf von Sulz 1359, Eberhard II Kanzler 1368, Heinrich IV Grivelius 1382, Johann III Kern 1391, Silvester Billing 1427, Heinrich V Ungericht 1434, Johann IV Schwigger 1457, Heinrich VI Marschalk 1467, Georg I von Ast 1474, Eberhard III Blez von Rothenstein 1505, Nikolaus Schwander 1516, Johann V Kern 1530, Nikodem Leutpold 1566, Blasius Schönlein 1585, Michael Geißer 1595, Martin Stark 1606, Melchior Haug 1615, Georg II Geißer 1627, Michael II Kerderer 1655, Johann Franz Scherer 1661, Georg III Geißer 1685, Michael III Glückherr 1690, Hieronymus Schur 1733, Zölestin Wahl 1757, Anselm Schababerle 1778, gestorben 1810.

(10) Dies Alles nach der kleinen Schrift: „Kurze Geschichte des ehemaligen Benediktinerstifts St. Georgen ꝛc. von P. Johann Baptist Schönstein, Prior und Beichtiger zu Amtenhausen. Einsiedeln, 1824."

sie wetteiferten in zwei Dingen auf das Rühmlichste mit einander — in ihren Schulen, wie in ihren Gelehrten und Künstlern.

Wenn die mönchische Orthodoxie den ächt philosophischen Forschungen nicht hold war und sie meistens vereitelte, so wurden dagegen die Diplomatik, Botanik, Mathematik und Mechanik in den Klöstern mit vorzüglichem Fleiße und Erfolge gepflegt; und wo anders etwa erzog man gründlichere Musiker? Die Malerei und Baukunst aber beförderten sie dadurch höchst verdienstlich, daß sie niemals bauten und ausschmückten, wie unsere Krämer und Fabrikanten, sondern meistens auf sehr stattliche, geschmackvolle, solide, liberale — man darf sagen wahrhaft fürstliche Weise. Wie lächerlich erscheinen zum Theil unsere modern-byzantinischen Machwerke gegen jene aus einem Grundgedanken hervorgegangenen, dem Geiste ihres Zweckes und ihrem Gebrauche entsprechenden Klostergebäude!

Dieses Lob ihrer Verdienste, glaube ich, sey die Geschichtschreibung — wenigstens den Benediktinerklöstern schuldig. Und sodann fordert die Pflicht der Gerechtigkeit von ihr, daß sie es unverholen gestehe, wie wenig Staatsweisheit, Humanität und Rechtsgefühl sich in der Art der Klosteraufhebung kundgab. Der Eifer, das schöne Vermögen so reicher Korporationen einzuziehen, machte nur zu oft taube Ohren gegen die Forderung — ich will nicht sagen der Billigkeit, sondern gegen diejenige des strengen Rechtsbegriffes. Dieses aber rächte sich alsdann auf eine höchst bedauerliche Weise; denn wer weißt es etwa nicht, wie Vieles von dem öffentlichen Klostergut in Privathände gewandert, wie vieles Andere unverantwortlich verschleudert worden und zu Grunde gegangen? Noch überall im Volke herrscht über die Aufhebung der reichen Stifte der Ausdruck: „Da hat man abscheulich gehaust," und wer in die Schriften einen Blick wirft, welche während der Aufhebungszeit zwischen Klöstern, Behörden und Kommissarien gewechselt wurden, der kann sich eines wechselnden Gefühls von Bedauern, von Wehmuth und Entrüstung nicht erwehren.

Otto von Hachberg,

Bischof zu Konstanz.

Bischof Otto erweckt in mehrfacher Beziehung unser Interesse; einmal gehört er dem badischen Fürstenhause an, und alsdann fielen in die Zeit seiner Verwaltung das große Konzilium, der Appenzeller Krieg und der konstanzische Patrizierſturz. Durch eigenes folgereiches Eingreifen in diese Ereignisse freilich hat sich Otto nicht hervorgethan; doch war seine Mitwirkung da und dort von Wichtigkeit, und man kann das Leben dieses Prälaten nicht schildern, ohne zugleich ein Bild jener thatenvollen Zeit zu geben.

Otto war der zweitältere Sohn Markgraf Rudolf des Dritten von Hachberg und der Gräfin Anna von Freiburg, kam bei gereiften Jahren als Geistlicher an das Konstanzer Domkapitel, und erhielt im Jahre vierzehnhundert und eilf, durch die freiwillige Resignation des damaligen Bischofs Albrecht zu seinen Gunsten, den ersten Anspruch auf die erledigte Inful. Er fand jedoch einen hartnäckigen Widerstand im Kapitel, welches von seiner fürstlich-liberalen Lebensweise einen noch tieferen Verfall des ökonomisch-gesunkenen Hochstiftes befürchtete. Die Sache kam zur Entscheidung nach Rom, und fiel nachtheilig für Otto aus; da aber legten sich die benachbarten Großen und Städte in das Mittel, und nöthigten das Kapitel zur Nachgiebigkeit und endlichen Wahl des unbeliebigen Kandidaten.

Bischof Otto wußte sich, trotz des üblen Rufes einer verschwenderischen Lebensweise, durch sein leutseliges Benehmen und seine Gelehrsamkeit bald beliebt und geachtet zu machen. Der Oekonomie des Hochstiftes suchte er, mit Einwilligung des Kapitels, dadurch etwas aufzuhelfen, daß man einige Besitzungen verkaufte, um die verpfändeten

*

Einkünfte wieder einzulösen. Dieses Mittel konnte aber nur wenig helfen, da während des Konziliums der Aufwand des Bischofs sehr gesteigert wurde.

Als Pabst Johann zu Konstanz erschien, wurde er von Otto und der ganzen Geistlichkeit feierlichst empfangen und auf die bischöfliche Pfalz gebracht. Die Verhandlungen des Kirchenrathes nahmen einen großartigen Fortgang, warfen aber durch die Rauchsäulen vom Scheiterhaufen des Huß und seines Schülers einen düstern Schatten auf sich. Bischof Otto hatte sich anfangs geweigert, den böhmischen Lehrer als Gefangenen zu übernehmen — indessen mußte er dem Drang der Umstände folgen, und nach Jahresfrist traf ihn die traurige Pflicht, dem Verdammten auch das Todesurtheil zu eröffnen!

Unter so vielen Geistlichen vom höchsten Range aus allen Ländern der Christenheit durfte der Bischof des Ortes nicht als der Letzte des seinigen erscheinen. Otto lebte prächtig; er unterhielt eine zahlreiche Dienerschaft und hatte einen Marstall von vierundzwanzig Pferden. Während jedoch die Menge der vornehmen Fremden sich für die Langweile der kirchlichen Verhandlungen mit Turnieren, Lustfahrten und andern Vergnügungen reichlich entschädigte, stiftete der Bischof die Freitagsglocke zu Konstanz, und der Pabst verlieh derselben einen Ablaß für alle Diejenigen, welche ihr Geläute mit einem Gebete begleiten würden.

Der einzige Vortheil übrigens, welchen Otto im Interesse seiner Geistlichkeit durch das Konzilium gewann, bestund in zwei päbstlichen Bullen, worin die Freiheit des konstanzischen Klerus von aller weltlichen Besteuerung und Belastung förmlich ausgesprochen war. Die Verhandlungen des Kirchenraths aber, wegen der Verhältnisse der Bischöfe zum römischen Stuhle überhaupt, hatten zu einem geringen Ergebnisse für die Letzteren geführt, und von dem Wenigen, was der Pabst versprach, wurde noch weniger gehalten.

So ging das große, weltberühmte Konzilium für Bischof Otto und das Hochstift vorüber wie eine glänzende Festlichkeit, deren Folgen schmerzliche Ausfälle in der Kasse und vermehrte Schulden sind. Dies war auch eine der Hauptursachen, warum im Jahre vierzehnhundert vierundzwanzig das Kapitel die Administration der stiftischen Gefälle selbst übernahm, und dem Bischof zu seinem jährlichen Unterhalte zwanzig Fuder Wein, zweihundert Mut Kernen und zwölfhundert Gulden baares Geld auswarf. Diese Beschränkung ertrug Otto natürlich höchst ungern, und wollte sie nach Jahresfrist wieder aufheben;

da aber das Domkapitel hartnäckig dabei verharrte, so kam es zu einem Prozeß, welcher nach Rom gedieh, wo der Bischof den Handel verlor. Daraus entstand große Feindschaft zwischen ihm und dem Kapitel, und viel öffentliches Aergerniß; denn am Frohnleichnamstag hielt jeder Theil die gewöhnliche Prozession für sich besonders, während der Stadtrath und die Dominikaner bei keiner derselben sich einfanden. Nur die mächtigen Verwandten des Bischofs und die Drohungen, den Streit mit den Waffen entscheiden zu wollen, vermochten endlich das Kapitel, nachzugeben und die neue Administration wieder aufzuheben. Aber zum Unglücke gestaltete sich auch die übrige Zeit der Verwesung Otto's auf eine Weise, welche keineswegs geeignet war, den zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen; denn der Appenzellerkrieg und die konstanzische Stadtrevolution forderten einen neuen Aufwand und verursachten neue Verluste.

Schon längst hatte die Irrung zwischen dem Abte von Sankt Gallen und seinen appenzellischen Unterthanen gewährt, als dieselbe im Jahre vierzehnhundert und einundzwanzig durch einen Vertrag geschlichtet wurde. Diese Schlichtung war aber ein bloßer Waffenstillstand, denn den gegenseitigen Haß konnte sie nicht vertilgen, und nach einem Jahrfünft brach die Flamme des Zerwürfnisses mit erneuter Hitze aus. Das kleine, durch Bann und Interdikt bis zur Wuth gesteigerte, immer kräftige und jetzt um so entschiedenere Bergvolk erhob abermals die Waffen, und wohl wäre damals schon geschehen, was später eintrat, hätte der Abt in dem Grafen von Tockenburg, in unserem Bischof Otto und in dem Sankt Georgenschild nicht eine Hilfe gefunden, welche ihm den Sieg verschaffte und die Appenzeller zum Gehorsam nöthigte.

Während Otto aber seinen Freund aus einer drohenden Gefahr retten half, bereitete sich in seiner nächsten Nähe ein Ereigniß vor, wodurch er genöthigt wurde, den alten Bischofsitz in Konstanz zu verlassen, und sich mit seinem Hofe nach Schaffhausen zu begeben. Es hatte sich der alte Parteihaß zwischen der gemeinen Bürgerschaft und den vornehmen Geschlechtern wieder erneuert, und in Folge der Einflüsse des Konziliums auf die städtischen Verhältnisse war das Uebel sehr gesteigert worden. Konstanz litt an einer großen Schuldenlast; es lag ein beengendes, drückendes Gefühl auf den Bürgern, und jeder Unzufriedene mochte sehnlichst eine Umwälzung oder Veränderung herbeiwünschen.

Nun begab sich, daß im Jahre vierzehnhundert neunundzwanzig

Heinrich Ehinger, ein gemeiner Bürger, durch das Versprechen, innerhalb sechs Jahren die städtischen Schulden völlig zu tilgen, bei den neuen Wahlen die beiden Aemter des Ober- und Unterbürgermeisters auf so lange zu erhalten wußte. Die neuen Verordnungen, welche dieser energische Mann sofort hervorrief, waren völlig gegen den Geist der Geschlechter, und brachten dieselben zu der Drohung, ihre Bürgerrechte aufzugeben und die Stadt zu verlassen, wenn ihnen der Rath keine Genugthuung verschaffe. Es wurde nun eine Vermittlung versucht, welche jedoch so sehr mißlang, daß der Bürgermeister mit aller Strenge gegen die Geschlechter auftrat, während sich diese in höchster Entrüstung zu dem Bischofe begaben.

Otto, mit dem Abte aus der Reichenau und dem Grafen von Fürstenberg, eilte voller Besorgniß vor den versammelten Rath, um ihn zur Nachgiebigkeit zu vermögen, wurde aber nicht einmal angehört, und kehrte unwillig zu seinen Patriziern zurück, welche sich stündlich von der aufgeregten Bürgerschaft eines Angriffes in der bischöflichen Burg versahen, wo sie bis des andern Tages versammelt blieben, und endlich, der gebieterischen Nothwendigkeit weichend, unter Ausstellung eines Reverses, den feierlichen Schwur leisteten, bis Martini des laufenden Jahres mit Weib und Kindern die Stadt zu verlassen und eine Abzugssteuer zu bezahlen.

Umsonst versuchten die benachbarten Herren und Städte, den konstanzischen Rath wieder anders zu stimmen, und die Auswanderung der Patrizier zu verhindern. Durch diese Hartnäckigkeit aber wurde Bischof Otto, welcher sich bisher redlich bemüht hatte, zur gütlichen Schlichtung der Sache das Seinige beizutragen, dermaßen aufgebracht, daß er die Stadt ebenfalls verließ, und mit dem geistlichen Gerichte nach Schaffhausen zog. Doch wich seine Entrüstung der angeborenen Güte, und der edle Fürst that auch jetzt wieder Schritte zur Ausgleichung der ausgewanderten Geschlechter mit der Bürgerschaft. Auf zwei Tagfahrten zu Konstanz wurde die Sache verhandelt, freilich ohne besondern Erfolg, bis endlich der Kaiser erschien, die Parteien verhörte, die Urheber der Umwälzung festnehmen und bestrafen ließ. Der Revers wurde vernichtet, die Geschlechter kehrten zurück, und das Stadtregiment gewann seine alte Gestalt. Sofort kam auch Bischof Otto wieder, und gab dem Rathe zum Zeichen der Versöhnung ein prächtiges Gastmahl.

Kaum aber hatte sich Otto mit der Stadt Konstanz in das alte gute Vernehmen gesetzt, so zerfiel er auf's Neue mit dem Domkapitel,

und dies Mal in dem Grade heftig, daß selbst Kaiser und Fürsten keine Vermittlung zu Stande brachten; die Kapitelherren widerstrebten dem Aufwande des Bischofs, er dagegen, der ewigen Einreden und Beschränkungen müde, wollte einen Vikar an seine Stelle setzen und sich zurückziehen. Der Handel kam nach Mainz, nach Rom — und so auf die lange Bank!

Trotz dieser Zerwürfnisse wußte sich Otto mit dem Domkapitel dennoch über zwei Satzungen zu vereinbaren, welche die Zusammensetzung desselben betrafen. Denn Dreistigkeit und Unwissenheit hatten die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit fast völlig daraus verdrängt, und sich der reichen Pfründen bemächtigt, wodurch die Anstalt in der Achtung des Volkes tief gesunken war. Der Bischof aber wollte die Mahnungen der Zeit, die so sehr gegründeten Rufe nach Entfernung der Mißbräuche und des Aergernisses aus dem Kreise der Geistlichkeit nicht ungehört verschallen lassen. Wie er schon im Jahre vierzehnhundert vierundzwanzig auf einer Synode durch verschiedene Verordnungen der Sittlichkeit unter dem Klerus seines Sprengels aufzuhelfen gesucht, so gingen jetzt jene Satzungen von ihm aus, deren die eine von den Adeligen alle Unsittlichen, von den Bürgerlichen alle Unstudirten, überhaupt aber alle unehelich Geborenen und alle fremden Eindringlinge zur Aufnahme in das Kapitel für unfähig erklärte; während die andere bestimmte, daß Keiner mehr Probst, Dekan, Archidiakon, Kantor oder Kustor werden könne, ohne bereits eine Dompräbende zu besitzen.

Noch Mehreres ist aufgezeichnet, wodurch Bischof Otto die Sache seines Hochstiftes oder seiner Diözese gefördert hat; im Interesse der römischen Kirche schrieb er über das Verhältniß des Pabstes zum Generalkonzil eine Abhandlung, und zur Hebung der Frömmigkeit zwei andere. Bald aber, nachdem jene Statute ergangen waren, wurde Otto von der damals herrschenden Valentinskrankheit befallen und zur Resignation seines Amtes genöthigt; er begab sich in die Einsamkeit der Minoriten zu Konstanz, und starb daselbst am fünfzehnten November tausend vierhundert siebenunddreißig.

Der Sänger

Braunwart von Augheim.

In einer der fruchtbarsten Gegenden des obern Breisgaues, zwischen Müllheim und Schliengen, etwas abgelegen von der Landstraße, größtentheils umgeben von den sanften Vorhügeln des Hochblauen, welche sich hier als üppige Weinberge in die Ebene verlieren, ruht das Dorf Augheim, nach dem Volksmunde „Auggen" genannt. Ausser Müllheim und Schliengen bilden Steinenstadt und Neuenburg am Rhein, wie Badenweiler, Feldberg und Eckenheim im Gebirge, auf ein und zwei Stunden die Nachbarschaft des wohlbewohnten und wohlhabenden Marktfleckens. Seine Hauptnahrungsquelle ist der Frucht- und Weinbau, dessen Ertrag in guten Jahren reiche Fülle bietet.

Eine so glückliche Lage läßt uns annehmen, daß der Ort unter die früheſt kultivirten Plätze seiner Landschaft gehöre, obwohl ihn die vorhandenen Urkunden erst im eilften Jahrhundert erwähnen. Damals gehörte er wohl zu den zäringischen Besitzungen, gedieh sofort als Bestandtheil der Herrschaft Badenweiler an die Grafen von Freiburg (1), und befand sich als gräfliches Lehen in der Hand eines eigenen Adels von Augheim. Wir finden aber schon in der ältesten Zeit verschiedene andere Inhaber von bedeutenden Gütern und Rechten daselbst. So gehörte die augheimische Pfarrkirche mit Zehnten, Weingärten

(1) Nach einer Urkunde von 1276 vermachte Graf Heinreich von Freiburg, da er keine Kinder hatte und im Begriffe war, eine große Reise zu unternehmen, seinem Bruder Egeno auf gewisse Bedingungen hin das Schloß Badenweiler, die Stadt Neuenburg und das Dorf Augheim mit allen Zubehörten, Mannen und Dienstleuten. Sachs, bad. Gesch. I, 199.

und übrigen Zubehörten dem reichen und angesehenen Hause Lenzburg und wurde von demselben an das Gotteshaus Beronmünster vergabt (2); so hatte das Domstift Konstanz ein Hofgut in dem Dorfe (3); so besaßen dort der Johanniterorden (4), das Kloster Thennenbach (5), der Graf von Frohburg (6) und der Freiherr von Usenberg (7) mehrere Eigen- und Lehengüter, Zinse, Gilten und

(2) Wenn Graf Ulrich von Lenzburg, nach einer Urkunde von 1036, für den Unterhalt des beronmünster'schen Schirmvogts nebst Anderem das „dimidium ecclesiae in *Ouchein* cum vineto" bestimmte, wie nach dem alten Klosternekrolog das Gotteshaus „praediis *Ougheim*, Magaton et Stoufen, manso in Menzekon et praediis in *Kerns*" beschenkte (vergl. *Neugart*, cod. Alem. II, 26), und Kaiser Friedrich I i. J. 1173 den Beronmünsterern „ecclesiam in *Ouchein* cum decimis, vinetis et appendiciis" als eine Schenkung Graf Ulrichs bestätigte (vergl. *Herrgott*, cod. probat. I, 190), so ersieht man hieraus wohl, daß das lenzburgische Eigenthum in Augheim bedeutend war, und daß das Stift Beronmünster durch den Besitz der Kirche mit Zehnten, Weingärten und andern Zubehörten daselbst den Vorrang vor den übrigen Theilhabern erlangen mußte, wenn auch der Ausdruck des Nekrologs: „praedio *Ougheim* ditavit" nicht den Sinn enthält, als habe Graf Ulrich das Kloster überdies noch mit dem Hofgut Augheim κατ' ἐξοχήν, d. h. mit dem dortigen Fronhofe begabet. In der ältesten kaiserl. Bestätigung der beronmünster'schen Besitzungen von 1048 (bei *Herrgott* I, 119) lautet die hieher gehörige Stelle: „In pago *Brisichgowe*, in villis Mulinheim et *Ougheim*, in comitatu *Bertholdi* comitis".

(3) Das bekannte Diplom Friedrichs I über die Gränzen des konstanzischen Sprengels (bei *Neugart* II, 86) zählt zu den Besitzungen des Domstifts auch „curtim in Buggingen, curtim in Uringen et curtim in *Oucheim*".

(4) Zinsrodel des Neuenburger Johanniterhauses aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(5) Urbar des Klosters Thennenbach aus dem vierzehnten Jahrhundert.

(6) Eine Urkunde von 1208 (bei *Neugart* II, 125) enthält die Schlichtung eines Streites zwischen dem Stift Beronmünster und dem Grafen von Froburg „super patronatu ecclesiae *Oucheim*, quae sita est in episcopatu constantiensi, in pago *Brisaug*". Beide Parteien sprachen das Patronat- und Stiftungsrecht an (comes a legitimis haeredibus id possedisse asserebat), theilten dasselbe aber endlich, um es alternatim auszuüben. Da das Haus Lenzburg damals schon erloschen war, so läßt sich vermuthen, die Froburger haben jenes Recht mit den Gütern zu Augheim, welche i. J. 1289 an das Stift gediehen (vergl. Müller, Schweiz. Gesch. I, 588), aus der lenzburgischen Erbschaft erworben.

(7) Nach einer Urkunde von 1237 (bei *Neugart* II, 170) behaupteten die Ritter von Kienberg das Vogtrecht „super bonis ecclesiae Beronensis in *Ochein*" von den Edlen von Usenberg zu Lehen empfangen zu haben; was sich übrigens als falsch herausstellte.

andere Gerechtigkeiten; und in späterer Zeit erscheinen, neben den Frauen von Gutenau, auch die Ritter von Baden, von Neuenfels und von Schliengen, die Boharde und Sermenzer, wie noch andere Patrizier oder Edelknechte der Nachbarschaft, als Haus-, Güter- und Gültbesitzer zu Augheim (8).

Von diesen Familien wollen wir jene „einheimische" nach dem Dorfe selbst benannte hier näher betrachten, da einer unserer vaterländischen Minnesänger aus ihr hervorging. Es blühte nämlich seit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts ein Adel von Augheim — man vermag nicht mehr zu sagen, ob als einstiges Freiherren- oder schon ursprünglich als Dienstmannsgeschlecht. Jedenfalls aber war dasselbe im Dorfe ansäßig und reichbegütert. Nachdem die Zelle zu Bürgeln gegründet worden, erkaufte der dortige Probst von dem Ritter Reginald von Augheim ein Jauchert Reben bei Zizingen, und später schenkten die Gebrüder Gerung, Johann und Heinrich, wahrscheinlich dessen Söhne, dem neuen Gotteshause zwei Jaucherten Rebgeländ zu Altingen nebst einem Acker im besten Oesche des augheimischen Dorfbannes (9). Gleichwie aber allenthalben in unseren Gegenden sich der kleine Landadel während des dreizehnten und folgenden Jahrhunderts nach den benachbarten Städten zog, daselbst bürgerlich einkaufte und das Patriziat neben dem gemeinen Bürgerthum bildete, so finden wir auch die Ritter von Augheim neben denen von Neuenfels und andern in der Stadt Neuenburg ansäßig und als Rathsglieder und Schuldheißen ausgezeichnet (10).

So viel im Allgemeinen über die Familie von Augheim; wenden wir uns nun zu demjenigen ihrer Glieder, welches durch seine lieblichen Gesänge den augheimischen Namen auf die Nachwelt gebracht hat! Denn daß der Minnesänger „Braunwart von Augheim" unserm alten Breisgauer Adel angehöre, müßte man, wenn es nicht

---

(8) Sie erscheinen sämmtlich in dem angeführten Zinsrodel und Urbar.

(9) »Wipertus et Heinricus praepositi emerunt unum jugerum uineae IV talentis in uico *Cicinchouin* a *Reginaldo* milite de *Oucheim*. *Gerunc de Oucheim* et fratres eius *Johannes* et *Heinricus*, dederunt duo jugera nineae in uilla *Altilinchouin* in loco Wendin uocitato. *Gerunc de Oucheim* dedit unum agrum in optimo fundo prope uillam.« Chron. *Bürglense*, 382.

(10) In einer Urkunde von 1265 (bei Schreiber I, 61) erscheint „Herr Ruodolf von Ouchein, Schultheiße zu Nüwenburg", und in einer andern von 1295 erscheinen „Herr Johanns Brunwart von Ouchein, Herr Berthold der Serinzer und Herr Ruodolf Böhart, Ritter von Nüwenburg".

mit Bestimmtheit nachzuweisen wäre, schon folgerungsweise annehmen, indem weit und breit in Deutschland kein anderes gleichbenanntes Geschlecht vorhanden war. Es treffen aber Zeitalter, Name und Wappen des Sängers mit den urkundlichen Denkmalen unserer augheimischen Ritterfamilie auf's Genaueste zusammen, wodurch jeder Zweifel darüber gehoben wird.

Herr Braunwart lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, und führte auf seinem goldenen Wappenschilde einen durch dessen Mitte senkrecht laufenden schwarzen Balken mit drei weißen Rosen, wie es der manessische Kodex angibt (11). Sehen wir uns nunmehr nach den Urkunden um, welche der augheimischen Ritterfamilie erwähnen, so nennt eine solche vom Jahr zwölfhundert sechsundachtzig Herrn Braunwart von Augheim als Lehensmann Markgraf Heinrichs von Hachberg (12), eine andere spricht von Herrn Braunwarts Matten, Reben und Holz im Augheimer Banne (13), und eine dritte ist mit dem augheimischen Siegel behangen (14), welches ganz dem bezeichneten Wappen entspricht. Endlich melden die Chro-

---

(11) „Die manessische Sammlung (der Minnesänger) aus der Pariser Urschrift, ergänzt und hergestellt durch F. H. von der Hagen." IV, 417.

(12) „Anno 1286, an St. Lorenzen Abend, übergibt M. Heinrich II die Eigenschaft und alles Recht, welches er hatte an dem Geld, so Herr Brunwart von Ougheim, Ritter, aus der Frauen von Adelhausen Hofe zu Griesheim und zwar als ein Lehen von ihm zu genießen hat, gedachtem Kloster ledig und frei." Sachs, bad. Gesch. I, 411.

(13) Item — nebint hern *Brunwarten* vffen Witun. Item — nebint hern *Brunwartes* rebin. Item — vssen an hern *Brunwartes* mattun. Item — an deme Steinacker vnder hern *Brunwartes* holz." Das Thennenbacher Urbar, S. 233.

(14) Vertrag zwischen dem Leutpriester zu Auggen und dem Stift Beromünster über die Pfarrkompetenz, gegeben zu Neuenburg „in den Ernen" 1295, besiegelt durch Herrn „Johans Brunwart von Ouchein und Bechtold den Serinzer, Ritter."

Ausser diesem augheimischen Siegel fand ich später noch ein zweites, deutlicher ausgedrücktes, und zwar an einer Urkunde des Johann Braunwart selbst vom gleichen Jahre, und ein Zufall führte mir jüngst in dem historischen Versuch über „die Herrschaft Bucheck" (Bern, 1840) eine Abbildung des altgräflich buchecki schen Siegels in die Hand, welches mit dem augheimischen eine überraschende Aehnlichkeit hat. Wäre es zu weit gegangen, wenn man annähme, die Herren von Augheim hätten zum Dienstadel der Grafen von Bucheck in Kleinburgund gehört und seyen während der zäringischen Verwaltung des Landes nach dem Breisgau gekommen?

niken auch Etwas von zweien Schlössern in Augheim, deren eines höchst wahrscheinlich das Stammhaus unserer Familie war; dieselben wurden in dem damaligen Kriege der „Sterner", wozu die Sermenzer und die von Augheim als freiburgische Lehnleute gehörten, gegen die „Psittiche", denen die Bürgerschaft von Neuenburg anhing, durch diese letzteren zerstört (15).

Leider enthalten die Lieder unseres Sängers nicht die leiseste Andeutung, woraus obige Nachrichten in Etwas ergänzt werden könnten. Es sind reine Liebeserzeugnisse, von welchen der berechtigtste Beurtheiler (16) sagt: „Die fünf Lieder Braunwarts von Augheim halten sich im allgemeinen Kreise des Minnegesanges ohne hervortretende Eigenthümlichkeit und geschichtliche Bezüge; im Mai die Sehnsucht nach dem rothen Mündlein; im Winter der freudige Sang der Hoffnung auf den Trost der Minne; im Sommer-Reigen mit den Jungen

---

(15) „Omnes de progenie *Novicastri* am See, marchiones de *Hachberg* et domini de *Roeteln* fuerunt Psittaci; comites vero de *Habsburg*, de *Pfirt* et de *Friburg* fuerunt Stelliferi. Neoburgenses invalente bello, auxilio episcopi basileensis, oppidum *Bladolzheim* comitis Rudolfi (von Habsburg) et turrim in *Othmarsheim* destruxerunt. Nobiles autem dicti *Sermenzer* et alii (worunter sicherlich auch die von Augheim) cum comite existentes, nimis laeserunt burgenses, quibus (den Sermenzern ꝛc.) duo fortalitia in *Ougheim* et castrum *Gerstenek*, item castrum *Froschbach* prope Banzenheim, demolita fuerunt." *Albertus* argent. bei Wursteisen II, 99.

Die in Basel durch die Eifersucht zwischen den Patrizierfamilien Schaler und Mönch, entstandene Spaltung der „Sterner" und „Psittiche" verbreitete sich bei den damaligen politischen Kämpfen bald auch im ganzen Oberelsaß und Breisgau, und als der damalige Held des südwestlichen Reiches, Rudolf von Habsburg, den Sternern beitrat, so ging die Parteiung in eine habsburgische und gegenhabsburgische über. Im Grunde waren es die verkleinerten Ghibellinen und Guelfen. Alle Händel und Fehden bewegten sich in dieser Parteiung, und man kann die Erzählung derselben, wie sie die Chroniken mittheilen, durchaus nicht verstehen ohne diese Richtschnur. Vergl. Ochs, Gesch. von Basel I, 328.

Die Bürger von Neuenburg, welche den Grafen von Freiburg tödtlich haßten, zerstörten also damals dem freiburgischen Vasallenadel seine Schlösser, und hierunter auch die beiden Vesten zu Augheim; denn der Haß gegen die Augheimer und Sermenzer war um so heftiger, da dieselben der Stadt als Bürger angehörten und nun aber gegen die städtischen Interessen dem Feinde anhiengen.

Der Name „zem burgelin", dessen das Thenneb. Urbar unter der Rubrik „Ougheim" erwähnt, deutet ohne Zweifel auf eines dieser Schlösser.

(16) Von der Hagen a. a. O.

sollen ihm diese bei der Gepriesenen zum Lohn der Treue verhelfen; dann trauert er wieder bei der allgemeinen Sommerfreude; endlich, als der Winter dem Sommer das Feld räumen muß und überall Freude auf der Straße ist, tröstet er sich mit dem einst empfangenen Gruße der Minniglichen. Sprache und Reime sind gebildet, die Weisen einfach, trochäisch und sämmtlich dreistrophig."

Ich theile das erste dieser Lieder zum Schlusse hier mit, und zwar (mit einigen Veränderungen der alten Schreibweise) in der Ursprache, damit der Leser zugleich daraus ersehen möge, wie weich und wohlklingend die damalige Mundart gegen das heutige Hochdeutsch war.

„Schauet uf die grüne Haide,
Wie gar wunniglich sie lit.
Seht, was lichter Augenwaide
Uns gebracht die Maien-Zit!
Doch muß ich in Sorgen sin,
Ob mich lat in sendem Leide
Die viel liebe Fraue min."

„Ich gesah bi minen Jahren,
Was ich Frauen han gesehn,
Nie ein Wib sowohl gebaren.
Ja, ich muß fürwahr es jähn:
Die, vor der ich minen Lib
Und die Sinnen sollte wahren,
Ist ein minnigliches Wib!"

„Sollt' ich ihrem rosen Munde
Nahen so, daß mich ihr Gruß
Minem Herzenleid entbunde —
Seht, so wär' mir Truren Buß',
Und ich wollt' in Freuden sin,
Ob ich nit zu einer Stunde
Küßt' ihr rothes Mündelin."

Eine Wanderung

durch

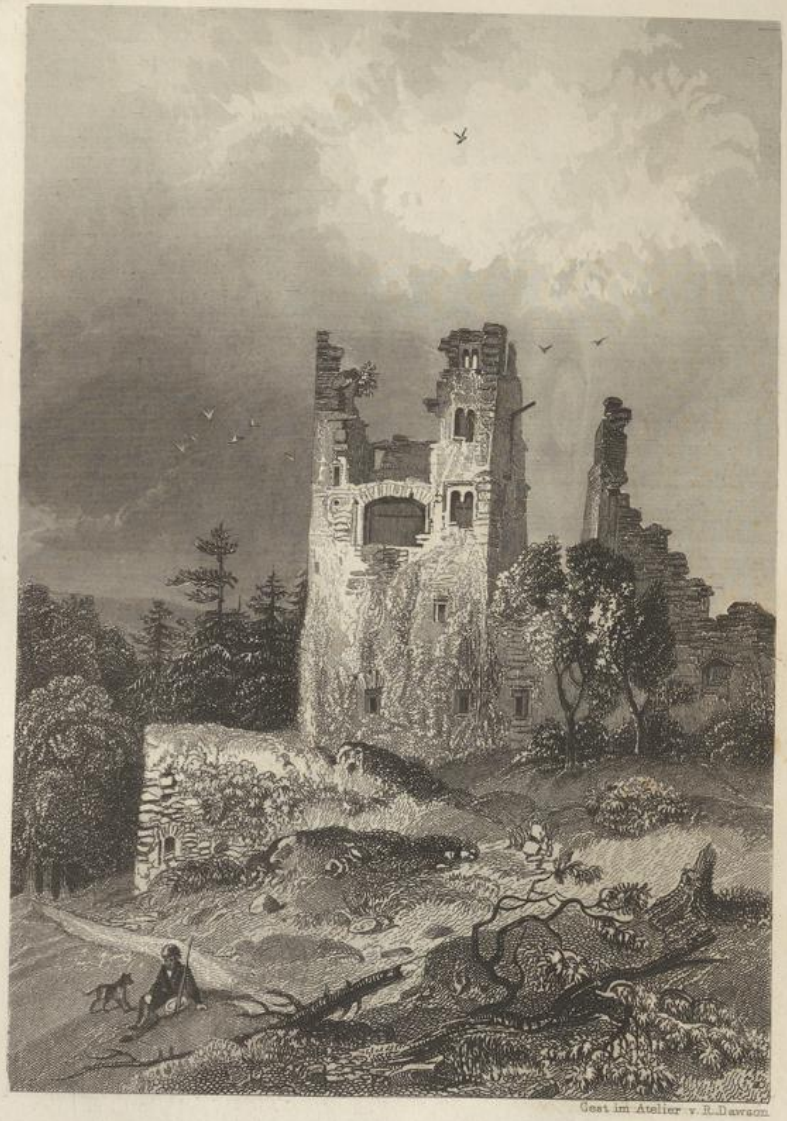
die Landschaft Ortenau (1).

Während die Gegenden von Heidelberg und Baden-Baden, von Freiburg, Badenweiler und Konstanz als die schönsten im südwestlichen Deutschland berühmt geworden sind, ließ der Reisende die Landschaft von Achern und Oberkirch mit ihrem Sasbachwälder, Kappler, Lierbacher und Renchthal gleichgiltig zur Seite liegen; und doch bietet dieselbe zahlreiche Stellen dar, welche von nichts Aehnlichem übertroffen werden. Ja, ich möchte fragen, wo nach weithin findet sich auf so kleinem Raume eine so reiche Abwechslung eigenthümlicher Schönheiten? Drei Tage reichen hin, um aus den üppigsten Gefilden der Ebene über einen der höchsten und wildesten Rücken des schwarzwäldischen Gebirges und durch sechs verschiedene Thäler zu vier Städten, zehn bedeutenden Dorfschaften, sieben Badeorten und gegen zwölf alten Schlössern (2) zu gelangen — lauter Gegenden, wo der Wanderer von Szenen und Fernsichten überrascht wird, welche des berühmtesten Pinsels würdig wären.

Die Krone dieses landschaftlichen Reichthumes aber bilden das Panorama auf dem Brigittenschloß und die Wasserfälle bei Aller-

(1) Ein Bruchstück des Aufsatzes ist abgedruckt im deutschen Familienbuch I, 168.

(2) Achern, Oberkirch, Oppenau und Offenburg; Kappel, Ottenhöfen, Lautenbach, Durbach u. s. w.; Hub, Erlenbad, Sulzbach, Freiersbach, Antogast, Petersthal und Griesbach; Windeck, Hohenrod, Rodeck, Bosenstein, Schauenburg, Staufenberg u. s. w.



Gest im Atelier v. R. Dawson.

RUINE SCHAUENBURG

Badische
Landesbibliothek

heiligen. Ich bin sicher, Niemand wird diese Stellen besuchen, ohne von Erstaunen ergriffen zu werden und gestehen zu müssen, daß er so Großartiges und Reiches nicht vermuthet hätte. Bei mir ließ der Besuch derselben einen Eindruck zurück, welcher noch lange nicht verwischt seyn wird.

Auf einer Anhöhe bei Achern hat man einerseits die weite Ebene des Rheinthales vor sich, wie dieselbe, von unzähligen Dörfern, von Wiesen, Feldern und Waldungen bedeckt, von der Landstraße, der Eisenbahnlinie und dem Rheine durchschnitten, bis zu den fernen Vogesen sich ausdehnt; andererseits die ganze westliche Abdachung des ortenauischen Schwarzwaldes, von den sanften, mit Weinreben, mit Kirschen- und Kastanienbäumen besetzten Vorhügeln über die waldigen Abhänge bis zu den nackten Scheiteln des Hochgebirges.

Diese Ansicht ist ausserordentlich schön und mannigfach. Zunächst stellt sich die neu erbaute Irrenheilanstalt auf der heitern Illenau wie eine kleine Stadt dem Blicke höchst wohlgefällig dar; sodann gegen Süden folgt Oberachern mit seinen Papiermühlen an der muntern Acher, die Sankt Antonskapelle auf ihrer lieblichen Anhöhe, endlich der rebenbekränzte Bienenbuckel, an dessen Fuß das Kappler Thal und das Waldulmer Nebenthal mit ihren herrlichen Wiesen und Kirschenpflanzungen sich aufthun, freundlich beherrscht von der alterthümlichen Burg Rodeck; gegen Mitternacht aber erscheint die üppige Hügelgegend des Erlenbades und des Laufer Thales, von wo das neue Schlößchen Aubach und die Ruinen von Neuwindeck herüberschauen; weiterhin alsdann das stolze Thurmpaar von Altwindeck und selbst noch die ferne Iburg, und in der Mitte dieses herrlichen Rundgemäldes erhebt sich großartig der mächtige Granitberg von Hohenrod mit den Trümmern des Brigittenschlosses, hinter welchem sich der langgedehnte Rücken der Hornisgrinde hinzieht.

Um die Osterzeit, wo sich in frühwarmen Jahren das erste Laub entfaltet und die Kirschenblüthe in ihrer üppigsten Fülle steht, trat ich mit einem der Gegend kundigen Freunde meinen Ausflug in diesen Garten des Landes an, von Achern über das Erlenbad nach dem Hügel von Neuwindeck und sofort nach der Felsenhöhe des Brigittenschlosses. Der Weg schlängelt sich angenehm über mehrere Vorhöhen aufwärts an etlichen einsamen, höchst malerisch gelegenen Höfen vorbei. Von einem der letzten, wo man die Kuppe des Hohenroder Berges gerade vor sich hat, nahmen wir, um uns den kürzesten Weg weisen zu lassen, ein Mädchen mit, welches bald vorausprang, wie

ein Reh. Allmählig verlor sich der Pfad zwischen dem dichten Granitgerölle, womit der steile Abhang auf unserer Seite bedeckt war. Die kleine Führerin hüpfte aber mit spielender Leichtigkeit von einem Steine zum andern, während wir selbst uns mühsam hindurch fanden. Diese Mühseligkeit wurde vermehrt durch die Witterung, indem es immer stärker schneete und windete, je höher wir stiegen, und als die Region begann, wo noch der alte Winterschnee zwischen den Granitblöcken lag und den sichern Boden verbarg, wurde unser Gang in der That gefährlich. Das flüchtige Mädchen hatte sich schon auf die höchste Felsplatte geschwungen, und blickte kindisch triumphirend auf uns herab, als wir noch empor kletterten, mit Hand und Fuß festen Grund suchend, um nicht auszuglitschen und in die Tiefe zu stürzen.

Die Trümmer des Brigittenschlosses bestehen noch aus der östlichen Wand eines Geviertthurmes, welche auf einem kolossalen Granitblocke ruht, dessen Gestalt sich wie ein natürliches Bollwerk von dem übrigen Rücken des Berges unterscheidet. Er ist gegen Norden gelegen, und verhinderte uns, die Aussicht eher zu genießen, als bis wir seine Höhe erreicht hatten — hier aber, wer beschriebe den Anblick, der sich dem halbgeblendeten Auge mit einem Male aufthat! Mir schwindelte lange Zeit; ich vermochte Nichts mit Bestimmtheit zu erfassen. Gleich einem farbigen Meere schwamm die Landschaft zu meinen Füßen, wie in wogender Tiefe und wie in's Unermeßliche. Erst nachdem ich allmählig einen festen Halt gewonnen, erschien sie mir in ihrer großartigen Ruhe, mit den reizenden Einzelheiten der Nähe und dem zauberhaften Schleier der Ferne. Die ganze, fruchtbare, wohlbebaute und reichbewohnte Ortenau, das ganze mittlere Elsaß lagen vor mir ausgebreitet — ein ungeheurer, herrlicher Teppich, vom Silberstrome des Rheines durchschlängelt, und von der Riesenkette der Vogesen begränzt!

Während sich hier aber unserem Blick eine blühende Landschaft darstellte, auf welche die Streiflichter der Abendsonne einen magischen Schein warfen, trat ihm auf der andern Seite das schwarzwäldische Gebirge entgegen — der langgedehnte, mit Schnee bedeckte Rücken der Hornisgrinde, von düsteren Wolken überragt, und die schauerliche Tiefe des Seebacher Thales, welches schon wie in den Schleier der Nacht gehüllt schien. Der Gegensatz dieser Aussichten, der Wechsel von Sonnenblicken und Schneegestöbern, worunter wir auf der rauhen Höhe verweilten, der Anblick der kühnen Ruine, des wilden Felsgerölles am Abhange und der räthselhaften Granitblöcke, welche wie Trümmer

von Kyklopenmauern sich auf der Berghalde erhoben — all' das verlieh unserer Lage etwas höchst Abenteuerliches, was man unmöglich beschreiben kann.

Wir entließen nun unsere leichtfüßige Führerin, gebührlich beschenkt, und nahmen den Rückweg auf dem alten Burgpfade, welcher bequem zu gehen ist. Da wir ziemlich Hunger und Durst verspürten, so war uns ein Bauernhof, den wir an der Westseite des Berges erreichten, ganz erwünscht, und glücklicher Weise fanden wir darin eine gastliche Aufnahme. Die süße Milch, der frische Käs und das rauhe Brod mundeten uns vortrefflich, während auch die Unterhaltung mit Bauer und Bäuerin, Kind und Großvater höchst ergötzlich war.

Im Verlaufe des Gespräches erkundigten wir uns sodann über das Brigittenschloß, und vernahmen zunächst, daß vor Kurzem noch weit mehreres Mauerwerk und der Thurm beinahe noch ganz gestanden, daß aber einige Bauern aus der Gegend, um einen vergrabenen Schatz zu heben, den größten Theil mit Pulver gesprengt hätten. Von diesen Schatzgräbern habe sich hernach einer im Rauchfange seines Hauses erhängt, und der Leichnam sey nach Jahr und Tag völlig ausgetrocknet gefunden worden.

Die Sucht der Schatzgräberei ist ein eigener Zug in unserem Landvolke; ich wüßte keine Gegend, wo man nicht ähnliche Historien erzählt, und fast keine Burg- oder Klosterruine, welche verschont geblieben wäre von der umwühlenden Hacke dieses Aberglaubens. Vielfache Untersuchungsakten sprechen von jahrelangen Vorbereitungen, von weiten Reisen und Verbindungen, selbst von den größten Geldopfern, denen sich die Bauern oftmals unterzogen. Freilich aber steckte meist ein Betrüger dahinter, welcher die Leichtgläubigkeit und die Geldgier solcher Thoren für seinen eigenen Beutel benützte.

Nach dieser Schatzgräbergeschichte erfuhren wir noch einige Sagen aus der mittelalterlichen Vorzeit, welche sich an den Namen Brigitte und an die kühne Lage des Schlosses knüpfen. Denn wirklich war es ein abenteuerlicher Gedanke und ein kühnes Unternehmen, auf einer so rauhen, unwirthlichen und schwer ersteigbaren Höhe eine bleibende Wohnstätte, einen Burgsitz zu erbauen. Der Volksaberglauben erfand daher das Mährchen, die Veste sey ursprünglich am Fuße des Berges gestanden, von der Zauberin Brigitte aber, unter Donner- und Blitzschlägen, durch die Luft auf die steile Felshöhe versetzt worden. Und in der That enthält dieses Bild etwas sehr Bezeichnendes — so sieht die zerfallene Veste noch immer aus auf ihrer Felsunterlage, hoch

über aller Landschaft, von kolossalen Granitblöcken und zahllosem Gerölle umgeben!

Geschichtlich ist von dem Schlosse nur Weniges bekannt. Ich vermuthe, daß ein fränkischer Dynast der ältesten Zeit den Gipfel des Berges, um sich eine Warte darauf zu erbauen, von Gestein und Gestrüppe säubern ließ, woher alsdann der Name Hohenrod entstanden seyn mag. In späterer Zeit findet man eine badische Vasallenfamilie im Besitze des Schlosses, welche von demselben die Röder genannt wurde (3). Sie theilte sich in mehrere Linien, in die von Hohenrod, von Iberg, von Neuweier, von Reinichen und von Diersburg, welch' letztere allein noch fortblüht. Die erstere hatte sich von ihrer steilen Höhe in das benachbarte Thal herabgelassen, und den neuen Wohnsitz Rodeck erbaut, erlosch aber bald daselbst, worauf die kleine Veste an das Geschlecht von Neuenstein gedieh. Nach dem Abzuge ihrer Bewohner behielt die Burg Hohenrod nur noch durch ihre der heiligen Brigitta gewidmete, mit besondern Stiftungen versehene Kapelle einige Bedeutung, wodurch sich die im Volksmund entstandene Benennung „Brigittenschloß" von selbst erklärt.

Der Rückweg führte uns durch das Thal von Sasbachwald herab, wo Buchen- und Kastanienhaine, Bergäcker und Thalwiesen, Erlen am Bach, Aepfel-, Nuß- und Kirschbäume an den Abhängen, mit den zerstreuten Bauernhöfen so lieblich abwechseln, daß der Wanderer sich nicht satt daran sehen kann. Es wird Einem wohl und heimisch in solcher Natur und Umgebung; die Leute sind freundlich und gefällig, und haben es nicht ungerne, wenn man sich in's Gespräch mit ihnen einläßt. Sicherlich, wenn die badische Eisenbahn vollendet ist, so wird diese Gegend von Fremden zahlreich besucht werden, und ihre Schönheit die verdiente Anerkennung finden.

---

(3) Schöpflin (Alsat. illustr. II, 714) sagt: „Frequentes sunt per Germaniam *Röderorum* gentes, a se invicem diversae. Nostros *Ortenavia* peperit, interque suos Alsatia aliquando recepit. *Albertus* dictus Röder, miles, castrum *Hohenrod* ab ecclesia argentinensi tenuit anno 1336. Tum quoque *Johannes* et *Arbogastus*, dicti Röder, fratres armigeri, residentes in castro *Rodeck* occurrunt. Sunt alii de *Reinichen* et de *Neuweiler* dicti. Agnomen de *Diersburg* Röderis serius accessit."

In unsern Urkunden erscheinen als Zeugen: „*Burchardus* et *Henricus* Rodarii de Iberg" 1245, sodann „*Burchardus* miles dictus Rodarius" 1246, ferner „*Burchardus* et *Fridericus* Rodarii" 1265, endlich „*Dietherus* Rodarius" 1277.

Am folgenden Morgen des Ostersonntags machten wir uns frühe auf den Weg nach Allerheiligen. Das schönste Wetter begünstigte den Ausflug. Wir betraten das Kapplerthal, welches von blühenden Kirschbäumen wie bedeckt war, und hatten bald den stattlichen Flecken Kappel erreicht, wo die Leute eben zur Kirche gingen. Hier war die Kräftigkeit vieler Männer und das zarte Antlitz manches Mädchens zu bewundern — nur die Tracht, wenigstens des weiblichen Geschlechts, wollte uns nicht gefallen, da sie keinen entschiedenen Charakter hat, und den natürlichen Wuchs verunstaltet. Es geht immer für eine schöne Gegend viel verloren, wenn der Kleidungsweise ihrer Bewohner ein entsprechendes Gepräge mangelt, weil der Einklang zwischen Natur, Wohnart und Kleidertracht eine Landschaft erst wahrhaft malerisch und poetisch macht.

Nach einer kleinen Erfrischung bestiegen wir den Hügel, von welchem das kleine Rodeck so einladend in das Dorf herabschaut. Der Burgweg ist angenehm geschlängelt, und führt zuletzt noch ein Paar Schritte weit durch eine Felsschlucht, deren mittlere Stelle mit einem Sandsteine so bedeckt wird, daß sie ein natürliches Thor bildet. Das Schlößlein verräth den Styl des fünfzehnten Jahrhunderts, ist noch bewohnt und von niedlichen Anlagen umgränzt. Die wundervolle Aussicht, welche man aus seinen Fenstern genießt, beherrscht das herrliche Kapplerthal, wie einen Theil des Waldulmer- und einen Theil des großen Rheinthales. Ungerne scheidet man von diesem lieblichen Landsitze, welcher mit den Ueberresten des Alterthums das blühende Leben der Gegenwart vereinigt.

Von Kappel führt der Weg thalaufwärts nach Ottenhöfen, in dessen Nähe sich die verschiedenen Wasser der umgebenden Nebenthäler vereinigen und die Acher bilden. Die Gegend verdient einen Besuch wegen der Burgruine von Bosenstein und des Wasserfalles beim Edelfrauengrab, ohnweit hinter dem Dorfe. Das Thal verengt sich hier bedeutend und nimmt schon ein wilderes Gepräge an, ist jedoch immer noch freundlich und heimisch, auch verleiht ihm der kegelförmige, grünbewachsene Burghügel einen einladenden Reiz. Von dem im Bauernkrieg zerstörten Bosenstein selbst ist nur ein niederes Stück des Thurmes und einiges überwachsene Gemäuer noch übrig, was jeder Alterthums- und Geschichtsfreund gewiß mit mir bedauert, da dieses Schloß im späteren Mittelalter auf weithin durch die Gegend eine so wichtige Rolle gespielt hat.

Die Annahme eines Gründers der Burg mit Namen Boso lasse

*

ich dahingestellt seyn, und bemerke dabei nur, daß urkundlich eine Familie von Bosenstein erst im vierzehnten Jahrhundert erscheint (4). Ob dieselbe ein reichsunmittelbarer oder ein ebersteinischer Vasallenadel gewesen, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls lebte sie in geringen Verhältnissen, und war schon frühe so sehr verschuldet, daß Herr Hanns und sein Sohn Obrecht sich im Jahre vierzehnhundert und fünf genöthigt sahen, den Bosenstein mit seinem ganzen Inbegriffe an die Edlen von Sickingen und Rieppur zu verkaufen. Während der vielfachen Wirren jener Zeit aber wechselte die Burg im Besitze verschiedener Herren, und bildete sich endlich zu einer der bedeutendsten Ganerbschaften der Ortenau heran.

Solche Gan- oder Gemeinerbschaften wurden errichtet unter mehreren Inhabern einer Burg zur Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung innerhalb des gemeinschaftlichen Bezirks. Der bosensteinische Burgfrieden erstreckte sich aber vom Schlosse bis gen Kappel in die Laube, von da am Leiterweg aufwärts über Schönbuchen und über die Grinde nach Allerheiligen hinab, von da am Sankt Ursulenweg hinaus auf den Hauenstein, sodann gegen Rodeck und von da bis wieder nach Kappel. Innerhalb dieser Gränzen gehörte Alles an Leuten und Gütern, mit Gerichtsbarkeit und Jagdrecht, den Burgsassen von Bosenstein, als Mitgliedern der freien Reichsritterschaft in der Ortenau. Der Zweck des Friedens und der Ordnung wurde aber meist nur spärlich erreicht, da die bosensteinischen Gemeiner sowohl unter sich als mit ihren Nachbaren in vielfache Händel geriethen, wobei Hinterlistungen, Gewaltstreiche und Grausamkeiten nichts Seltenes waren. Wer möchte die Seufzer zählen, welche im Blockhause auf dem Bosenstein verhallt sind — vor und nach jenem Oberkircher, dessen Gefangenschaft ein Hauptgrund der Fehde vom Jahr vierzehnhundert siebenundsiebzig zwischen den Schauenburgern und den Pfauen von Rieppur gewesen! Allmählig aber verschwand der Charakter einer Ganerbschaft, und während des dreißigjährigen Kriegs ging die Burg Bosenstein mit ihren Zubehörten von der erloschenen Familie von Hattstein als ein wiedervereinigtes Reichsrittergut an den Freiherrn

---

(4) Denn, wenn man den Edelmann Wilhelm dictum Bossel de Lapide, dessen eine Urkunde von 1271 (bei *Schöpflin*, Alsat. dipl. I, 469) erwähnt, zu einem Wilhelm von Bosenstein stempeln will, so ist dieses ein augenfälliger Mißgriff.

von Sickingen, wie später an den von Stein und endlich an den von Türckheim über.

Bei dieser Veränderung erneute das Hochstift Straßburg als Inhaber der Herrschaft Oberkirch seine behauptete Oberherrlichkeit über Bosenstreit, wogegen derselbe im Jahre siebzehnhundert vierundneunzig eine mit Urkunden belegte Schrift herausgab (5), welcher wir folgende Stelle entlehnen: „Kein Rittergut in unserem Bezirke kann so viele Proben seiner alten Selbstständigkeit aufweisen, als Bosenstein. Noch ehe das Hochstift die Reichsherrschaft Oberkirch erworben hatte, war diese Veste schon ein stolzer Rittersitz mit weitschichtigen Zubehörten, dessen Inhaber sich nach Sitte des Zeitalters mit ihren Nachbarn befehdeten, und oft mächtigen Fürsten, wie Pfalz und Wirtemberg, die Oeffnung zugestanden. Seit dem Ursprunge der Rittervereine war es dem ortenauischen einverleibt, und erst in jüngster Zeit, wo die Inhaber des inzwischen zerstörten Schlosses dasselbe nicht mehr bewohnten, geschahe es, daß sich einige bischöfliche Unterthanen in der Umgegend ansiedelten, und allmählig, ohne Vorwissen des Eigenthums- oder Gerichtsherrn, eine persönliche Obrigkeit des Hochstifts anzuerkennen begannen. Kaum aber war dieser Grund gelegt, als die oberkirchischen Beamten die bosensteinischen Freiheiten und Rechte mehr und mehr ignorirten (6), und endlich mit dem Schwerte einer angeblichen Landeshoheit den Knoten lösend die Nachfolger jener alten Reichsritter als Landsaßen zu behandeln suchten."

Das Hochstift aber widersprach jenen von dem Freiherrn für seinen Zweck aufgeführten und gedeuteten Urkunden und verharrte bei der Behauptung seiner „seit unfürdenklichen Zeiten ununterbrochen besessenen Landeshoheit" über die streitigen Güter. Um nun die obwaltenden Irrungen auszugleichen und einen weitschichtigen Prozeß zu verhüten, bemühte sich das ortenauische Ritterdirektorium, eine gütliche Uebereinkunft zwischen beiden Theilen zu vermitteln. Dieser Vergleich kam

(5) „Beweiß der Reichsunmittelbarkeit des dem ortenauischen Ritterbezirk einverleibten, dem Freiherrn von Türckheim zuständigen Rittergutes Bosenstein im Kappler Thal. Mit Urkunden belegt 1794."

(6) Unsere Akten über die Beschwerden der bosensteinischen Inhaber gegen die oberkirchischen Beamten wegen Beeinträchtigung in ihren Rechten laufen schon von dem Jahre 1577 unter Georg von Hattstein bis 1614, dann unter dem verdrungenen Eberhard von Sickingen bis zu dessen Restitution von 1650, und sofort unter dem Freiherrn Friedrich von Stein und dessen Erben bis 1681.

denn auch, ungeachtet der „überspannten Forderungen und entsetzlichen Geschäftsschwierigkeit" des Freiherrn von Türckheim, im Hornung siebzehnhundert fünfundneunzig glücklich zu Stande. Der bisherige Besitzer von Bosenstein überließ dieses Rittergut um die Summe von dreißigtausend Gulden und gegen die Abtretung sowohl des Eigenthums von Orsweier, als die Verleihung des Blutbannes über Altdorf, käuflich an den Fürstbischof, unter dem Vorbehalt, daß dasselbe der Ritterschaft steuerbar verbleibe (7).

Eine Viertelstunde hinter dem Bosenstein verengert sich das kleine Nebenthal des Gottschlägbaches zu einer schmalen Schlucht, in deren Hintergrund dieses Waldwasser in ein natürliches Becken herabstürzt und den schönsten Wasserfall bildet. Neben demselben bemerkt man in dem Felsen eine nischenartige Vertiefung, welche die Umwohner das Edelfrauen-Grab nennen und davon erzählen, wie ein Ritter von Bosenstein nach endlicher Heimkehr aus dem heiligen Lande seine Gemahlin auf einer abscheulichen Untreue ertappt und sie zur Strafe sofort lebendig in jenen Fels habe einmauern lassen. Solche Sagen sind noch mehrere unter den Bewohnern dieser Thalgegenden vorhanden, und es lohnte sich wohl der Mühe, sie aufzuzeichnen (8), da eine und die andere gewiß auf geschichtlichem Grunde ruht.

Von Ottenhöfen steigt der Weg immer strenger aufwärts durch eine angenehme Tannenwaldung bis zur Höhe des Sohlberges, wo die Ueberreste der Ursulakapelle und der Eselsbrunnen sind. Von da führt ein Fußpfad auf der andern Seite steil wieder hinab, anfangs durch ein verdeckendes Wäldchen, plötzlich aber sieht der Wanderer einen tiefen Bergtobel vor sich aufgethan, und in Mitte desselben die grauen Trümmer eines zerstörten Klosters zwischen dem heitern Grün wuchernder Gebüsche, und daneben eine freundliche Försterswohnung. Der Anblick ist ausserordentlich überraschend, und wenn die Sonne ihre Schlaglichter in die Tiefe wirft, wo die schönsten Bergwiesen mit Tannen-, Buchen- und Kastanienhainen abwechseln, dann ist der Anblick dieser kleinen Landschaft im höchsten Grade malerisch.

Wir befanden uns also zu Allerheiligen, wo die nahen Wasserfälle unser nächstes Ziel waren; ehe wir aber dahin gingen, schien es

---

(7) Akten über das Vermittlungsgeschäft mit dem Vergleiche vom 10. Februar und dessen kaiserl. Bestätigung vom 9. April.

(8) Einen Anfang hiezu hat Alois Schreiber gemacht in seinen „Sagen aus der Umgegend von Baden".

uns billig, den Trümmern des Klosters einen Besuch zu schenken. Sie sehen aus, als stünden die dachlosen Hallen schon seit Jahrhunderten dem Elemente blosgegeben, und doch ertönte noch vor vierzig Jahren der Gesang in der Kirche und das Gebet in den Zellen. Sonderbares Schicksal! Während das Klostergebäude wiederholt ein Raub der Flammen geworden, aber nur schöner wieder aus seiner Asche erstanden war (so lange es seinem ursprünglichen Zwecke gedient), sollte dasselbe nach dem gewaltsamen Schlage der Säkularisation, als man sich über seine Benützung zu einem Spinn- oder Zuchthause stritt, dieser Entweihung durch die Flammen für immer entgehen. Am sechsten Juni achtzehnhundert und drei, nachdem die Mönche kaum einige Wochen zuvor nach Lautenbach ausgewandert, schlug der Blitz in die Kirche, von deren Dach das Feuer so heftig um sich griff, daß in wenigen Stunden das ganze Kloster bis auf wenige Nebengebäude in Trümmern und Asche lag.

Die Kirche von Allerheiligen soll sehr schön gewesen seyn; an den Ueberresten erkennt man noch den reinen, schwungvollen Styl aus der Blühtezeit altdeutscher Baukunst, und mit verletztem Gefühle vernimmt man es, wie die rohe Hand des Eigennutzes vollends zerstört hat, was vom Brande noch verschont geblieben war. Von der erleuchteteren Neuzeit wollen wir erwarten, daß nicht etwa auch hier eine Schatzgräberbande sich nächtlich herbeischleiche, um die unter dem Schutte begrabenen Gebeine der frommen Väter frevlerisch aus ihrer Ruhestatt aufzuwühlen.

Sechs volle Jahrhunderte hatte Allerheiligen gedauert; denn es war gegen Ende des zwölften gegründet worden. Seine Stifter finden wir in dem Herzoge Welf von Tuszien und dessen Gemahlin Uta, in dem Herzog Berthold von Zäringen, Herzog Hugo von Ulmburg und Bischof Konrad von Straßburg (9). Die erste Gründung indessen verdankte es allein jenem Ehepaar; sodann aber wurde die Einrichtung und Begabung des neuen Gotteshauses durch die

(9) Denn nicht allein sagt die kurze „*Descriptio* historica ex tabulis domesticis coordinata“ (bei *Petrus*, Suev. eccles. 652) beim Jahr 1198: „Venerunt etiam in partem fundationis, et opes pie contulerunt *Conradus* de Huneberg, argentinensis episcopus, et *Bertholdus* dux de Zäringen“, sondern der päbstliche Bestätigungsbrief von 1203 führt noch ausdrücklich an, daß das erste Stiftungsgut „a bonae memoriae *Welfone* duce et *Utha* uxore ipsius, ducissa de Schowenburg, *Hugone* duce de Ulmburg et nobili viro *Bertholdo* duce de Zäringen, fundatoribus loci“ herstamme.

übrigen Stifter in dem Sinne gefördert und vermehrt, daß es einen dauernden Bestand gewann.

Der reiche Herzog Welf, nach dem frühen Tode des einzigen Sohnes und Erben durch mancherlei Ausschweifungen schwach und blind geworden, hatte seine verstoßene Gemahlin wieder zu sich gerufen, und suchte jetzt durch fromme Werke den beleidigten Himmel zu versöhnen. So mochte in ihm der Gedanke einer Klosterstiftung entstehen, wozu er einen Theil seines noch geretteten Vermögens bestimmte. Der Herr rief ihn aber aus dem Leben, bevor das Unternehmen wirklich begonnen war, und somit blieb dasselbe als ein heiliges Vermächtniß seiner Wittwe vorbehalten. Frau Uta hatte sich nach dem Hingange ihres Gemahls auf die Veste Schauenburg in der Ortenau zurückgezogen, und beschäftigte sich nun hauptsächlich mit der Ausführung des beschlossenen Werkes — in Gründung eines Gotteshauses für Augustinermönche nach der neuen Observanz des heiligen Norbert zu Prämonstrat, für welche sie eine besondere Vorliebe trug (10).

Ueber die Wahl der Gegend erzählt die Klosterchronik folgende Sage: „Nachdem die Herzogin lange Zeit unschlüssig gewesen, an welchem Orte das Gotteshaus errichtet werden solle, stellte sie diese Wahl endlich dem Himmel anheim. Sie ließ am Tage der heiligen Ursula mit dem Gelde, welches für den Bau bestimmt war, einen Esel beladen, denselben hierauf frei davon gehen, und nur von einigen Männern aus der Ferne beobachten, um die Stelle zu bemerken, wo er sich zuerst legen werde — dort müsse alsdann das Kloster sich erheben. Das schwer beladene Thier lief zwei volle Stunden bergan, bis der Durst es nöthigte, bei einer Quelle Halt zu machen, welche noch heutzutage der Eselsbrunnen heißt. Von da setzte dasselbe neugestärkt seinen Weg durch das Dickicht des Waldes fort bis auf die Höhe des Sohlberges, wo es sich seiner Last entledigte. Dieser Ort aber war viel zu hoch, zu rauh und windig, um eine menschliche Wohnung zu gedulden; man errichtete also blos eine Kapelle zur Ehre der Tagesheiligen daselbst, und wählte für das Kloster die in dem benachbarten Bergtobel am Nordwasser gelegene Wiesenau."

Der Klosterbau wurde im Jahre eilfhundert und zwejundneunzig begonnen, und nach einem Jahrfünft in so weit vollendet, daß die Zellen von etlichen Mönchen unter der Obhut eines Probstes besetzt

---

(10) Vergl. Badenia I, 114.

werden konnten (11). Das ursprüngliche Stiftungsgut war hinreichend für deren Unterhalt, der benachbarte Adel bereicherte es aber bald in dem Maße, daß Allerheiligen freudig empor zu blühen begann und ein wahres Kleinod der Gegend wurde. Denn nicht allein durch einen geordneten Haushalt zeichnete es sich aus, sondern auch durch den Geist einer strengen Regelzucht. Als der Erzbischof von Mainz das berühmte Stift Lorsch im Rheinthal, welches die Benediktiner aus Uebermuth und Unduldsamkeit verlassen hatten, wieder neu beleben wollte, besetzte er es mit Mönchen von Allerheiligen (12). Dieser Geist erhielt sich bis in die neuere Zeit, wo das Kloster durch seine Schule berühmt war (13). Man lehrte darin vorzüglich Mathematik und Rhetorik, lateinische, griechische und hebräische, auch französische und englische Sprache; sie zählte oft über fünfzig Jünglinge, und es sind einige verdiente Gelehrte aus ihr hervorgegangen (14).

Die abgeschiedene und rauhe Lage von Allerheiligen, welche das dortige Mönchsleben so unverdorben erhielt, wollte jedoch einigen Vorstehern nicht behagen, und namentlich ging der Probst Johann Magistri mit dem Plane um, nach Lautenbach in dem freundlichen Renchthale überzusiedeln, wo unter seinem Vorweser, Andreas Rohard von Neuenstein, die uralte Wallfahrtskapelle zur heiligen Jungfrau glänzend erneuert worden war. Schon hatte er bei derselben ein Hospitium errichtet, als sich seine Mönche klagend erhoben und im Jahre vierzehnhundert und achtzig den urkundlichen Kapitelsbeschluß

---

(11) Der eigentliche Stiftungsbrief Utha's mit der kaiserlichen Bestätigung ist vom Jahr 1196, bei *Schöpflin*, Als. dipl. I, 306. In der *descriptio* historica erscheint als erster Probst „dominus *Gerungus*, unigenitus *Uthae* fundatricis“. Diese Stelle muß nothwendig auf Irrthümern beruhen, denn Utha hatte ja als einzigen Sohn den Welf geboren, welcher zum größten Schmerze seines Vaters schon als Knabe verstorben war. Man muß daher annehmen, daß Gerung aus der ersten Ehe Utha's herstamme, und der Chronikschreiber jenes „unigenitus“ für *unicus* gesetzt habe.

(12) Dahl, Beschreib. des Fürstenthums Lorsch, I, 81.

(13) In einem Briefe von 1748 z. B. schrieb der Suffraganbischof von Straßburg nach Allerheiligen: „Bonus odor collegii vestri et in instruenda juventute zelus faciunt, ut nonnulli clericorum nostrorum apud vos commorari desiderent“, und in einem andern des Abts zu Prämonstrat von 1777 sagt derselbe von dem Kloster: „ubi observantiam regularem, mores puros, obedientiam maxime religiosam vigere novi“.

(14) Z. B. Pater Eisenmann, welcher Professor der Mathematik in Paris wurde.

erließen, daß nie ein Probst auf längere Zeit zu Lautenbach wohnen dürfe, „weil dieses die Verödung der heiligen Stätte, wo die Gebeine der Stifter und Wohlthäter ruhten, veranlassen, dem Kloster selbst vor aller Welt ein abscheuliches Aergerniß und endlich den vollen Untergang zuziehen möchte“ (15).

Die bedeutendsten Unfälle, welche Allerheiligen während seines Bestehens erlitten hatte, waren die beiden Brünste von vierzehnhundert und siebzig, unter dem Probste Andreas, und von fünfzehnhundert fünfundfünfzig, unter dem Probste Peter Miller; alsdann die Beschädigungen und Verluste im Bauernkrieg; ferner die Unbilden und Leiden, denen die verjagten Mönche und der gefangene Probst Jakob Jehle durch den straßburgischen Bischofsstreit von fünfzehnhundert vierundneunzig unterlagen, und endlich die Plünderungen im französischen Kriege unter Ludwig dem Vierzehnten.

Das Schicksal des Probstes Jakob verdient eine nähere Erwähnung. Das Domkapitel zu Straßburg hatte sich während der andern Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in eine katholische und protestantische Partei getrennt, und nach dem Tode des noch gemeinschaftlichen Bischofs Johann erwählte jene den Herzog Karl von Lothringen und diese den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg an die erledigte Stelle. Beide Erwählten kämpften nunmehr mit aller Kraft um ihre Behauptung, wobei aber einer dem andern so wenig nachgab, daß sie sich endlich in das Bisthum und dessen Besitzungen und Einkünfte theilten. Karl erhielt die elsäßischen, Johann Georg dagegen die diesseitrheinischen. Bei dieser Gelegenheit bekam die stiftstraßburgische Herrschaft Oberkirch zu ihrem Obervogte den Grafen von Mansfeld, einen zelotischen Anhänger des lutherischen Glaubensbekenntnisses, welcher seine ganze Amts- und Privatgewalt aufbot, um die Altgläubigkeit aus der Herrschaft zu verdrängen. Natürlich mußte ihm vor Allem das Stift Allerheiligen ein Dorn im Auge seyn; er riß nicht allein die weltliche Verwaltung desselben an sich, sondern mischte seine Hand auch in alle geistlichen Angelegenheiten, hemmte namentlich die Aufnahme von Novizen und störte die Schulen. Und indem damals nur noch vier hochbetagte Religiosen ohne einen Vorsteher vorhanden waren, ergab sich der Gedanke von selbst, dieselben absterben zu lassen, und aus dem Kloster eine Sennerei zu machen.

---

(15) Kapitelbeschluß vom Jahr 1484.

Diese Absicht blieb den geistlichen Herren nicht verborgen; sie wandten sich an den Kaiser, und eine Folge davon war die Erhebung des Paters Jakob Jehle zum Probste, welcher jedoch von dem Bischof nicht anders als unter der Bedingung anerkannt wurde, daß er willkürlich auf dessen Befehl zu jeder Zeit wieder entfernt werden könne und die Schlüssel seines Gotteshauses dem bischöflichen Obervogte zu überliefern habe. Ein solches Ansinnen mußte der neue Probst natürlich zurückweisen, und da er es mit männlicher Entschiedenheit that, so überfiel man den Schutzlosen einst nächtlicher Weile mit bewaffneter Hand und führte ihn gefänglich nach dem elsäßischen Schlosse Dachstein, wo derselbe spurlos verschwunden ist (16).

Das Gotteshaus Allerheiligen aber wurde endlich durch den Vertrag der beiden Bischöfe vom Jahre sechzehnhundert und vier seiner leidigen Bedränger wieder entledigt (17), gewann in Probst Johann Schüßler einen würdigen Wiederhersteller, welcher besonders auch das Klosterarchiv neu ordnen und die Urkunden sämmtlich in ein Kopeibuch eintragen ließ (18). Nach dieser glücklichen Restauration vermehrte sich die Zahl der Religiosen bald wieder bis auf zwanzig und mehr, und an gewissen Festtagen strömte das benachbarte Volk in großer Menge herbei, um in dem einsamen, abgelegenen Allerheiligen seine Andacht zu verrichten. Und also kam es, daß im Jahre sechzehnhundert siebenundfünfzig, unter dem Probste Anastasius Schlecht, das Kloster zur Abtei erhoben ward, in welchem Range es noch zehn Vorsteher erlebte (19), deren letzter der Prälat Wilhelm Fischer war, welcher nach der Säkularisation des Stiftes nach Lau-

---

(16) Diese Schilderung ist abgefaßt nach der *descriptio* historica und nach einem ausführlichen Schreiben des Abtes Karl vom 14. Juni 1762.

(17) Vergl. Badenia II, 235.

(18) Dies Kopeibuch hat den Titel: „Hypothecarum, privilegiorum, immunitatum, censuum ac jurium monasterii *Omnium Sanctorum* ad silvam nigram Tom. I et II collecti et conscripti jussu et industria fratris *Joannis Schüsslери*, Templimontani (von Kirchberg), ejusdem coenobii praepositi“, und wurde 1641 vom Probste Norbert und seinen Nachwesern unter dem Titel: „Schriftliche Dokumente des Gotteshauses Allerheiligen“ bis in die neuere Zeit fortgesetzt.

(19) Diese waren außer dem Abte Anastas, welcher 1691 resignirte, Abt Albrecht, der im Jahr 1700 ebenfalls abdankte, Josef Seiz, gest. 1705, Sieffried, gest. 1718, Joachim Bahr, gest. 1746, Lorenz Schlecht, Karl um 1760, Felix um 1780, dessen Nachfolger mir nicht bekannt, und Wilhelm Fischer.

tenbach zog und im Jahre achtzehnhundert vierundzwanzig in seiner Vaterstadt Oberkirch verstarb (20).

In literarischer Beziehung haben die Allerheiliger Chorherren wenig geleistet; die Geschichte ihres eigenen Stiftes fand keine Feder, welche sie der Nachwelt überliefert hätte. Der thätigste Schriftsteller unter ihnen war vielleicht der kleine und schwächliche, aber eben so gelehrte und fromme Pater Gregor, dessen Gedächtniß ich hier gern erneuere. Er schrieb Verschiedenes im Fache der Theologie und Geschichte, und begann auch eine Chronik von Allerheiligen, starb jedoch vor deren Vollendung im Jahre sechzehnhundert achtundvierzig; von seinen Arbeiten ist keine gedruckt worden, und die Handschrift der begonnenen Chronik, wie es scheint, verloren gegangen (21).

Nachdem den Trümmern des alten Gotteshauses und dem Andenken seiner einstigen Bewohner der gebührende Zoll geleistet worden, begaben wir uns in die gastliche Försterswohnung, und fanden dort ein ländliches Mittagsmahl, wie man es nur wünschen konnte. Da noch mehrere Wanderer angekommen waren, so entspann sich bald eine muntere Unterhaltung, wozu der biedere, lebensheitere Wirth das Seinige reichlich beitrug. Manches Glas wurde geleert zum Lobe desselben, wie zur Ehre des schönen Tages und zur Erinnerung der heimgegangenen Herren von Allerheiligen, welche wohl auch manche Freude durch den edeln Wein erhöht, wie manchen Kummer durch ihn mögen erstickt haben! Endlich brach man auf, und nun ging es munter thalabwärts den Wasserfällen zu.

Um eine Vorstellung von diesem „Wunder der Natur" zu gewinnen, muß man sich das enge Thal des Grindenbaches wie plötzlich

---

(20) Kolb, Lexik. v. Bad. I, 12.

(21) In dem Klosterprotokolle von 1648 liest man: „Die 28. Martii obiit r. P. *Georgius Hempfer*, sacrae theologiae licentiatus, ultra viginti annos Prior hujus monastesii, disciplinae regularis restaurator, *Oberkirchii* appoplexia tactus, sepultus in *Lautenbach* ante sacellum diviae virginis. Vir fuit statura pusillus (quippe praeter pellem et ossa vix alia corporis parte constare videbatur), sed virtute magnus, doctrinaque conspicuus, studiis et libris additissimus, in negotiis ordinis et monasterii expediendis laboriosissimus. Multa et pulchra scripsit, merito typis mandanda, inter alia librum *meditationum*, librum de *illustribus Sueviae viris*, de animabus *in purgotorio*, *Zodiacum coelestem*, incepit etiam *chronicon monasterii* nostri, et similia; assiduus in scribendo, sibi ipsi durus et austerus, erga alios charitativus."

durch einen ungeheuern Felsenwall in die Quere verlegt denken, welcher einen drei- bis vierhundert Schuh tiefen Abfall hat und in der Mitte zickzackartig geborsten ist. Durch diesen Riß nun stürzt der Thalbach hinab und bildet eine ganze Reihe von Wasserfällen, worunter etwa sieben an der Zahl charakteristisch verschieden, drei aber durch ihre Größe und malerische Gestaltung besonders ausgezeichnet sind. Den ganzen Felskoloß nennt man den Büttenstein (22) oder Büttenschrofen, und die Wasserstürze heißen die sieben Bütten. Man unterscheidet daran zunächst die Kanzel, eine kleine Felsterrasse, von wo der Wanderer mit Schauer in den schäumenden und tosenden Abgrund blickt; alsdann die Zigeunerhöhle, eine ehedem von Zigeunern bewohnte Kluft; ferner das Rabennest, eine Vertiefung hoch an der Felsenwand des Reitersprungs, über welche im dreißigjährigen Krieg ein vom Feinde verfolgter schwedischer Reiter hinabgestürzt seyn soll; endlich das Büttenloch, ein rundes, ziemlich tiefes Becken, worin sich das Wasser der Fälle sammelt.

Gleich unter der Zigeunerhöhle bildet sich der erste größere Wasserfall, zu welchem man rechts an der Granitwand hin, theils auf schmalem Fußpfade, theils über zwei abschüssige Stege gelangt. Kaum sind diese zurückgelegt, so sieht man, wie sich das Wasser, eingezwängt zwischen die zackigen Felswände, aus dem einen Becken jäh in das andere ergießt, und aus demselben alsdann schäumend und in hundert Strahlen aus einander schießend, über mehrere kolossale Granitblöcke hinabstürzt. Fast unmittelbar hierauf, nachdem sich der Bach zwischen eben liegendem Gerölle von seinem Sturze gleichsam wieder erholt hat, folgt der zweite bedeutendere Fall, wo das Wasser eben so in zwei Abtheilungen schäumend und zerfahrend in die Tiefe stürzt. Links und rechts erheben sich mächtig hohe Felswände, mit einzelnen Gebüschen und Tannen bekleidet. Da hier der staffelartig in das Gestein gehauene Pfad nicht mehr ausreicht, so ist als Fortsetzung eine lange Stiegenleiter angebracht, welche über den steilen Abhang hinabführt und der überraschenden Szene ein höchst malerisches Ansehen gibt.

Der Wanderer befindet sich jetzt in einer schon bedeutenden Tiefe

---

(22) Schon in der Stiftungsurkunde von 1196 lesen wir, daß das Kloster Allerheiligen gelegen sey „ad fluvium *Nortwasser* secus rupem *Bittenstein*“. Da nun noch heutzutage der untere Theil des Thales Nordwasser heißt, so mag ehedem der Thalbach überhaupt diesen Namen gehabt haben, während er jetzt als Grinden- und Lierbach erscheint.

und erwartet das Ende der Schlucht, aber er täuscht sich, denn noch folgt ein starker Abschuß, über welchen sich der Bach in das Büttenloch ergießt, und so den dritten größern Fall darstellt. Hier endlich erweitert sich die Felsschlucht; neben den starren Granitklippen erheben sich ansehnlichere Baumgruppen, bald erscheint auch der grüne Thalgrund wieder und verleiht dieser Stelle, wo man das Rauschen der Wasserstürze noch vernimmt, einen ganz eigenthümlichen Reiz. Der Grindenbach hat die Granitblöcke überwunden, und fließt jetzt unter dem Namen des Lierbaches ruhig durch die Wiesen hin.

Es würde eine sehr gewandte Feder erfordern, um die Schönheit der Büttensteiner Fälle entsprechend zu schildern. Das Großartige und Wildromantische habe ich noch nirgends so gefunden, und was diesem herrlichen Naturbilde die malerische Vollendung gibt, das ist das üppige Grün, welches hier mit der Nacktheit des starren Felsens und dem blendenden Schaume des tosenden Sturzbaches so mannigfach abwechselt. Gleichwohl sind diese Schönheiten alle bisher ein verborgener Schatz gewesen, denn erst vor einigen Jahren hat ein Forstmann (23) der Nachbarschaft sich ihrer angenommen, die Felsschlucht gangbar machen lassen, und so dem Naturfreunde eines der großartigsten Schauspiele eröffnet.

In welche Tiefe wir gelangt waren, machte uns erst die Rückkehr durch die Felskluft und ein Gang nach der Stephanienhütte recht deutlich. Der Weg zu diesem Platze zieht sich von Allerheiligen rechts am Bergabhange hin, anfangs durch eine Doppelreihe hoher, üppiger Linden, alsdann auf engem, vielfach gekrümmtem Pfade zwischen Gebüschen und Felsklippen. Und immer begleitet den Wanderer das Tosen der Wasserfälle, welches mit dumpfer Gewalt aus dem Abgrunde heraufdringt. Das Auge aber verliert sich ganz in den Wechsel der nächsten Umgebung von grauem Fels und grünem Moos, wucherndem Gesträuch und einzelnen Riesenbäumen — bis ihm die Stelle der Stephanienhütte eine Fernsicht eröffnet, welche es mit magischem Zauber erfüllt. Denn man überblickt einen großen Theil des Lierbacher Thales, und es ist unbeschreiblich, in welch' malerischer Perspektive sich hier die waldigen Bergvorsprünge ineinander schieben, wie sich die Thalstraße, von dem muntern Bache begleitet, durch den Thalgrund schlängelt, wie sich endlich in blaulichem Dufte die heiteren Höhen des Renchthales erheben und diese liebliche Landschaft beschließen.

---

(23) Herr Eichrodt, damals Forstmeister in Achern, jetzt zu Bruchsal.

Nach Allerheiligen zurückgekehrt, trugen wir unsere Namen mit einem Lobspruch auf das Gesehene und Genossene in das Fremdenbuch ein, und verließen alsdann den herrlichen Ort — mein Freund, um den Heimweg zu suchen, ich aber mit einigen jungen Leuten unserer Gesellschaft, um vor Abend noch das Städtchen Oberkirch zu erreichen. Wir eilten auf dem nächsten Wege über den Sohlberg, wo sich die Aussicht ungemein erweitert, und fast die ganze ortenauische Landschaft mit dem mittleren Elsaße umfaßt. Nachdem die bedeutende Höhe überstiegen war, ging es angenehm abwärts, und in weniger als zwei Stunden hatten wir unser Ziel erreicht.

In dem heiteren Oberkirch, wo mich ein alter Universitätsfreund mit brüderlicher Gastlichkeit aufnahm, verweilte ich zwei Tage, mußte aber gleichwohl auf einen Besuch der benachbarten Schloßruinen von Schauenburg und Fürsteneck verzichten. Dafür entschädigte mich indessen ein Gang nach Lautenbach, wo die alte Kirche schon längst der Gegenstand meiner Neugier gewesen. Ich betrat dieselbe mit bewundernder Ueberraschung, mußte sie aber mit einem sehr getheilten Gefühle verlassen. Ihr Baustyl ist völlig rein, und das Auge verfolgt mit wachsender Lust die schwunghaften und gefälligen Formen; bald indessen wird es von Kunstwerken anderer Art angezogen — von dem Schnitzwerk des Hochaltars, von den Oel- und Glasgemälden. Der erstere ist ein wahres Meisterwerk, und die letzteren gehören theilweise zum Besten in ihrer Art. Die früher vielfach verletzten Glasgemälde sind in neuerer Zeit vor fernerer Zerstörung durch neue Drahtgitter und Verbleiung ziemlich gesichert worden; aber die Oelgemälde, meistens ausgezeichnete Altarblätter aus dem fünfzehnten und folgenden Jahrhunderte, sind so vernachlässigt, daß dem Alterthums- und Kunstfreunde bei ihrem Anblicke das Herz blutet. Welche Wirkung müßten diese Bilder erzeugen, wenn sie von einer geschickten Hand wieder aufgefrischt würden, und in ihrer Farbenpracht mit den Glasgemälden wetteifern könnten!

Weder die Erfindung, noch die Zeichnung, noch die Darstellung sind vorzüglich daran — und dennoch liegt in ihnen Etwas, was den Beschauer mit geheimnißvollem Zauber anzieht. Nennt mir dieses Etwas, ihr Maler unserer Zeit, ihr Nachahmer des alten Styls! Es ist nicht allein die Ehrwürdigkeit des Alterthums und der Fleiß des Pinsels — im Ausdruck, in den Farben, in den Gedanken und Gefühlen, welche jenen gefunden und diese gemischt haben, im inneren Leben und Wesen, denen sich die Form gleichsam von selbst ergab, darin liegt der Zauber, der unvergängliche Werth dieser altdeutschen

Malereien. Sie sind reine, ich möchte sagen naive Erzeugnisse der heiligen Ideen und frommen Anschauungen ihres Zeitalters, welche ein späteres Jahrhundert vergeblich nachzuahmen sucht.

Ueber die Lautenbacher Kirche und ihre Kunstdenkmale hat man eine besondere Schrift (24), worin auch über die Geschichte des Baues etwas Weniges angeführt wird. Schon lange vor der Entstehung von Allerheiligen stund zu Lautenbach eine Kapelle, welche in späterer Zeit, wahrscheinlich wegen Baufälligkeit und Beschränktheit, abgebrochen und neu hergestellt wurde. In Betracht des einfachen Styles möchte ich dem Jesuiten Gumpenberger glauben, welcher den neuen Aufbau in das Jahr dreizehnhundert und zwanzig versetzt (25); wenn aber die Inschrift über dem großen Portale das Jahr vierzehnhundert einundsiebzig nennt, so muß man einen zweiten Abbruch und Wiederaufbau annehmen, was in Rücksicht der langen Zeit einige Wahrscheinlichkeit zuläßt. Demnach wäre der gegenwärtig stehende Bau, wie schon oben bemerkt, unter dem Probste Rohard begonnen worden, und da erst im Jahre vierzehnhundert und dreiundachtzig die Einweihung der Kirche geschah, so läßt sich die Dauer desselben leicht bestimmen. Die Mittel kamen, wie gewöhnlich bei solchen Kirchenbauten, größtentheils aus Almosen und freiwilligen Beiträgen der Geistlichkeit, der Fürsten, des Adels und Volkes, wobei die ertheilten Ablässe wohl das Meiste thaten.

Wenn ich an einen Tetzel denke, alsdann wird es mir nicht beifallen, in dem Ablaßwesen etwas Anderes als einen schnöden Mißbrauch der Religion, eine unsittliche Finanzspekulation zu erblicken. Doch liegt zwischen dem anfänglichen Geiste einer Einrichtung und ihrem spätern fast immer ein vollkommener Gegensatz. So hatte der Ablaß keinen verwerflichen Ursprung; er ging aus einem aufrichtigen Glauben hervor, tröstete und stärkte unzählige Herzen, welche sonst unter der Last ihrer Verschuldung erlegen wären, und wenn es ein großes Unternehmen galt, dessen Ausführung einer ungewöhnlichen Erhebung, einer hingebenden Begeisterung bedurfte, da hat sich derselbe in seinem schönsten Sinne, in seiner kräftigsten Wirkung erwiesen. Ich

---

(24) Von Herrn Pfarrer Sensburg.

(25) Derselbe sagt in seinem Atlanti Mariano: »*Lautenbacum* pagus 3 leucis distat urbe Badena. Templum illic est e quadro et secto lapide, tum soliditate operis, tum concinnitate et elegantia visendum; ab Abbate Praemonstratensi anno 1320 aedificatum.« Vergl. *Petri* Suevia eccles. 653.

will nicht von den Kreuzzügen reden, sondern eben nur an unsere Münsterbauten erinnern — sie gehören zu dem Herrlichsten und Großartigsten, was die kräftige Natur des Mittelalters erzeugt hat, würden aber ohne den Ablaß nie und nimmer zu Stande gekommen seyn. Uebrigens muß man die damaligen Zeiten, das damalige Leben genauer kennen, um in diesen Bemerkungen nicht etwa eine Abgeschmacktheit zu finden.

Unter solchem Gespräche über die Lautenbacher Alterthums- und Kunstschätze kehrten wir nach Oberkirch zurück. Die Geschichte dieses Städtleins beginnt erst mit dem vierzehnten Jahrhundert; denn was man aus früherer Zeit angibt, sind blose Vermuthungen. Damals gehörte Oberkirch mit seiner nächsten Umgegend als ein Reichslehen ([26]) dem Hause Fürstenberg. Es bildete ein sogenanntes oppidum, das heißt eine Burg mit angeschlossenem Marktflecken, und machte mit Oberdorf und Fürsteneck ein kirchliches und politisches Ganzes, eine eigene kleine Herrschaft aus. Nun wissen wir, daß die Wittwe des Grafen Friedrich, Frau Welhild zu Wolfach, von einer großen Schuldenlast gedrückt, mit Einwilligung ihres ältesten Sohnes Heinrich diese Herrschaft im Jahre dreizehnhundert und drei, um sechshundert Mark Silber, auf Wiederlösung an das Domstift Straßburg verkauft hat ([27]). Dieser Pfandschilling reichte jedoch nicht hin, die fürstenbergischen Gläubiger zu beschwichtigen, wodurch die Familie genöthigt war, gegen weitere eilfhundert Mark auf die vorbehaltene Einlösung für immer zu verzichten ([28]). So war also das oberkirchi-

(26) Graf Heinrich war von König Rudolf damit belehnt worden.

(27) Der Verkauf geschah *„Argentinae* III Non. Jan. Anno Dom. M. CCC. III. und wurde zu Ulm von König Albrecht bestätigt.

(28) Da Münch (Gesch. von Fürstenb. I, 204) weder die Urkunde über obige Verpfändung, noch die über diesen Verkauf kennt, so muß ich vermuthen, daß dieselben im fürstenbergischen Archive nicht mehr vorhanden seyen, und theile daher letztere (nach einer alten Abschrift) als das wahrscheinlich älteste vorhandene Dokument über die Stadt Oberkirch, hier vollständig mit.

„Ich Welhild, Grauen Friderichs von Fürstenberg wittewe, von minen vnd miner kinder wegen, vnde wir Heinrich, Conrad vnd Friderich, der vorgenannten Grauen Friderichs seligen vnd frowen Welhild süne, verzihent vns gewillicliche des widerkoufes, den vns oder vnsern Erben der Bischof vnd das Capittull von Straßburg schuldig warent zetunde an der Burg Fürstenecke, vnd an der Marketstat Oberkirchen, die in der gegene zu Mortenowe gelegen sind, vnd an allen den güten vnd rechten, die darzu hörent, vnd die dem Stift Straßburg damitte wilends verkouft wurden vmbe

sche Territorium ein Eigenthum des Hochstiftes, und wuchs mit den altstiftischen Besitzungen im Renchthal, namentlich mit dem Bezirke

---

sechshundert mark Silber, als an den brieuen geschrieben stat, die darüber gemachet vnd besigelt sind. Vnd darumbe lassen vnd sagen wir die Bürgen alle lidig, die vns darumbe gesezet vnd gegeben wordent, daz man vns oder vnsern Erben gewärtig war des widerkoufes, als an dem vorgenannten Koufe beredet vnd gelobet ward. Vnd wande wir alsus des vorgenannten widerkoufes vns verzigen hant für vns vnd alle vnsern Erben, vnd wir, vnser Schulde ze geltenne, Silbers nottürstig sind, das wir anders nicht mögent gewinnen, darumbe so verkoufen wir, die vorgenannten alle, mit gesammeter hand, fürbas vnd anderwerbe, dem Bischof Friderichе vnd dem Capitele vnd dem Stift des Bißthumes von Straßburg, die vorgenannten Burg, Marketstat vnd gut, mit lüten, Almenden, Wünne, Weide, Welden, wassern, fischenzen, Manschaften, gerichten, gewalt vnd gewer, vnd allen rechten, die darzu hörent, vnd die wir Alle miteinander, oder vnser deheiner sunderliche, daran hattent oder hienach möchtent gewinnen, ane den Hof zu Nusbach, so der Kirchensatz in höret, vnd ane die gut vnd die gezüge, die in denselben hof hörent, die jetzo vmbe sechszehen viertel Rogken gelts verlühen sint. Vnd hant ouch die vorgenannten Burg, Stat vnd gut vnd recht alle, die wir da verkousen, geantwortet vßer vnser gewalt lüterliche in der vorgenannten Stifte gewalt, si zu habende vnd zu nießende geruwekliche, ane alle ansprache vnser vnd aller vnserer erben, iemerme, in alle die wise vnd in alleme deme rechte, als vns dieselben gut anhörtent, e wir sie verkouftent. Vnd diz allez tun wir vnd hant getane vmbe eilf hondert vnd fünfzig marc lötiges Silbers, des geweges von Straßburg, die vns von der genannten Stift darumbe genzliche geweget und worden sind, vnd ouch in vnsern nuz kommen, wande wir damit vergolten hant vnser der vorgenannten drier brieder gemeine schulde, die wir von Grauen Friderichеs seligen vnsers vatter wegen schuldig waren, vnd groß schade tegeliche darus gieng. Vnd darumbe so geloben wir Heinrich, Conrad vnd Friderich, die vorgenannten gebrieder, vnd werdent schuldig vnterscheidenliche der vorgenannten Stift werschaft der vorgenannten Burge, Marketstatt, gute vnd rechte, aller die wir in verkouft vnd geantwort hant, gegen Aller mengelicheme vnd sunderliche vnd mit nahmen gegen Annen vnserer Schwester, Herren Hannemannes wirtine von Gerolzecke, vnd iren kinden, die si iezo hat oder hernach gewinnet, an allen stetten, vnd an allen gerichten, alse recht ist, vnde verzihent vns alles rechtes, es si geistlich oder weltlich, gewonheit oder freiheit, oder anders in deheine wise genennet, damite vns oder vnsern erben mit gerichte oder ohne gerichte, in deheine wise, möchte werden geholfen, ze kommende oder ze tunde wider den vorgeschriebenen kouf. Wir swerent ouch mit vfgehobenen henden zu den heiligen, vnd werdent schuldig, stets zehabenne mit guten triwen, ane alle geuerde iemerme, alles das an diseme gegenwertigen briene geschrieben stat. Wir ouch Conrad vnd Friderich, die vorgenannten, verjehent offentliche, daz wir Alles, das an diseme briene geschrieben stat, gethan hant, gelobet

von Ulmburg, allmählig in eine Herrschaft zusammen, welche sodann von Oberkirch ihren Namen erhielt.

Natürlich mußte das Städtchen hiebei besonders gewinnen; seine Verhältnisse erweiterten sich, indem es durch den Sitz der bischöflichen Beamten der Mittelpunkt der ganzen Herrschaft wurde. Bischof Johann der Erste ließ die Stadtmauern aufführen ([29]), und verschaffte den Oberkirchern durch seinen Einfluß bei König Friedrich einen Stadtbrief, worin ihnen theilweise die offenburgische Verfassung verliehen ward ([30]). Sein Nachfolger Berthold führte hernach den

---

vnd geschworen mit willen und verhenknißes des vorgenannten Heinriches, vnsers Brueder, der vns vor gerichte zu vogete gegeben wart, vnd ouch mit siner hand vnd von sime geheiße, vnd er mit vns. Was ouch mit den vorgenannten guten vnser Muter emals von vnsern wegen gegen der vorgenannten Stift getan vnd gelobet hat, des werdent wir schuldig vnd gelobent es stete zu habent mit guten triwen, an alle geuerde. Vnd des zu eime vrkunde ist dirre gegenwertige brief mit vnsern der vorgenannten Welhilde vnd Heinriches ires sunes Insiglen, vnd darzu durch vnser Aller bete, mit Hern Johanneses von Ernberg, des Chorbischofes, vnd mit der Stette von Straßburg Insigeln besigelt. Wir Johannes von Ernberg, der Chorbischof, vnd wir der Meister vnd der Rath von Straßburg, durch der Edeln frouwen, frow Welhild, der Grauinn von Fürstenberg, vnd irer sune bette, hant dißen gegenwertigen brief heißen besiglen mit vnsern Insiglen, zu einer waren vrkunde aller derer vorgeschriebenen dinge. Diz geschah zu Straßburg in Hern Johanneses hof von Ernberg, des Chorbischofes, vor der Cappellen, die in demselben hofe stat, an dem nehesten Donnerstage nach Sanct Dyonisientag, so man zelte von Goz geburt drüzehen hondert vnd drü jar. Heran warent zugegen Heinrich von Lupfen, der Thumbdechant von Straßburg, der ouch den kouf vnd alle die gelübde, die dauor geschrieben stant, an der vorgenannten Stifte stat vnd von iren wegen empfieng, Herr Heinrich von Ernberg, Herr Hermann von Tierstein vnd Herr Cunradt von Frankenstein, Thumbherrn zu der vorgenannten Stift, Herr Conradt von Blumenberg, Herr Cuno von Grißbolzheim, Herr Niclawes Zorn, der Schultheiße von Straßburg, Herr Reinbolde Reinböldelin, Herr Hug Wirich, Herr Johannes Schile, Ritter, Eberhardt Sycke, Conradt Cleyne, burger von Straßburg, Baltin von Minzenbach, Johannes der Schultheiße von Wolfache, vnd ander erbar lüte gnüge."

(29) „Er besserte vnd machte ouch die muren um Oberkirche ginsit Rines." Klosener-Königshofen, 104.

(30) Die Oberkircher legen 1585 in einer Streitsache vor „König Friedrichs Fundation und Stattbrief, darin zu befinden, daß Oberkirch eben mit der Gerechtigkeit versehen, wie die Stadt Offenburg."

*

Zwingolf um die Stadt (31), lud ihr aber durch seine Fehden den ganzen benachbarten Adel auf den Hals. Der Haß desselben gegen städtische Mauern und Freiheiten war ohnedem allezeit rege und thätig, und kam dazu noch eine besondere Veranlassung, so waren die Bürger ihres Lebens nicht mehr sicher. Dies erfuhren die Oberkircher lange Zeit bitter genug, und ihr junges Bürgerthum hatte eine harte Schule durchzumachen.

Da saßen auf der nahen Schauenburg die Gebrüder von Winterbach, Anhänger des Grafen von Wirtenberg, welcher ein Todfeind des Bischofs war. Nachdem eine heftige Fehde kaum ausgetobt hatte, sannen sie auf einen Handstreich, um an dem Pfaffen und seinem Volk noch besonders ihre Rache zu kühlen. Eines Tages also versammelten dieselben insgeheim ihre Waffengenossen und einige wirtembergische Diener, und hielten sich verborgen, bis es Nacht geworden, schlichen sodann mit ihren Helfern unbemerkt herbei, legten die Leitern an die Stadtmauer und stiegen leise hinauf — als plötzlich einige Sprossen zusammenbrachen, wodurch ein Lärm entstund, welcher den Wächtern die Gefahr entdeckte, und sofort die ganze Bürgerschaft aus dem Schlafe zu den Waffen rief. Dieser mißlungene Anschlag wurde nun die Ursache einer neuen Fehde; denn der aufgebrachte Bischof ließ die Schauenburg belagern, und da dieselbe nicht zu gewinnen war, die schauenburgischen Leute und Güter auf alle Weise schmälern und schädigen, während der Adel nicht minder jegliches Mittel aufbot, um das stiftische Volk zu drängen und zu drücken (32).

Ein anderes Uebel, unter welchem die guten Städte des Mittelalters zu leiden hatten, waren die Verpfändungen, wobei man sie wie eine Waare hin- und herschob. Oberkirch wurde zum ersten Mal von Bischof Wilhelm, im Jahre dreizehnhundert neunundneunzig, und zwar an die Straßburger verpfändet (33). Bischof Ruprecht löste die Stadt zurück und bestätigte ihre Freiheiten (34), war aber durch seinen Aufwand für den Armagnakenkrieg bald genöthigt, sie wieder zu veräussern. Er überließ nämlich im Jahre vierzehnhundert dreiund-

(31) „Und macht den Zwingolf (d. h. den Stadtgraben mit der äussern Stadtmauer) umb Oberkirch."

(32) Strobel, Gesch. des Elsaßes II, 187.

(33) Kolb, Lexikon von Baden.

(34) Freiheitsbrief, gegeben „ze Oberkirche uf Mentag vor sant Niklastag des heil. Bischoffes, anno Dom. M. CCCC. XL."

vierzig „Oberkirch, Schloß und Stadt, und Oppenau, Burg und Thal, mit allen ihren zugehörigen Dörfern, Weilern und Höfen" um die Summe von zehntausend Gulden als Pfandschaft an Georg von Bach und seine Erben (35). Doch wußte schon der nächstfolgende Bischof Albrecht die Einlösung derselben zu bewerkstelligen, und von dem an blieb Oberkirch bis in das siebzehnte Jahrhundert unzertrennt bei dem Hochstift.

Diese Einlösung scheint unter bedeutender Beihilfe der verpfändeten Gemeinden selbst geschehen zu seyn; denn nicht nur gab ihnen Bischof Albrecht im Jahre fünfzehnhundert für sich und seine Nachfolger das feierliche Versprechen, ihre Freiheiten und Rechte, namentlich den freien Wegzug zu wahren und sie nie mehr zu verpfänden, sondern ertheilte ihnen auch, da dieselben nicht mehr im Stande gewesen, die schuldigen Zinse zu leisten, und daher von den betreffenden Gläubigern einen „mindern Zinsschlag" erlangt hatten, die sonderliche Gnade und Geneigtheit, daß sie erst nach gänzlicher Tilgung ihrer gemeinen Schulden die gewöhnliche Frühlings- und Herbstbete von nicht mehr als hundert und fünfundzwanzig Pfund Pfennigen an die Herrschaft entrichten, und den jährlich durch diesen Nachlaß und jene Zinsherabsetzung am Gemeindeeinkommen sich ergebenden „Ueberlauf und Fürschlag" zur Erledigung der Pfandschillinge verwenden, gleichwie sich bis dahin mit Steuern in „ziemlicher Maß" belegen, und all' ihre Aemter, als Vogt, Schuldheißen, Gerichtsboten und Zöllner, setzen und entsetzen durften. So sollten sich beide Gemeinden fürderhin auch aller Privilegien des Hochstiftes erfreuen, und in Folge dessen alle an sie ergangenen Ladungen des Hofgerichts zu Rothweil von den stiftischen Amtleuten „abgeheischt", auch alle Aechter und Aberächter „auf Recht enthalten", und die Unterthanen überhaupt vor keine ausländischen Gerichte gezogen werden.

Den Oberkirchern aber besonders that der Bischof noch eine weitere Gnade, indem er ihnen vergönnte, das Meßgeld, welches an ihrem Wochenmarkte fiel, alsdann den Zoll von den Tüchern und das Standgeld am Sankt Niklaus-Jahrmarkt, ferner die kleinen Frevelbußen und das Weggeld über die Oppenauer Steige einzunehmen, wie auch den äusseren Stadtgraben inne zu haben und zu benutzen, mit der weiteren Vergünstigung, daß vom Hochstift an jedem Stadtthor zu Oberkirch ein Pförtner, auf der Ringmauer zwei gedingte Knechte

(35) Pfandbrief, gegeben „uf sant Gregorien des heil. Babstes tag, in dem Jare nach Christi gepurt 1443."

und auf jedem Thor ein Wächter besoldet werde. Endlich wurden die in der Stadt ansäßigen adeligen Familien zur Entrichtung des Zolles von allem über den nöthigen Hausbedarf eingeführten Wein und Korn angehalten, und ihre Knechte zu dem Gelöbnisse verpflichtet, dem gemeinen Wesen ohne Schaden aus- und einzuwandern, auch in allen Händeln und Streitsachen, wie die Bürgersknechte, sich unter den städtischen Gerichtsstab zu begeben, und dort ihr Recht zu suchen und zu nehmen. Dagegen mußten die Oberkircher die Rathsstube, die Brücke über die Rench, das Pflaster, wie ihre Baulichkeiten, ihre Wege und Stege ausserhalb der Grendeln baulich erhalten ([36]).

Hieraus ersieht man wohl, wie beschränkt die Verhältnisse der Stadt ihrer Herrschaft gegenüber damals noch seyn mußten. Die öffentlichen Gebäude, die Thore, Mauern und Gräben waren herrschaftlich; die Wahlen aller städtischen Aemter und Dienste, bis auf die gemeinen Richter, hingen von dem Hochstifte ab, wie die Gemeindsumlagen und andere Dinge. Das Opfer, welches Oberkirch für seine Einlösung gebracht, mochte daher die städtischen Mittel bis zur Erschöpfung angegriffen haben, und es ist rührend, zu sehen, mit welcher äussersten Hingebung die armen kleinen Städte und Landschaften des Mittelalters ihr Schärflein sammelten, um nur aus den verhaßten Pfandschaften zu ihren angestammten Herren wieder zurückzukehren.

Indessen konnte sich das oberkirchische Gemeinwesen in Folge der Vergünstigungen Bischof Albrechts wieder allmählig erholen, und bald traten jetzt mehrere wichtige Verbesserungen ein. Das Wochengericht und die Stadtschreiberei wurden durch verbesserte Ordnungen neu geregelt; auch für den Wochenmarkt erschienen neue Bestimmungen, und da ein zu Oberdorf mit der altherkömmlichen Prozession am Markustag verbundener Markt zu vielen unkirchlichen Abschweifungen veranlaßte, so verlegte man denselben als geordneten Jahrmarkt neben den ursprünglich dort bestehenden in die Stadt, weil ohnedem das Volk nach geendigter Feierlichkeit immer in die dasigen Wirthshäuser gelaufen war ([37]). Ferner brachte man mancherlei Streitpunkte mit benachbarten Klöstern und Herrschaften zu günstigem Entscheid, wie den langjährigen, in leidenschaftlicher Heftigkeit mit Allerheiligen geführten Prozeß über den verweigerten Bürgereid der stiftischen Be-

(36) Urkunde Bischof Albrechts, gegeben „Zabern vf Donerstag nach sant Mathiß des heil. Zwölfpotten tag, nach vnsers lieben Herren geburt 1500."

(37) Mehrere Schreiben über diese Verlegung aus dem Jahr 1518.

dienten zu Oberkirch (38). Endlich wurden die Anmaßungen und Gewaltstreiche des benachbarten und insäßigen Adels zur Ruhe und Sicherung der Stadt möglichst beseitiget.

Jener alte Haß der Junker gegen das bürgerliche Wesen war nie erloschen, und unter Bischof Johann dem Vierten hatte der adelige Uebermuth gegen die Oberkircher diesen Prälaten zu einem energischen Schritte genöthigt. Es handelte sich zunächst um die Freisäßigkeit des Adels in der Stadt; die Herren wollten dort wohnen und den Gemeindsgenuß haben, ohne wie andere Bürger zu steuern. So verweigerte unter andern Junker Röder von Rodeck die Entrichtung der Bete, und gerieth darüber mit dem Schuldheißen und Gerichte in erbitterte Feindschaft. Der Junker hatte sich durch Erpressung eines übermäßigen Todfalls von einer armen Wittwe, durch gröbliche Verwundung eines „unbewehrten, liegenden Mannes" und mehr solcher Handlungen einen „schlechten Ruhm" erworben, und vermehrte jetzt denselben durch eine Reihe von Unfugen gegen die Oberkircher. So kam er am Dreikönigstag des Jahres fünfzehnhundert neunundsiebzig, da das Stadtgericht den Probst von Allerheiligen und andere ehrbare Leute zu Gast speisete, mit dem Junker von Schauenburg und fünf markgräfischen Trompetern auf die Bürgerstube, wo man den beiden Herren ehrenhalber oben am Tische Platz gab; anstatt aber dieses zu erkennen, haben sie gleich „den Kübel umgeschütt' und einen jeglichen des Gerichts ausgeschimpft, und darzwischen die Trompeter lassen blasen", wodurch die Gesellschaft völlig vereitelt wurde. Ein ander Mal, als der Junker von Neuenstein, wegen gewaltsamen Angriffs, auf der Stube in Haft saß, kamen der Röder und Schauenburger mit noch Einigen ihres Gelichters zum Besuche dahin, setzten sich in den Erker, trieben allerlei Uebermuth bis in die Nacht, schreckten dann die Nachbarschaft durch „Mordio und Feurio" aus dem Schlafe auf, und schrien dazwischen: „Schuldheißle, wo bist du? Hemke jo, hemke jo, wo bist du, Pflumenbräterle?"

Diese und ähnliche Rohheiten berichtete das Gericht endlich an den Bischof (39), welcher darüber so aufgebracht wurde, daß er dem Röder wegen seiner behaupteten Freisäßigkeit durch den oberkirchischen

(38) Akten über diese Streitsache von 1555 bis 1578.

(39) „Kurze und schlechte Erzehlung etlicher vngebührlicher Handlungen, die Hans Dieterich Röderer von Rodeck, vnd andere Junge vom Adel zu Oberkirch, seit jrer beiwohnung, getrieben."

Amtmann ernstlich zu Leibe gehen ließ. Wie aber der Junker stolz und anmaßlich gegen die Bürger gewesen, so zeigte er sich jetzt demüthig und gehorsam gegen den Bischof, indem er denselben in einem unterthänigsten Schreiben um Gotteswillen bat, ihn „als einen armen Gesellen" gnädigst doch in Oberkirch verbleiben zu lassen. Doch scheint ihm diese Unterthänigkeit wenig geholfen zu haben, denn der Bischof erließ nach einiger Zeit einen scharfen Befehl an den Amtmann, „die drei von Adel, nämlich den Schauenburger, Röderer und Holzapfel, zu unverzüglicher Erlegung der ihnen auferlegten wohlverdienten Strafe anzuhalten, oder aber zu deren Erstattung die gebührlichen Mittel gegen dieselben zu ergreifen (40)."

Schon hieraus würde man ersehen, welch' ein Freund und Beförderer seiner Unterthanen Bischof Johann war, wenn auch jene Inschrift am Thore von Oberkirch es nicht gesagt hätte, wie väterlich er die Stadt in Schutz nahm, sie von fremden Banden befreite und ihre alten Rechtsamen vermehrte (41). Johann schließt sich daher auf's Würdigste den Gründern und Erweiterern des oberkirchischen Stadt- und Gemeinwesens an, jenem Johann von Dirbheim, Berthold von Bucheck und Albrecht von der Pfalz, seinen auch sonst verdienten Vorwesern am Bisthum, und verdient mit ihnen die dankbare Erinnerung der Bürger von Oberkirch und Oppenau. Denn Fürsten, welche mitten unter den Fehden und Wirren eines feudalistischen Zeitalters auf dem Boden unseres Landes die Keime des Bürgerthums gepflanzt haben, sollen uns allezeit lebendiger und werther im Gedächtnisse seyn, als die stolzen Herren des Krieges mit ihren bluttriefenden Lorbeeren.

Der nächste Weg von Oberkirch nach Offenburg führt durch eine mäßige, theils mit Waldung und Wiesen, theils mit Aeckern und Weingärten bedeckte Berggegend, welche in ihrer mannigfaltigen Abwechselung höchst lieblich erscheint. Ihre Hauptzierde aber ist ohnstreitig der Staufenberg mit seiner stattlichen Veste, deren alte Gebäude auf entsprechende Weise wieder erneuert worden sind. Der ziemlich kegelförmige Berg, auf dessen Höhe sich eine wundervolle Aussicht von den benachbarten Thalgründen über die Ebenen der Ortenau und des Elsaßes nach den Vogesen darbietet, erhebt sich unmittelbar hinter dem

(40) Akten, „belangend des Röderers von Rodeck angemaßten freyen Sitz zu Oberkürch" von 1553 bis 1579.

(41) Vergl. Badenia II, 233.

Dorfe Durbach, welches in seinem kleinen fruchtbaren Thale, an dem gleichnamigen Bergwasser, ungemein freundlich gelegen ist. Ringsumher sind die Thalwände mit zahlreichen Höfen besetzt, und an den sonnigsten Stellen blüht jene kräftige Rebe, welche uns den beliebten „Durbacher" liefert.

Ueber den Ursprung der Veste Staufenberg ist mancherlei gefabelt worden. Was man urkundlich Gewisses vorfindet, beschränkt sich auf den Grafen „Burkhard von Staufenberg", welcher in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts als Wohlthäter des Stiftes Hirschau erscheint, und dessen Einreihung unter die Ahnen von Eberstein ein Ergebniß der gründlichsten Forschungen über die Urgeschichte dieses Hauses ist (42). Wie aber das Schloß aus dem unmittelbaren ebersteinischen Besitzthum in die Hand einer Ritterfamilie von Staufenberg überging unter speierisch-ebersteinischer und freiburgisch-badischer Oberlehnherrlichkeit, und allmählig zu einer ortenauischen Ganerbschaft erwuchs — all' Das läßt sich mehr vermuthen, als urkundlich nachweisen (43). Während des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen neben

(42) Vergl. von Krieg, Gesch. der Grafen von Eberst. S. 4.

(43) Ich theile hier, zur Ergänzung obigen Textes, eine von einem frühern Archivar aus den Akten und Urkunden geschöpfte „Nachricht über die Herrschaft Staufenberg" im Auszuge mit.

„Im Jahr 1366 verkaufte Graf Egon von Freyburg an Marggraf Rudolphen von Baden seine Mannschaft, Lehen und Güter, die von ihm und der Herrschaft Freyburg herrührten und anhuben unterhalb der Bleichach, als die Schneeschleife gehet, bis an den Rhein in der Mortenau, mit allen Nutzen, Rechten, Gefällen, Diensten und Zugehörten, um 2000 fl. auf Wiederlösung mit dem Beding, daß wann Graf Egon ohne Hinterlassung männlicher Nachkommenschaft absterben würde, das Wiederkaufsrecht alsdann auch erloschen seyn solle. Nun war Graf Hanns von Freyburg (Graf Egons Enkel) der letzte sothanen Stammes, ohne daß irgend eine Auslösung geschehen, daher die Herren Marggrafen von Baden immer und bis auf den heutigen Tag in ruhigem Besitz dieser Herrschaft geblieben."

„Indessen ist in anfangs erwähntem Kaufbriefe von 1366 keine ordentliche und specifigue Benennung zu finden, in wem die verkaufte Mannschaft und in was die verkauften Rechte, Güter und Gefälle bestanden? Auch ist die in ermeldtem Kaufbrief angedittene Gränzscheidung viel zu allgemein, als daß davon ein richtiger Begriff genommen werden könnte. Dahero die Auskunft hierüber aus anderweiten Urkunden von den Jahren 1326, 1333, 1392 und 1399, 1419 und 1428 gesucht werden muß. Diese Urkunden zusammen beweisen, daß die verkaufte Staufenberger Mannschaft zu End des 13. oder Anfangs des 14. Jahrshundert in sieben Geschlechteren bestanden seye.

jener Familie auch die von Au und Wiedergrün, die Bock, Kolb, Hummel, Stoll und Schenk als Gemeiner oder Burgsassen zu Staufenberg, und später traten zu diesen noch die Pfaue von Rippur, wodurch es möglich wurde, daß einst in einer Fehde nicht weniger als vierzehn Genossen auf dem Schlosse saßen!

Die Geschichte desselben seit dem Entstehen der Ganerbschaften bietet einige Züge dar, welche auf die Sitten des damaligen Adels, auf seine Stellung zwischen den Fürsten und Städten und die daraus entstandenen Kämpfe ein zu interessantes Licht werfen, als daß wir sie übergehen dürften (44).

Nachdem in der Streitsache zwischen Markgraf Rudolf dem Dritten von Baden und der Stadt Straßburg wegen des Rheinzolles alle Versuche einer gütlichen Beilegung vergeblich gewesen, kam es neuerdings zu den Waffen, und jetzt mit größerer Erbitterung als zuvor. Der Markgraf überzog und verheerte die diesseitigen Besitzungen der Straßburger, diese dagegen fielen über den Rhein und berannten unter anderm Staufenberg, wo damals Einige von der markgräfischen Partei verweilten. Die Veste wurde erobert und ihre Bewohner-

---

Diese sieben Geschlechter aber, nemlichen das Straubenhard-, Brunn-, Hummel-, Wiedergrün-, Stoll-, Kolb- und Bockische, waren in Baumeister, so jederzeit der Aelteste gewesen, und Gemeinere getheilt, und jedem lage ob, einen besondern Theil, als den Thurm, Stall, Kuchel ꝛc. der Veste Staufenberg, welche sie sammt denen dazu gehörigen Gütern, ganerbiatus jure zu Lehen besassen, zu besorgen."

„Um 1414 ist ihnen das achte Geschlecht, nemlich das Pfauische, beygesetzet worden, da in gedachtem Jahr dem Siegfried Pfau auf Absterben Hanns Stollen, und hernach 1479 auf Absterben Georg Bocken dem Rudolph Pfauen die heimgefallenen Theile verlyhen und andurch dem juri ganerbiatus ein Stoß gegeben wurde, dahero auch zwischen dem Lehenherrn eines, und Baumeister und Gemeineren andern Theils, Streit entstanden, welcher endlich durch ein ohngefähr um das Jahr 1521 ergangenes Compromißurtel so beruhiget worden, daß in Hinkunft denen Ganerben die heimgefallene Lehen zwar nicht entzogen werden, doch aber dem Lehenherrn freystehen solle, sothane erledigte Theile ihnen sämtlich oder einem unter ihnen besonders nach Willkühr zu verleyhen. Und so ist es auch bis auf Philippen von Wiedergrün, den letzten sämtlicher dieser Geschlechter, in der Beobachtung geblieben, nach dessen im Jahr 1604 erfolgtem Todt die Herrschaft Staufenberg mit dem dominio directo wieder consolidirt wurde."

(44) Die ganze folgende Schilderung ist nach Sachs (bad. Gesch. II, 77), Kolb (Lexik. von Bad. III, 245) und Strobel (Gesch. des Elsaß. II, 182 und 307) mit theilweiser Benützung der Quellen.

schaft zu Gefangenen gemacht; man versöhnte sich indessen bald wieder, und schloß im Frühlinge dreizehnhundert und achtzehn, unter gegenseitigem Schadenersatze, einen „ewigen Frieden".

Nach Verfluß eines Jahrzehents jedoch erschienen die straßburgischen Waffen abermals vor den Mauern von Staufenberg, und jetzt brachten sie denselben den Untergang. Hören wir den Verlauf dieser Fehde, wie ihn die alten Chroniken erzählen. Im Jahre dreizehnhundert neunundzwanzig zerfiel Reinbold von Staufenberg mit Albrecht von Au, einem stiftstraßburgischen Dienstmanne, wegen seines Antheils an der Veste, und vertrieb ihn aus derselben. Diese Kränkung seines Dienstmannes benützte der kriegerische Bischof Berthold, um seinen Groll gegen den Markgrafen von Baden auszulassen; er verband sich mit den Straßburgern, zog über den Rhein und belagerte Staufenberg. Es war am vierundzwanzigsten August; man setzte der Burg so ernstlich zu, daß dieselbe schon nach acht Tagen überging und nun vom Grunde aus zerstört wurde. In solcher Bedrängniß wendete sich Reinbold an seinen Dienstherrn, und Markgraf Rudolf errichtete sofort mit dem Grafen von Wirtemberg ein Bündniß zur Bestrafung des Bischofs. Es erhob sich eine erbitterte Fehde, welche den markgräflichen Unterthanen am meisten wehe that, und worin die staufenbergischen Ganerben eine höchst traurige Rolle spielten, da es die einen mit dem Markgrafen, die andern mit dem Bischofe hielten, und so ihre Friedenseinung zum Pfuhle erbitterter und blutiger Feindschaft machten.

Nach anderthalb Jahren endlich gelang es dem Herzoge von Oesterreich, die Parteien zu vermitteln; Reinbold erhielt auf Rechnung des Bischofs und der Straßburger eine Summe Geldes und die Verwilligung, seine Veste wieder aufzubauen. Dieses that er auch unverweilt, und die Thürme von Staufenberg erhoben sich jetzt auf's Neue stolz über den Kranz der Umgegend. Aber kaum waren ihre Mauern von Sonne und Regen gebräunt, als sich schon wieder ein drohendes Ungewitter über ihnen zusammenzog. Rüter von Staufenberg, welcher es entschieden mit Reinbold gehalten hatte, konnte seinen Groll gegen die straßburgische Partei nicht unterdrücken; er gerieth in Hader mit Haneman Waldner, einem Neffen des Bischofs, und suchte seinem langverhaltenen Haß durch einen verwegenen Handstreich endlich Luft zu machen. Denn als der Waldner sich einst zu Lahr befand, überfiel er denselben mit seinen Gesellen während des Nachtimbisses, erschlug ihn und flüchtete sich über die Ringmauer aus

dem Städtchen. Dieser Mord setzte die Parteileidenschaft in volle Flammen; Bischof Berthold versammelte sein Kriegsvolk und zog rachedürstend gen Staufenberg. Es war um's Jahr dreizehnhundert und fünfzig, wieder im August; die Veste ward unschwer gewonnen und davon Alles niedergerissen, was dem entwichenen Rüter zugehörte.

Aber auch diesen selbst sollte endlich die Rache noch erreichen. Fünf Jahre später, nachdem er seine zerstörte Behausung längst wieder aufgebaut hatte und unbesorgt darin lag, schlichen sich einst nächtlicher Weile Hans Waldner und etliche Andere von Adel an die Burg heran, und wurden sodann von den Wärtern, welche durch Geld bestochen waren, heimlich eingelassen. Da schlug dem Rüter die letzte Stunde; er büßte seine Blutschuld unter den feindlichen Schwerthieben und Dolchstichen mit einem grausamen Tode. Solch' blutigen Ausgang nahm das Geschlecht derer von Staufenberg, denn von dieser Mordgeschichte an erscheint es nicht mehr, und die damaligen sieben Mitherren legten sich jetzt den staufenbergischen Namen bei.

Eine Persönlichkeit aus der alten Familie, Ritter Peter, ist der Gegenstand einer romantischen Volkssage geworden, welche im vierzehnten Jahrhundert von einem einheimischen Dichter in Verse gebracht wurde und im folgenden, wie in ganz neuerer Zeit wieder, zu Straßburg gedruckt erschien (45). Dieselbe hat sich aber in der Umgegend von Staufenberg selbst noch bis auf diesen Tag lebendig erhalten, nur mit mancherlei Verschiedenheit der Ausschmückung. Diese Sage nach dem Volksmunde ist von Schreiber aufgezeichnet und bearbeitet worden (46), als Gegenstück möge sie nach der Auffassung und Darstellung des alten Gedichtes im Auszuge hier mitgetheilt seyn.

Petermann Themringer, geboren vom Schlosse Staufenberg in der Ortenau, nachdem er in langer Fremde allenthalben Ehre und Ruhm geärntet, war wieder in die Heimath zurückgekehrt und erschien auf weit und breit als erste Zierde der Ritterschaft.

Der unverzagte, werthe Mann
Trug allzeit reiche Kleider an,

---

(45) „Der Ritter von Staufenberg, ein altdeutsches Gedicht, mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Engelhard. Straßburg 1823."

(46) Sie steht in dessen „Sagen aus der Umgegend vom Baden", alsdann im „Handbuch für Reisende nach Baden" und in gebundener Darstellung im Jahrgang 1819 der *Cornelia*.

Verstund das Brett- und Saitenspiel;
Daher sein fröhlich Wesen.
Er konnt' auch schreiben, lesen,
Und Anderes dergleichen viel,
So er gelernt in jungen Tagen.
Das Birsen, Beizen und das Jagen,
Das stund dem Rittersmanne gut
Und macht' ihn immer hochgemuth.

Als Petermann eines Pfingsttags frühe seinen Knappen die Hengste hatte satteln lassen und mit ihm gen Nußbach zur Messe ritt, fand er unterwegs eine wunderschöne Frau in lichtem, herrlichem Gewande einsam auf einem Felsstücke sitzen. Der Ritter sah und war vom Strahl der Minne getroffen. Er grüßte das edle Weib züchtiglich, worauf sie ihm freundlich dankte. Da sprang Petermann vom Pferde, näherte sich ihr und drückte sein Erstaunen aus, eine Frau von solch' hoher Art so ganz allein zu finden. Sie aber lächelte sanft und sprach:

„Es mögte dich wohl Wunder han.
Ich sag' dir, Ritter lobesan,
Wie so sich hat gefüget das,
Daß ich allhie so einzig saß.
Da hab' ich, Freund, gewartet dein.
Ich sag es auf die Treue mein,
Wie ganz ich dir mit Lieb' ergeben.
Seit du gelernt, auf's Pferd dich heben,
Erhalt' ich dich in meiner Pfleg',
Beschütze dich auf Weg und Steg;
In Stürmen und im Kampfesstreit
Bin ich dir nah' zu jeder Zeit,
Als wie ein Freund dem andern soll.
Im Turnei führte ich dich wohl,
Damit dir Leides nie geschehe,
Und in des heil'gen Grabes Nähe,
Wie auf der weiten Heeresfahrt,
Wo mancher Held erschlagen ward,
Beschützt' ich dich mit meiner Hand,
Davon dein Lob ward allbekannt.
So hab' ich dich bisher begleitet
Und Alles dir zum Heil bereitet.
Doch, weil du nie mich hast gesch'n,
So wollt' ich einmal vor dir steh'n."

Entzückt über diese Worte, pries der Ritter sich glücklich, den Tag erlebt zu haben, und wünschte sehnlichst, die holde Frau immer um

sich zu sehen. „Dies kann wohl geschehen, lieber Freund", erwiderte sie, „so oftmals du allein bist, und dein Herz nach mir verlangt. Dann wirst du Alles nach deinem Wunsche finden und ewig jung verbleiben. Aber Eines müßtest du zuvor geloben — nie ein ehelich Weib zu nehmen! Hast du dies gelobt und brichst den Schwur, so ist nach dreien Tagen unfehlbar der Tod dein Loos."

Ohne Zaudern beschwor der Ritter ein Gelübde, welches bei so entflammter Liebe für die zauberische Frau seinem Herzen schon von selbst entsprungen war. Da reichte sie ihm ihren Ring zum Unterpfande dar und verschwand. Petermann aber besuchte die Messe zu Nußbach und eilte dann zurück nach Staufenberg, in sein stilles Schlafgemach. Das Herz des glücklichen Ritters verlangte zum ersten Mal nach der Geliebten, und siehe da — sie erschien! Jetzt besiegelte die ganze Seligkeit der Minne den geheimen Bund.

Nach einiger Zeit nun verließ Petermann abermals die väterliche Burg und zog umher in allen Landen, wo er zuvor noch nicht gewesen. Ueberall begleitete ihn der alte Segen, der alte Ruhm, denn seine geheime Braut beschirmte den kühnen Ritter wie ehedem, und versüßte ihm jede einsame Stunde mit ihrer zauberischen Gegenwart. So trieb er sich lange Zeit unter glücklichen und glänzenden Abenteuern in der Fremde umher, bis die Sehnsucht nach den Gefilden der Heimath wieder in ihm erwachte. Da kehrte er zurück, reich an Gut und Ehre, und die Seinigen empfingen ihn auf's Stattlichste. Sie waren stolz auf diese Zierde ihrer Familie, auf diesen Helden und Schmuck der Ritterschaft. Nur Eines schmerzte sie heimlich —

Daß ein so hochbegabter Leib
Sollt' ohne angetrautes Weib
Und ohne Zweige sterben,
Zu seines Stamms Verderben.

Daher drangen sie zu wiederholten Malen in den Ritter, daß er sich eine edle Tochter des Landes zur Lebensgefährtin erlesen möchte. Petermann aber wies diese Zudringlichkeiten entschieden von sich und eilte in sein Schlafgemach, wo das einzige Frauenwesen, welches er liebte, ihm erschien. Mit Betrübniß sah die Holde seinen Kummer, und beklagte sich selber als die Ursache desselben; doch wurde der geheime Bund ihrer Herzen dabei nur erneuert und mehr befestigt.

Um die selbige Zeit geschah zu Frankfurt eine Königswahl, und aller Adel weit und breit strömte dahin. Auch der Ritter von Staufenberg mit seinen Verwandten und einem glänzenden Gefolge er-

schien, und kaum erscholl sein Name, als ihn der neue König mit großer Huld empfing; auf den Turnieren aber gewann er durch Gestalt, durch Kraft und Kunst die Herzen aller Frauen. Was Wunders daher, daß ihm die Hand der königlichen Nichte, der Erbin von Kärnthen, angeboten ward! Niemand verwunderte sich darüber; hocherstaunt aber war der ganze Hof, als der stolze Ritter eine so seltene Glücksgabe mit den Worten ausschlug: er sey nicht ebenbürtig!

Nun aber drang die Geistlichkeit in den Ritter. Die frommen Herren mochten Etwas ahnen; sie fragten ihn, ob er etwa schon vermählet sey? Dieser Frage wollte Petermann in seiner ritterlichen Ehrbarkeit nicht ausweichen, und bejahte sie. Jetzt stieg die Neugier der Pfaffen und Laien auf's Höchste, und ein Bischof sprach: „Ihr habt also eine Frau. Wohlan, so lasset sie sehen". Als die Antwort aber hieß: „Sie läßt vor keinem Aug' sich blicken, als vor dem meinigen", da erscholl der allgemeine Ruf: „Dann ist sie nimmer ein rechtes Weib — ihr verlieret Seel' und Leib". Und ein alter Kaplan wendete sich dringend an den Ritter, indem er sprach:

„Wie seyd ihr des besinnet,
Daß ihr den Teufel minnet
Statt einer Frauen zart?
Was Gutes je geschaffen ward,
Gesprochen und gesungen —
Davon seyd ihr verdrungen.
Wer ist wohl dieses Weib,
Mit seinem zauberischen Leib?
Den Satan in der Höllen
Habt ihr zum Schlafgesellen."

Also gedrängt und überredet, willigte Petermann endlich in den Wunsch des Königs. Alles war erfreut; die schöne Nichte wurde ihm angetraut und man bestimmte den Tag der Vermählung auf dem Staufenberg. Der Ritter eilte nun unverweilt dahin, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Als es aber Nacht geworden, da gedachte er der verrathenen Freundin; sein Herz sehnte sich nach ihr, und sie erschien. Ihr innerer Schmerz konnte sich nicht lange verbergen. „Du hast den beschworenen Bund gebrochen", sprach die Stolze zürnend und mahnend. „Du nimmst ein Weib zur Ehe — gedenke, daß dein Tod davon die Folge ist. Wenn du mit deiner Braut im Kreis der Freunde an der Tafel sitzest, so werde ich ein

Zeichen geben." Doch sie warnte vergeblich, denn der Ritter glaubte den Einflüsterungen der beredten Pfaffheit,

„Daß die Geliebte lüge,
Und ihn der Teufel trüge."

Mit großem Gepränge wurde nun die Vermählungsfeier begonnen. Man versammelte sich im Saal, man setzte sich zu Tische; es dampften die Speisen, es perlte der Wein, und in jedem Auge glänzte die Freude — da schlug es plötzlich an die Decke; Ritter Petermann erkannte das Zeichen, erblaßt fuhr er empor, zerraufte sich das Haar und schrie verzweiflungsvoll: „Wehe, meine Freunde, ihr habt mich und euch in's Verderben gestürzt — in drei Tagen bin ich eine Leiche". Und wie der Arme gesagt, so geschah es auch. Die Moral aus dieser Sage zu ziehen, soll dem Leser überlassen seyn.

Es hatte mich mein Oberkircher Freund mit einem seiner Bekannten nach dem Staufenberg begleitet; nun ging's dem Wirthshause von Durbach zu, wo wir bei etlichen Flaschen Vierunddreißiger einen fröhlichen Abschied feierten. Es war mir unbeschreiblich leicht und wohl geworden; ich eilte mit beflügelten Schritten durch die herrlichen Vorhügel in die Ebene hinaus, und erreichte noch lange vor Nacht die alte Zäringer Stadt, im Schoße der Ortenau, an welche mich jetzt auch Bande der Blutsverwandtschaft knüpfen. Ich fand die Meinigen wohl, verlebte einen Tag mit ihnen, und nahm sodann über Kehl meinen Rückweg.

Der lange Stein.

Eine Skizze.

Eine Viertelstunde unterhalb Thiengen im Kletgau (1) ergießt sich die Wutach in den Rhein. Diese Mündung des reißenden Bergwassers würde schon früher stattfinden, sichtbar gerade dem Städtchen gegenüber, wenn sich der letzte Ausläufer des kletgauischen Gebirges nicht eben hier noch einmal erhöbe, um als Homberg (2) zwischen die beiden Flüsse zu treten und deren Vereinigung zu verzögern. Diese Stelle, wo die Wutach von ihrem Zuge so gewaltsam abgelenkt wird, hat die Natur mit einem merkwürdigen Denkmale bezeichnet.

Thiengen lehnt sich traulich an den südwestlichen Fuß eines sonnigen Vorhügels des schwarzwäldischen Gebirgs, und von seinem obern Thore an verliert sich der Thalrain in ein herrliches Mattland, welches durch einen Halbkranz üppiger Weidengebüsche vor den Einbrüchen der Wutach geschützt wird. Jenseits des Flusses zieht sich in bescheidener Höhe der Bürgerwald hin, mit welchem durch einen schmalen Sattel der Homberg zusammenhängt. Das Ganze bildet eine etwas beschränkte, aber durch ihre liebliche Einfachheit und durch das reiche Grün des Waldes, der Wiesen und Waiden höchst angenehme

(1) Ursprünglich gehörte Thiengen, als auf der rechten Seite der Wutach gelegen, zum Albgau, wurde aber im fünfzehnten Jahrhundert, da es vom Hochstift Konstanz an die Grafen von Sulz gedieh, zu deren kletgauischer Landgrafschaft gezogen.

(2) Ich schreibe „Homberg", während man gewöhnlich „Homburg" spricht, und von einer Ritterburg fabelt, welche diesen Namen gehabt haben soll. Es ist aber weder an Ort und Stelle, noch in Urkunden und Akten die leiseste Spur einer solchen zu entdecken.

Landschaft. Hat der Wanderer nun das Städtchen verlassen und folgt der schönen Straße über dem Rande des Thalrains, so gewahrt er jenseits der hohen Weidengebüsche, am Fuße des Homberg, mitten auf der lieblichsten — hier von der Wutach und dort vom Walde umschlossenen Wiesenau, einen langen, einsam in die Höhe ragenden grauen Stein. Derselbe gleichet völlig dem Trümmermale eines Thurmes, und kein Fremder wird glauben, daß er nicht etwas dergleichen sey. Es hat ihn aber keine menschliche Hand, sondern die Natur dahin gestellt; denn von den Nagelflühfelsen, welche sich hier an das Kalkgebirg anschließen, hat ihn die wilde, untergrabende und auswaschende Wutach allein noch übrig gelassen — wie zum ewigen Denkzeichen ihres Kampfes mit dem Widerstande des Homberg.

Hundert und Hunderte der Umwohner denken nichts, wenn sie den Stein erblicken, er ist ihnen eine gewöhnte, gleichgiltige Erscheinung; in Thiengen aber entwachset kein Knabe, kein Mädchen seiner Wiege, ohne vom langen Stein zu hören. Er ist ein geheimnißvoller Wunderfels für die dortige Jugendwelt. Aus seinem verborgenen Schoße holt die Amme in stiller Nacht die neugeborenen Kinder hervor, und in seine ewige Finsterniß werden die bösen wieder verschlossen. Doch auch unter den Erwachsenen erzählt man sich zuweilen Etwas von dem sonderbaren Stein — wie die alten sulzischen Grafen vom Altanenzimmer des Schlosses aus mit ihren messingenen Standrohren auf die Scheibe nach ihm geschossen, oder wie noch früher das heimliche Gericht um ihn her gehalten worden.

Das heimliche Gericht — welche Ironie der dunkeln Volkssage! Ja, der alte graue Stein sah einst Gericht halten; er sah die Richter sitzen an seinem Fuße und das Volk um sie versammelt, auf offener Wiese, unter freiem Himmel. Da aber kam eine Zeit, wo die Richter sich aus der gesunden Luft in die verdumpfte einer Kanzlei zurückzogen, und aus dem freien, öffentlichen Gericht ward ein geheimes, verschlossenes! In dieser traurigen Zeit verlernte das Volk sein Recht, und war sofort jeglicher Beeinträchtigung, jeglicher Anmaßung und Unterdrückung rath- und hilflos preisgegeben. Denn wann etwa wurde die zahlreiche Klasse persönlich freier Zinsbauern, die Menge der sogenannten Hörigen vollends unter das Joch der Leibeigenschaft gebeugt? Wann etwa büßten die Gemeinden ihr Waldeigenthum ein? Wann kamen die verdoppelten und verdreifachten Steuern und Bußen auf? Wann umzingelte und durchwühlte eine maßlose Amtspolizei alle Gemeinde- und Familienverhältnisse? Mit einem Worte, wann wurde

der gemeine Mann zum blinden Opfer unwissender, eigennütziger, barbarischer Amtleute? All' diese Uebelstände hatten schon frühe in der bürgerlichen Gesellschaft angesetzt; aber zur traurigen Reife gediehen sie erst, als die öffentlichen Volksgerichte sich in verschlossene Amtsgerichte verwandelten.

Darum knüpft sich an den langen Stein, welcher nur noch der Gegenstand thiengen'scher Ammenmährchen ist, für den Geschichtskundigen eine große und schöne Erinnerung. Eine lange Reihe von Jahrhunderten bezeichnete er einen der Versammlungsorte, der Mahlstätten des kletgauischen Gau- und Landgerichts. Was wir gegenwärtig mit so dringendem Verlangen, mit so mühevoller Anstrengung zu erstreben suchen, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichts — euere Vorältern, ihr biedern Kletgauer, sie besaßen es als ein wohlhergebrachtes Volks- und Landesrecht, und übten es aus auf der Wiese am langen Stein!

Der alte Herr von Koler, dieser gelehrteste und würdigste der ehemaligen schwarzenbergischen Regierungsdirektoren zu Thiengen, hat die Urkunden und Nachrichten, welche über das kletgauische Landgericht noch aufgefunden werden konnten, gesammelt und zusammengestellt, und der fleißige Pfarrer Maier zu Gurtweil nach dieser Sammlung in seiner „Geschichte des Kletgaues" ein kurzes Bild entworfen, das ich hier mittheile, um seinen Inhalt alsdann näher zu erläutern.

„Alle Dinge", sagt er, „von größerer Wichtigkeit, allgemeine Landesangelegenheiten, bedeutende Verbrechen und dergleichen, gehörten vor das freie kaiserliche Landgericht, welches auch die gesetzgebende Gewalt ausübte und Appellationen annahm. Obschon wir weder die Zeit noch die Umstände vom Entstehen des kletgauischen Landgerichtes kennen, so dürfen wir doch auf ein hohes Alter desselben schließen. Schon im Anfange des eilften Jahrhunderts wurde ein gewisser Othram von Weißenburg durch dieses Landgericht in die Acht erklärt. Als die Grafen von Habsburg-Laufenburg den Kletgau erhalten und sich den Titel der Landgrafen beigelegt hatten, übertrugen sie die Versehung des Gerichts einem Landrichter, welcher mit zwölf Beisitzern dasselbe bildete, und nach ihrem Gutachten über die vorgebrachten Klag- und Streitfälle das Urtheil sprach. Abgehalten wurde es an verschiedenen Orten des Kletgaues, und so besonders auch am langen Steine bei Thiengen. Nach altem Herkommen mußte der Landgraf immer solche Personen zu Beisitzern wählen, welche mit den betheiligten Parteien ungefähr gleichen Rang hatten. Da sich aber

*

hiemit mancherlei Schwierigkeiten verbanden, so ertheilte König Ruprecht dem Grafen Johann im Jahre vierzehnhundert und eins die Vollmacht, aus den kletgauischen Unterthanen auch unadelige und unfreie Leute zu Beisitzern wählen zu dürfen. Dieses also bestellte Landgericht übte auch wirklich seine Rechte lange Zeit aus, selbst bis zum sechzehnten Jahrhundert herab, und obgleich dasselbe später in immer engere Schranken zurückgedrängt wurde, so gelangte doch ein Ueberrest davon noch auf unsere Tage — in dem Amte des Landrichters, welcher zu mehreren Malen des Jahrs die namhafteren Vögte des Landes, unter dem Vorsitze eines fürstlichen Beamten, bald in dieser, bald in jener Gemeinde versammelte und sich mit ihnen über verschiedene Landesangelegenheiten berieth."

So weit Pfarrer Maier. Blicken wir in das graue Alterthum zurück, so erscheinet uns das Haus Habsburg als erbliches Grafengeschlecht des Kletgaues mit den gewöhnlichen Befugnissen des gaugräflichen Amtes, und das Gericht des Landes als ihr gewöhnliches Gaugericht (3). Die altherkömmlichen Verhältnisse und Namen erlitten aber während des großen Zwischenreichs durch den Ausgang der schwäbischen Herzogswürde eine wichtige Veränderung. Denn die Gaugrafen, welche bisher unter dem Herzoge gestanden hatten, traten nach Hinwegrückung desselben unmittelbar unter den Kaiser, was ihnen den Charakter und Rang eigentlicher Reichsfürsten verlieh. Sie legten sich daher zum Zeichen dieser Unmittelbarkeit die Benennung der Landgrafen bei, wie solche in Thüringen und anderwärts aus ähnlichen Verhältnissen erwachsen waren, und nannten in Folge dessen auch ihre Gaugerichte fortan kaiserliche Landgerichte.

So finden wir zunächst in dem südwestlichen Theile des alten Herzogthums Schwaben jenseits des Rheins ein elsäßisches, aargauisches und thurgauisches, diesseits aber ein breisgauisches, albgauisches, kletgauisches und hegauisches Landgericht (4). Diese Gerichte waren noch eigentliche

---

(3) Vergl. Badenia I, 250. Die älteste Nachricht von dem kletgauischen Gaugerichte scheint allerdings die Urkunde (bei *Herrgott* I, 115) zu geben, worin König Heinrich II dem Kloster Rheinau ein Hofgut zu Weißenburg vermacht, welches ihm »ab uno exlege homine, *Othram* dicto, justo *judicum judicio* adjudicatum fuit, situm in pago *Chlegeuwe*, in comitatu *Radebotonis*«, wozu Van der Meer (annal. monast. Rhenaug. bei *Zapf*, 327) die Anmerkung macht: »quo judicio fortasse designatur *provinciale Judicium caesareum*, hodie adhuc vigens in *Cleggovia*.«

(4) Wie die Provinzialnamen der Grafschaften Albgau und Hegau in die

freie und öffentliche Volksgerichte; denn es erschienen dabei der Adel, die Bürger und freien Landleute. Sie waren besetzt mit zwölf Schöffen oder Urtheilfindern aus diesen drei Klassen, und wurden abgehalten unter dem Vorsitze entweder des Landgrafen selbst oder seines bestellten Landrichters. In allen vier Theilen des Landes bestanden bestimmte Gerichtsorte, wovon man jedesmal denjenigen wählte, welcher den hauptsächlichsten Gerichtshandlungen am entsprechendsten gelegen war. Von allen einzelnen Herren-, Stadt- und Dorfgerichten ging die Appellation an das Landgericht, und von diesem die weitere an das Hofgericht zu Rothweil, welches die Stelle des alten herzoglichen Landtages (5) vertrat.

Das kletgauische Landgericht wurde bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von den Grafen noch persönlich, hernach aber stets von ihrem Landrichter abgehalten. Die Gerichtsplätze waren, ausser dem langen Steine, bei der Dicke (6), auf der Brücke oder an der Halde zu Rheinau (7), auf der Brücke zu Kaiserstuhl (8),

---

dynastischen der Landgrafschaften Stühlingen und Nellenburg übergingen, so wurden auch die dortigen Landgerichte nach diesen letztern benannt, während man bleibend sagte: das breisgauische, das kletgauische Landgericht.

(5) Ich halte das rothweilische Hofgericht für nichts Anderes, als eine durch die Aufhebung des Herzogthums Schwaben bedingte Verwandlung des schwäbischen Landgerichts, welches gewöhnlich zu Königsstuhl bei Ulm abgehalten worden war.

(6) Bei Herrgott (cod. probat. II, 705) lesen wir folgende Landgerichtszitation (Fürgeboth): „Ich, Graf Gotfrid von Habspurg, Landgraf im Kleggow, tun kunt mit disem brief, daz Friedrich der Rot von Grafenhusen beklagt hat Petern unter dem Schopf von Kostanz, ze Tikki, uf dem Landtag, an dem nechsten Montag nach unser Frowen tag ze der Liechtmis, anno LXII". Dieses „ze Tikki" heißt in einer spätern Urkunde von 1389 (das. 758) „ze der Dikke", und scheint eine im obern Kletgau (wie dort auch „eine Enge" vorkommt) gelegene Stelle bezeichnet zu haben.

(7) „Anno 1426 wurde im Namen des jungen Graf Rudolfen zu Sulz auf der Halden bei Rheinow das Landgericht gehalten. Anno 1490 wurde selbes im Namen des Grafen Alwig von Sulz auf der Rheinower Bruck gehalten." *Van der Meer*, millenar. Rhenow. III, 291 und 347.

(8) „Anno 1480 wurde das Recht, Landgericht zu halten, und zwar uf der Bruck zu Kaiserstuel, schiedsrichterlich bestättiget, nachdem die Grafen von Sulz durch eingelegte Zeugenschaft genugsam erwiesen, dieses Recht von Alters her gebracht zu haben." Von dem an wurde es bis zum siebzehnten Jahrhundert fast jährlich einmal daselbst versammelt. Von Koler.

und am Urwerf bei Schaffhausen, wo die sogenannten „Grenz-Landtage" stattfanden; alsdann im Dorfe zu Lottstetten, Erzingen, Griesheim und Oberlauchringen, auch zu Willmendingen und anderwärts (9). Was den langen Stein insbesondere betrifft, so saßen die Grafen von Habsburg sehr häufig, Graf Gottfried im Jahre dreizehnhundert und dreiundsechzig aber zum letztenmale persönlich daselbst „offenlich zu Gerichte" (10), denn in den nächsten Jahren vertrat schon der „Freimann" Johannes Haas als Landrichter seine Stelle (11), welchem zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Konrad Tainger gefolgt ist (12).

Die damalige, durch König Ruprecht bewilligte Veränderung des Landgerichts hatte ihren Grund in dem Mißbrauche des uralten Rechtsmittels der Eideshelfer. Denn es herrschte an dem kletgauischen Landgerichte die Gewhnheit, daß diejenige der rechtenden Parteien, welche am meisten Zeugen zur Eideserhärtung beibrachte, den Sieg behielt, abgesehen von dem behaupteten oder widersprochenen Rechte selber (13). Dieser Mißbrauch wurde nun dadurch aufgehoben,

---

(9) Diese Orte werden in den Urkunden, Akten und Landtagsprotokollen als Gerichtsstätten bezeichnet.

(10) Urkunde bei Herrgott a. a. O. 710. Sie lautet im Auszuge: „Wir, Graf Gotfrid von Habspurg, Lantgraf im Kleggowe, tun kunt, daz für uns kam zen langen Steine, da wir offenlich zu Gerichte sassen, der Edelknecht Friedrich der Rote und Anna sin eliche Husfrowe, und offenot derwegen, daz er geben welti der genanten Annen etzwas siner Gütern, und liez an Recht, ob er das getun mochte. Das wart jm erteilt mit gesamnoter Urteild. Do gab er (folgen nun die Güterstücke). Und wart och davor uns, Graf Gotfrieden, an Recht gelassen, ob dirre Sache mit samlicher Sicherheit, Worten und Werken, beschehen were, daz si billich nu und hinach gut Kraft und Macht solti han, und och, ob wir unseren Brief darüber geben solten? Das wart jnen alles erteilt mit gesamnoter Urteild. Und haruber ze Urkunde, so hin wir unser Lantgerichtes Ingesigel offenlich an diesen Brief gehenkt, wand och dirre Sache vor uns mit Urteild volgienge." Dieses Landgerichtssiegel ist kein eigenthümliches, wie z. B. das stühlingische, sondern enthält den gewöhnlichen habsburgischen Löwen.

(11) „Ich, Johanns Has, Fry, Landrichter in dem Kleggöwe, anstatt des hochgebornen gnedigen Herren, Graf Rudolfs von Habspurg, thun kunt, daz ich offenlich ze Gericht sasse ze den Langenstein uf dem Lantgericht." Urkunde bei Herrgott, 736. Von demselben sind auch die folgenden Urk. S. 738 und 766.

(12) Sulzische *Chronotaxis*, im Anhang Lit. N. N.

(13) Das königl. Diplom ist bei Herrgott, S. 791. Der König sagt darin, daß

daß man die Zahl der zwölf Richter wiederherstellte, welche eidlich verpflichtet waren, ohne Rücksicht auf das Mehr oder Weniger der Eideshelfer, allezeit „gleiche Richter zu seyn und Recht zu sprechen dem Armen wie dem Reichen".

Wir ersehen hieraus, daß das Landgericht während des vierzehnten Jahrhunderts schon sehr in Zerfall gekommen seyn mußte; ein anderer Umstand aber zeigt uns, daß es damals seinen eigentlichen Charakter als allgemeines und höchstes Landesgericht für immer verlor. Denn wie der Landgraf das Gericht selbst nicht mehr präsidirte, so blieben jetzt auch die Ritter und Bürger von demselben zurück (14); die einen hielten sich an ihr Mann- und die andern an ihr Stadtgericht. Durch diese Exemtion aber des höhern und mittlern Standes verwandelte sich das Landgericht in ein reines Bauern-Geding, in eine Gerichtsstelle für das hörige und leibeigene Volk, verlor also alle politische Wirksamkeit und höhere Rechtspflege. Dabei wurde auch der Gerichtskreis mehr und mehr verengert, indem die benachbarten geistlichen Stifte Konstanz, Rheinau und Sankt Blasien, wie die Stände Zürich und Schafhausen ihre kletgauischen Unterthanen dem Landgerichte allmählig zu entziehen wußten (15).

Noch mehr aber sank das kletgauische Landgericht an Einfluß

---

am kletgauische Landgericht die Gewohnheit sey: „wan das geschehe, daz Zwene an demselben Lantgerichte mit einander zu rechten haben, welcher Teil dan mer Lüte dahin brunge, die jme helfen schweren, daz derselbe dan das Rechte wider den andern behalte, das uns und unser Räte gar ungotlichen und unbillichen dunkt; wan ein armer Mann, der nit vil Lüte zusammen bringen mochte, an solichem Lantgerichte kein Recht behalten mochte, wiewol er doch in der Warheit vil Rechtes hatte; und einer, der vil Lüte zusammen bringen mochte, behilte allwegen das Rechte für sich, ob er auch etwan kein Recht hatte."

(14) „Und dieselben zwölf Richter, die das Lantgericht also besitzen werdent, sollen und mögen auch Orteil sprechen, richten und echten, ane Fryen und Rittern."

(15) „Anno 1434 wird per privilegium confirmatorium *Sigismundi* imper. das Gotteshaus Rheinau gegen die Landgerichte, benanntlich gegen das im Kleggaw eximirt (millen. Rhenov. III, 137). Anno 1444 haben die Gemein Rheinheim und Dangstetten gegen die Gemeinde Kadelburg vor dem Landgericht, unter Verwendung der bischöflich konstanzischen Exemtionsprivilegien, exemtionem fori declinatoriam eingewendet (Urthelbrief in der Kadelburger Gemeindslade). Zürich war gegen das Landgericht in Ansehung seiner Unterthanen im Kleggow privilegirt, und wurden dahero Klagen gegen dieselben auf Abfordern remittirt." Von Koler.

und Ansehen, nachdem man begonnen hatte, es nicht mehr unter freiem Himmel und im Angesichte einer herbeigeströmten Volksmenge, sondern in engen und finstern Rathsstuben abzuhalten (16). Gleichwohl indessen — wie sehr auch das Gericht in der spätern Zeit nur ein Schatten gegen seinen frühern Bestand war, immer noch blieb es ein ehrwürdiges Trümmerstück des in Deutschland uraltherkömmlich gewesenen völlig öffentlichen und mündlichen Gerichtswesens, und unglaublich ist es, wie unser Volk bei dem Anblick solcher redenden Ueberbleibsel des alten Geschworenengerichtes so gänzlich vergessen konnte, dieses herrliche Nationalgut einmal besessen zu haben, daß ihm seine Widersacher dessen Wiedereinführung jetzt als eine Nachahmung ausländischer Einrichtungen zu verdächtigen vermögen!

Es liegen die Protokolle des kletgauischen Landgerichtes vor mir; sie reichen bis in das sechzehnte Jahrhundert hinauf, und der jüngste Band derselben schließt mit dem Jahre achtzehnhundert und neun. Ich schlage ihn auf und lese auf der ersten Blattseite: „Landgericht, gehalten anstatt bei dem Langenstein anjezo in Thiengen auf dem Rathhaus, Dienstags den sechzehnten November tausend siebenhundert neunundsiebzig, in praesentia Herrn Oberamtmanns von Koler, Kammerraths Schmid et mei Actuantis Kanzleiacceſſiſten Stoll. Wurde anvorderist das Landgericht mit dem Landrichter, den Insassen und Urthelsprechern besetzt. Nachdem der neue Urthelsprecher Simon Stoll von Erzingen, nach Anleitung des Titels zwölf im ersten Theile der Landgerichtsordnung, in die Eidespflicht genommen worden, welche er auch wirklichen geleistet und abgeschworen; so wurde mittelst gewöhnlicher Proposition und Uebergab des Gerichtsstabes das frei-kaiserliche Landgericht auf offener Landstraße ausgerufen und bei siebenundzwanzig Pfund verbannet (17). Hierauf ist man ad Politica fürgeschritten, insbesondere wurden regulirt der Wein- und Fruchtschlag, wie auch der Anschlag für die Mahlzeiten im Wirthshaus bei Hochzeiten und Kindstaufen. Alsdann facta publicatione auf offentlicher Landstraß, audiebantur die obrigkeitlichen, und nach

(16) Schon im Jahr 1510 wurde es „zu Kayserstuehl in der Rathsstuben" abgehalten. Zu Lottstetten und Oberlauchringen sind im Wirthshause die Stuben, wo man das Gericht hielt, noch mit Glasgemälden geziert, welche dasselbe darstellen.

(17) D. h. wer ohne geordneten Fürsprech sich in die Verhandlung mischte, wurde um 27 Pfund gebüßt.

Abhörung und Fertigung derselben die landschaftlichen Vorträg (18), worüber referatur ad regimen et cameram. Weilen nunmehr, auf abermaligen Ausruf, bei dem Landgerichte Niemand ferner Etwas anzubringen gehabt, so wurde dasselbige für jezo beschlossen."

Dieser Protokollauszug mag dem Leser ein Bild geben von der jüngsten Gestaltung des freien kaiserlichen Landgerichts im Kletgau. Es ist leider kein erfreuliches mehr, und ruft ein noch weniger erfreuliches, ein sehr trauriges vor unsere Seele — das Bild des damaligen Kaiserthums und des heiligen römischen Reiches der Deutschen! Und so raget denn der lange Stein aus seiner blühenden Wiesenau als grauer, bemooster Zeuge einer ruhm- und einer schmachvollen Vergangenheit in die kreisende und ringende Gegenwart herein.

---

(18) Jene betrafen einige von der Herrschaft gethane Giltkäufe, worüber „Kauf und Fertigung einhellig zu Recht erkannt worden"; diese dagegen waren: „Pro 1. wird gebetten, Befehl an das Land ergehen zu lassen, daß Jeder, der einen Zug haltet, wenigstens ein Pferdt dabei habe. Pro 2. wird dahin angetragen, daß nach Dangstetten und Oberlauchringen möglichst Feuerspritzen verschafft werden. Pro 3. Degernau erinnert, man möchte beim Kaufhaus zu Rheinheim auf Wiedereinführung der Ordnung bedacht seyn, daß dasselbe an Markttagen auf die bestimmte Stund geschlossen werde, damit die Verkäufer nicht nöthig haben, sich bis in die Nacht hinein daselbst zu verweilen."

Bruchsal,

durch die Franzosen zerstört.

Die Festung Philippsburg, welche schon unter den schlimmsten Auspizien gegründet worden, blieb auch während ihrer zweihundertjährigen Dauer eine stete Quelle des Unglückes für ihre Nachbarschaft, ohne in der Hauptsache jemals dem deutschen Vaterland einen ersprießlichen Dienst geleistet zu haben. Die nahe Schwesterstadt Bruchsal namentlich mußte die Hiebe am schmerzlichsten empfinden, womit die Kriegsgeißel von Philippsburg aus das umliegende Land zu peitschen pflegte. Wir übergehen die traurigen Wechselfälle des Schwedenkrieges, und schildern hier jene drei Brände von Bruchsal, welche die philippsburgische Besatzung und das Korps des Generals Duras dem großen Ludwig, neben jene zahllosen andern Ruhmessterne, in seinen Heldenkranz gewunden (1).

Unter den vielen Schand- und Schmachartikeln, womit der westphälische Friede den deutschen Namen befleckt hat, gehörte auch die Ueberlassung der Festung Philippsburg an die Franzosen. Sie ist ein großes Unglück zu nennen, denn schon nach einem kurzen Menschenalter sah man unbeschreibliches Elend über das benachbarte Land daraus hervorgehen. Es war im ersten französischen Krieg, wo sich der große König für die Niederlagen seiner Feldherren in den Niederlanden, auf den Rath des Louvois, durch eine barbarische Verheerung der Rheinpfalz zu rächen suchte. Bei diesem Heldenwerk hatte die Philippsburger Besatzung eine vorzügliche Rolle zu spielen, und einen

(1) Vergl. Badenia I, 62 und II, 272.

der glänzendsten Auftritte darin bildete die Einäscherung der bischöflichen Residenzstadt Bruchsal. Ich erzähle den Hergang derselben mit den Worten des Kellers Ehemant (2).

„Freitags den dreizehnten März", berichtete derselbe an seinen Fürsten, „Morgens frühe zwischen drei und vier Uhr kamen der französische Dragonermajor de Ronville und der Sekretär des Kommandanten aus Philippsburg mit fünfhundert Mann zu Fuß und zu Pferd in Bruchsal an, fragten alsogleich nach dem Amtsverwalter daselbst, und vermeldeten bei dessen Abwesenheit seiner Hausfrau, wie sie Ordre hätten, die Stadt anzuzünden und abzubrennen, deswegen unverweilt, jedoch ohne Alarm, den Bürgern und sämmtlichen Einwohnern zu bedeuten sey, daß sie innerhalb zwei Stunden ihre Sachen zu salviren haben. Und nachdem während dieser kurzen Zeit männiglich in höchster Angst und Verwirrung seine nothwendigste Habe, so viel möglich gewesen, in die Kirchen, in das Kapuzinerkloster und an andere Orte geschleppt, haben die Franzosen vor alle Häuser auf dem Markt und in den engen Gassen große Haufen von Stroh gelegt, bis endlich die Trommel gerührt und hiedurch die Losung zum Brande gegeben worden, worauf die Soldaten mit Strohwischen in die Häuser gelaufen, und nicht allein die Stadt, sondern auch die Vorstädte an allen Orten und Enden gleichsam wie wüthend dergestalt grausamlich angesteckt, daß gegen zwölf Uhr zu Mittag Alles in völligem Brande gestanden, und dadurch bei fünfhundert Häuser und Gebäuer, die schöne Stiftskirche mit dem Thurm, mit der Orgel, den Glocken und Uhren, wie auch mit Allem, was die armen Leute darein geflüchtet, das Hospital, das wohlerbaute Rathhaus, das Johanniterhaus, zwei Stadtthürme, drei Mühlen und sieben Gastherbergen, auf's jämmerlichste in Asche gelegt worden. Wie es denn erschrecklich anzusehen gewesen, da in der Stadt nicht mehr als sechszehn geringe Gebäu, und in den Vorstädten noch etliche zwanzig schlechte Häuser übrig geblieben."

„Es hätte zwar, wie die Feinde angegeben, während des Brandes keine Plünderung beschehen sollen; jedoch ist vielen Leuten auf der Gasse das Ihrige abgenommen, und was in den Häusern an Früchten, Wein und Anderem sich befunden, von den Franzosen hinweggeführt worden. Durch diesen Brand, dessen Feuer drei ganzer Tage gedauert, ist nun des fürstlichen Stifts beste Stadt, ohngeachtet sie ihre angesetzte

(2) „*Relatio* über die von der französischen guarnison Phillippsburg den 13. Martii 1676 mit Feuer verhergte Stadt Bruchsal."

Kontribution jederzeit richtig bezahlt gehabt, aus der blosen Besorgniß, daß etwa die Kaiserlichen selbige hätten besetzen und die benachbarte Festung Philippsburg inkommodiren können, nicht allein völlig eingeäschert worden, sondern es sind dadurch auch meherere hundert Bürger mit Weib und Kindern in Armuth und an den Bettelstab gerathen."

Ausser den bezeichneten wenigen Hütten war bei diesem Brande nur das Kapuzinerkloster mit der dahin geflüchteten Habe verschont geblieben; aber es sollte auch dieser Ueberrest noch die Beute der französischen Brandfackel werden. Kaum hatten sich die Bruchsaler aus der dringendsten Noth und Verlegenheit wieder in etwas erholt und den Bau ihrer Stadt wieder begonnen, als das unselige Philippsburg neues Verderben über sie auswarf. Denn eines Tages, da man keine Gefahr ahnte, erschien eine Abtheilung der philippsburgischen Besatzung, und vollendete die Zerstörung, welche jene frühere Abtheilung begonnen hatte. Diesen Ueberfall erzählt der Amtsschreiber Wurmgart in einer Relation an seine Regierung (3), und wir entnehmen ihr in Folgendem die hieher gehörigen Stellen.

„Mitwochs den fünfzehnten März, Nachmittags um zwei Uhr, kam der verwichene Woche durch Bruchsal passirte französische Tambour alhier wieder an, verlangte einen Botten mit sich gen Philippsburg und referirte beinebens, daß ihm von Herrn General von Styrum zu Vaihingen sonderliche Gnade wiederfahren, indem er mit Speise von dessen Tafel traktirt, und mit einem Schreiben an seinen Kommandanten anbetraut worden. Dieser Tambour ging in der Stadt herum, zweifelsohne um zu sehen, was darin gebaut sey, trank bei dem entlegensten Straußwirth eine Maß Wein, und nahm alsdann seinen Weg nach Philippsburg."

„Donnerstags darauf, in festo sancti Josephi, ging wie gewöhnlich eine Prozession auf den Michelsberg, während dessen um acht Uhr eine französische Parthie von ohngefähr anderhalb hundert Mann Dragonern ganz unvermerkt in Bruchsal angekommen, so mit gespanntem Hahnen die Stadt hinauf- und hinabgesprengt, und endlich abgestiegen. Sie visitirten und durchsuchten alle Häuslein, Hüttlein und Keller, plünderten und raubten Alles, was ihnen anständig, und steckten hierauf all' die Hüttlein in Brand, daß einige davon verbrannten, sonderlich die mit Stroh gedeckt waren. Ein Theil dieser Brenner

(3) „Unterthänige *Relation*, wie sich der letzte französische Einfall zu Bruchsal begeben und was dabei sich ereignet."

jedoch ward auf das fußfällige Anflehen der armen Leute bewogen, daß sie selber das Feuer wieder löschten; die meisten aber ritten auf das Kapuzinerkloster zu, umringten selbiges und schickten hinein, um es anzuzünden. Als dies ein Bruder bemerkte, hat er sogleich das Venerabile mit dem Ziborium und heiligen Oel aus der Kirche herausgenommen und hinweggebracht, worauf die Mordbrenner sogleich den Tabernakel plündern wollen, und weil sie ihn leer befanden, mit Feuer gefüllt, daß der Altar und folglich die ganze Kirche in Brand gerathen. Von da begaben sie sich in das Refektorium und zündeten dasselbige ebenfalls an, wie denn die nach dem Michelsberg gegangenen Patres, als sie zurückkehrten, das ganze Kloster lichterloh in Flammen erblickten."

„Nach diesem hat sich die französische Parthie zu ihrer Reserv in den Wald zurückgezogen, welche nun eilfertigst wieder nach Philippsburg abmarschirt. So ist das schöne Klostergebäu mit Allem, was die wenige Bürger und Landleute dahin geflüchtet gehabt, in Rauch aufgegangen, unter sonderlichem und viel schmerzlicherem Wehklagen der armen Unterthanen, als bei der frühern Einäscherung der Stadt, indem sie ihre Häuser fast wieder verschmerzt gehabt, und ihre Rettung und Hoffnung auf den erhaltenen Sparpfennig gesetzt, dessen sie nunmehr gänzlich verlurstig geworden."

Ein Jahrzehnt verfloß jetzt, zwar unter vielfach wiederkehrender Kriegsgefahr, jedoch in hinreichender Ruhe für die Bruchsaler, um ihnen Zeit zur Wiederherstellung ihrer Vaterstadt zu gewähren. Der Friede von Nymwegen schien die französischen Gräuel eingestellt zu haben, und ein auf zwanzig Jahre zwischen Frankreich und dem Kaiser abgeschlossener Waffenstillstand versprach die allmählige Heilung der tiefen und schmerzlichen Wunden des letzten Krieges. Wie aber täuschte man sich! Ludwig der Vierzehnte trat alles Völkerrecht mit Füßen; er brach den beschworenen Stillstand unter dem Vorwand seiner Ansprüche auf die Pfalz, und ließ dieses herrliche Land durch seine Mordbrenner zum zweiten Male unmenschlich verheeren. So wurde denn jenes fürchterliche Jahr sechszehnhundert neunundachtzig auch für Bruchsal wieder eine Zeit des Verderbens, wie das Protokoll des odenheimischen Ritterkapitels in gedrängter Darstellung erzählt (4).

---

(4) »Fragmentum *Protocolli* liberae et equestratis ecclesiae *Odenheimensis* Bruchsaliae, ab anno 1688 usque 1692.«

„Nachdem", heißt es daselbst, „die hiesiger Ends verbliebenen kurbaierischen und anderen alliirten Truppen, so zwischen Bruchsal und Ubstatt unter dem Kommando des Herrn Generals von Sereni campirt, weil man sich gegen den Feind zu schwach erachten wollen, den ersten August gegen Sinsheim und drei Tage später gegen Heilbronn retirirt, ist am Dienstag den neunten die französische Armee unter dem Kommando des Generals de Duras von Heidelberg herauf vor Bruchsal gerückt, und hat Mitwochs auf Sankt Laurenz zu Mittag mit zwei halben Karthaunen und anderen Stücken, welche sie auf dem Steinsberg und bei dem Kirchbrücklein gepflanzt gehabt, die Stadt anfangen zu beschießen und auch selbigen Abend mit Accord überkommen, der aber keineswegs gehalten ward; allermaßen die Stadt Bruchsal durch diese urplötzliche und unvermuthete feindliche Invasion, nach vorhergegangener Gefangennehmung der darin gelegenen tausend Mann baierischer Garnison und hernach verübter Plünderung abermals in Asche gelegt worden, und dies also völlig, daß auch nicht ein Obdach für einen Vogel, geschweige für einen Menschen stehen geblieben, durch welches Unglück denn auch die nach dem vormaligen französischen Brand mit so großen Kosten wieder hergestellte Stiftskirche und anderen Stiftsgebäude in Rauch aufgegangen."

Wir wissen, daß diese schmachvollen Verheerungen nicht auf die Pfalz beschränkt blieben, sondern mehr oder weniger das ganze rechte Rheinufer trafen — und erstaunen, wie sie eine so lange Zeit hindurch, von sechszehnhundert siebenundsechszig bis sechsundneunzig, möglich waren. Die deutsche Geschichte sagt uns aber auf hundert und hunderten ihrer Blätter — es sey noch Aergeres, es sey fast Alles möglich!

Historische Schattenstriche.

Etwas aus dem Archivarsleben.

In jeglichem Geschäft gibt es Tage, wo man die Nothwendigkeit fühlt, wieder einmal aufzuräumen. Dieses ist aber ganz besonders bei einem Archivare der Fall; denn während seiner Arbeit in Durchgehung, Sichtung und Ordnung der alten Urkunden und Akten fällt ihm manches Stück in die Hand, was er bei Seite legen muß, um es später gelegentlich näher einzusehen und unter die gehörige Rubrik zu bringen. So hatten sich auf meinem Nebentische einige Dutzend Aktenstücke dieser Art angehäuft, mit denen ich jüngsthin aufzuräumen genöthigt war.

Ich legte dieselben zuerst in chronologische Ordnung, und ging sie hernach einzeln durch. Aber welch' eine Arbeit! Doch nicht, daß dieser Ausruf der Schwierigkeit oder Mühseligkeit gälte, sondern er bezeichnet den Eindruck, welchen der Inhalt der verschiedenen Aktenstücke auf mich hervorbrachte. Selten geht ein Geschichtsbuch so in's Kleine und Genaue, selten läßt es den Leser so in's Innere der Handlungen und Ereignisse blicken, wie die Akten. In diesen ist das wirkliche Leben mit allen Einzelnheiten abgeprägt, und wo das Gepräge weniger deutlich hervortritt, da lassen andere Spuren und Anzeichen die wahre Gestalt oft leicht errathen. So habe ich aus den bezeichneten Aktenstücken einige Seiten des Lebens und gesellschaftlichen Zustandes von der Kirchentrennung bis in die Zeit des Schwedenkrieges auf's Genaueste kennen gelernt; leider jedoch sind es dunkle, traurige Seiten, mit denen nun auch der Leser bekannt werden soll.

Das erste Stück ist ein Schreiben des Stadtrathes von Ravensburg an die „Regenten und Räthe im obern Elsaß" vom Jahre

fünfzehnhundert und vierzig. Es enthält einen Protokollauszug über den Inquisiten Beck aus der Gegend von Rothenburg am Neckar, welcher mit seinen Gesellen innerhalb sieben Jahren in dem Bereiche von Tübingen bis über den Schwarzwald und an die Bergstraße neun Menschen ermordet hatte. Dieser Verbrecher that unter andern folgende Aussage: „Eines Tages ist in Straßburg ein großer Mann mit schier ellenlangem Barte, in grünem Hut und grauem Mantel, zu mir gekommen, der hat mich in's Wirthshaus geführt und daselbst beim Zechen verleitet, sechs Gulden auf die Hand zu nehmen und sein Geselle zu werden; er heiße Ziegler, habe seinen Befelch und sein Geld vom Türken und bis in die vierhundert Personen unter sich; er wolle mir für jedes Haus, so ich anzünde und niederbrenne, weitere sechs Gulden geben. Ich habe ihn aber nachgehens nicht mehr gesehen, sondern von seinen Gesellen das Geld empfangen. Dergleichen ist auch in Colmar ein Hauptmann über die Brenner zu mir gekommen, Namens Iselin, der sein Geld von einem Grafen aus Schweden bekommt, und hat mir vier Gulden auf die Hand gegeben, daß ich nach seinem Befelch mit andern Gesellen in Frankenland, Elsaß, Breisgau und an der Bergstraß' geholfen fünfzehn Häuser verbrennen. Es sind wohl gegen vierzig Leute in seiner Gesellschaft, welche all' morden und brennen; ein Zweifelstrick und ein roth' Kreuzel darin ist ihr Wahrzeichen."

Der Protokollauszug enthält nun weiter die Namen, Altersjahre, Professionen und Kennzeichen eines großen Theils dieser Verbrecher; die meisten waren Keßler, Spängler und Löffler. Der ravensburgische Stadtrath hatte allen benachbarten Regierungen diese Mittheilung gemacht und sie ersucht, auf die signalisirten Personen, wie auf „die deutschen und wälschen Krämer, so allenthalben in Städten und Flecken auf die Jahr- und Wochenmärkte kämen, und gemeinlich graue Hüte, graue Mäntel und große Paternoster trügen, wohl Acht zu haben, denn sie seyen fast alle Mordbrenner."

Das zweite Stück ist eine Urfehde vom Jahr fünfzehnhundert vierundvierzig. Es bekennt darin ein Bürger Tangold von Schuttern, daß er wegen „freventlichen, meisterlosen und unvernünftigen Droh- und Scheltworten" auf den schutterischen Abt, dessen Diener und Unterthanen in's Gefängniß gekommen sey. Die Veranlassung zu diesen Schmähungen hatte die Erbschaft seiner Frau gegeben, welche die äbtischen Beamten ihm „aufenthalten", da die Herrschaft Ansprache auf einen Theil derselben machte. Im Gefängnisse nun blieb dem Hilflosen

nichts Anderes übrig, als sich zu einer Theilung zu verstehen und auf alle Rechtsmittel, sie etwa wieder rückgängig zu machen, durch einen „gelehrten Eid" für immer zu verzichten. Würde er je diesen Verzicht überfahren, so würde er ein treu- und ehrlos meineidiger Mann heißen, und sein Leib und Gut gänzlich dem Abte verfallen seyn.

Die Urfehden stammten aus dem Faustrechte des Mittelalters her, und enthielten ursprünglich das einfache Eidesversprechen, daß man sich für eine erlittene Strafe nicht rächen wolle; sie wurden aber von den Obrigkeiten bald als ein Mittel mißbraucht, durch versteckte oder undeutliche Einschiebsel das unwissende Volk, das einmal in ihre Hände gerieth, aus denselben nicht mehr frei zu lassen. Denn wer sich einer solchen Urfehde hatte unterziehen müssen, blieb bei aller äusserlichen Freiheit ein Gefangener sein Leben lang; er konnte beim leisesten wirklichen oder scheinbaren Fehltritte, auf irgend eine jener versteckten Bedingungen hin, zu jeder Zeit „unter der Form Rechtens" wieder eingezogen und neu bestraft werden. Noch gefährlicher aber waren die Urfehden von der Art unserer angeführten. Gerieth ein Unterthan mit seiner Herrschaft wegen Ansprüchen auf Rechte oder Güter in Streit, und dieselbe befürchtete, daß er vor dem kompetenten Gerichte siegen möchte, so steckte man ihn wegen einer bei solchen Prozessen gewöhnlich fallenden Schmähung polizeilich in den Herrenthurm, ließ ihn dort schmachten, bis er kirre war, verfaßte eine Urfehde, worin auf alle gerichtliche Verfolgung seiner Rechtssache verzichtet wurde, und legte ihm dieselbe als Bedingniß seiner Freilassung zur eidlichen Beschwörung vor, und wir wissen es ja — ein langes und grausames Gefängniß kann den Menschen zum äussersten Opfer für seine Freiheit bringen!

Ich komme zum dritten Stück, welche die Ueberschrift hat: „Inquisition, beschehen den zwanzigsten Juli Anno einundsechzig, des Lärmens halb, so sich gestern auf dem Fischmarkte zugetragen." Es hatte damals in der Stadt Freiburg seit längerer Zeit zwischen den Bürgern und Studenten eine schwierige Stimmung geherrscht. Als nun am Vorabend des bezeichneten Tages der etwas benebelte Musensohn Sebold mit seinem noch nüchternen Freunde Holzendorfer aus der Trinkstube „zum Gauch" kam, um nach seiner Wohnung bei der Todtnauerin an dem Fischmarkte zu gehen, war er so unvorsichtig, mit dem Degen „zu phantasiren und zu gauglen", bis ihm die Scheide hinwegfuhr. So gerieth Sebold mit „bloser Wehr" am Sternen vorbei, da einige Bürger sich fluchend und schwörend über ihn und die Studenten ausließen, wogegen er sie höhnend herausforderte. Indem

aber führte ihn sein Begleiter nach Hause, um alles fernere Spektakel zu verhüten. Doch dauerte das Schimpfen der Bürger fort, und als sie sich vernehmen ließen, „man sollte die Gerstenfresser zur Stadt hinausschlagen," riß dem Holzendorfer die Geduld; er nahm seinen Degen zu sich, eilte hinab vor den Sternen, legte dort seinen Rock auf die Erde und rief zu ihnen hinein: „Nun, wer hat Mangel an den Studenten? Er mag es anzeigen, ich will ihm hier zu Willen seyn." Da aber Keiner erschien, so entfernte sich der Muthige nach der Schneckenvorstadt.

Indessen kam es bald hierauf zu ernsteren Auftritten, denn als die Bürger noch immer fortschimpften — „der Teufel solle die Gerstenfresser holen; ihr Stolz sey nicht mehr zu leiden, sie müßten einmal gethennt werden; es schicke sich nicht, daß man eine ehrbare Zunft herausfordere, und es werde Dem mit der weißen Feder nicht also hingehen," da erschien der Sebold abermals, und dies war das Zeichen zum Losbruch. Es wollte ihn zunächst ein Stadtknecht packen, der Behende entwischte ihm aber und zog vom Leder, worauf Jener den ersten Hieb nach ihm that. Nun fielen mehrere Bürger mit kurzen Wehren über den Verhaßten her, und es würde ihm wohl schlimm ergangen seyn, wenn er nicht mit Hilfe des herbeieilenden Studenten Lang in seine Wohnung hätte entschlüpfen können. Jetzt aber gerieth dieser mit dem Stadtknechte in's Gefecht, erhielt von demselben einen Streich in den Rücken und gab ihm dagegen, sobald er sich gekehrt, einen Stoß auf die Brust, daß der Getroffene zu Boden sank. Während der Lang sich nun in Sicherheit begab, erhob sich der Stadtknecht wieder, und griff einen andern der herbeieilenden Studenten an, den Langeneck, und versetzte demselben durch den Hut eine Wunde in den Kopf, worauf ein Haufe Bürger mit Wehren, Hellebarden und Bengeln so unbarmherzig über ihn herfielen, daß er einen Hieb über die Hand und drei Stiche in den Leib erhielt. Vergeblich suchte der Schwerverwundete in der Todtnauerin Haus zu kommen — die Bürger hatten es den Studenten versperrt. Es mußte also eine Gasse durch den Haufen bis zur Thüre gehauen werden, und dieses gelang endlich, worauf sich die tapfern Musensöhne in ihre Wohnung wie in eine Burg zurückzogen. Manche Wunde aber brachte dieser Rückzug, und namentlich dem Langeneck flogen eine Anzahl Bengel nach, wovon ihn einer unter der Thüre niederstreckte. Diese wurde nun zwar geschlossen, aber ein Bürgerlicher bemerkte eine Spalte darin, und brachte durch dieselbe mit seiner Hellebarde dem dahinter Liegenden

noch einen Stich in den Rücken bei. Auch der Student Raunach war mit einem Bengel niedergeschlagen worden, und wäre im Gedränge sicherlich um's Leben gekommen, hätten ihn nicht zwei Kameraden noch am Schenkel erwischt und in's Haus gezogen.

Nach diesem blutigen Gefechte war die Studentenburg der Gegenstand des Angriffs der empörten Volksmenge. Man wollte mit Gewalt die Thüre sprengen, man stieß mit langen Hellebarden durch die Fenster und warf Wackensteine hinein. Die Studenten gaben dies mit allerlei Dingen wieder zurück, und so tobte der Tumult noch eine Zeitlang fort, bis der Stadtrath endlich einschritt und den Fischmarkt säubern ließ. Andern Tags wurden die Aussagen gerichtlich aufgenommen; wie aber der Prozeß ausgegangen und ob von den verwundeten Studenten einer geblieben sey, ist nicht mehr in unserem Aktenstücke enthalten.

Das vierte Stück ist wieder eine Urfehde, welche im Jahr fünfzehnhundert zweiundsechzig von dem schutterischen Priester Wagner eigenhändig ausgestellt wurde, nachdem derselbe seines wohlverdienten Gefängnisses gnädigst entlassen worden. Ich sage wohlverdienten, denn als man ihn zu Ostern von seinem Kloster aus nach Zunsweier geschickt, um Beicht zu hören und zu predigen, betrank er sich Nachmittags, lief in ein Bürgershaus, wo Etliche vom Adel und mehrere ehrbare Bürgersleute zu Gaste saßen, wollte dort die Frau des Junkers von Straubenhard mit Gewalt zum Tanze nöthigen, welche sich aber „heftig gewidert", nahm sodann eine Magd, walzte wie toll mit ihr herum, und ergriff endlich insgeheim ein Brodmesser, um den Junker niederzustoßen. Dieses wurde jedoch verhindert und der Betrunkene zum Hause hinaus „getheidigt", wo er aber so ärgerlich auf den von Straubenhard schimpfte, daß derselbe auf die Straße kam und ihn tüchtig „ausschmierte", was dann zu neuen Schmähreden führte.

Die Betrachtungen über solch' eine ungeistliche Aufführung will ich dem Leser überlassen, und das fünfte Stück vornehmen, das Inquisitionsprotokoll über den Raubmörder Zerrfuß vom Jahre einundsiebzig. Es enthält sechsundsechzig Fälle, worunter neben bedeutenden Geld-, Waaren- und Pferdediebstählen nicht weniger als vierzehn Raubmorde und acht Kirchenraube vorkommen, welche innerhalb des kurzen Zeitraumes von vier Jahren begangen worden. Dieser Zerrfuß hatte mehrere Gesellen, mit denen er zu beiden Seiten des Rheines umherzog, Nachts in die Kirchen und Bauernhäuser brach, unter Tags aber, auf offener Straße, die ihm begegnenden Krämer, Vieh-

händler und Bauern, wenn sie zu Fuße waren, niederstach oder schlug, und wenn sie ritten, vom Pferde schoß.

Ist es nicht beinahe unbegreiflich, daß dieser Landstreicher bei der Häufigkeit und Frechheit seiner Diebstähle und Raubmorde erst nach seiner dritten Festnehmung, zu Renchen, ernstlich inquirirt wurde? Das erste Mal hatte man ihn zu Rappersweil eingezogen, „aber nicht viel befragt, sondern bald wieder ledig und über den Schwarzwald schwören lassen", und das zweite Mal zu Laufenburg, wo er „mit Ruthen ausgeschwungen und des Landes verwiesen ward". Wir ersehen hieraus, wie leicht es dem Mörder- und Diebsvolk gemacht war, sein schändliches Handwerk auszuüben. Die Haupturſache davon lag in den vielen selbstständigen Landesgebieten, denn dadurch hemmte sich die Verfolgung der Verbrecher alle Augenblicke. Eine Behörde nach damaliger Art glaubte schon genug zu thun, wenn sie den eingezogenen Landstreicher des Landes verwies, das heißt, ihn einer Nachbarsherrschaft auf den Hals lud!

Aber eben so schlecht, wie mit der Justiz und Polizei, sah es mit dem Militärwesen aus, wovon unser sechstes Stück, ein „kurzer Begriff, wasmaßen das lothringisch Regiment hochdeutschen Kriegsvolks wider Versprechen aus offenem Feld gezogen", das überzeugendste Beispiel liefert. Markgraf Jakob der Dritte von Baden hatte mit dem Herzoge von Lothringen einen Vertrag abgeschlossen, wornach er verpflichtet war, demselben auf jeden Nothfall hin eine Anzahl Truppen gegen gewisse jährliche Subsidiengelder zuzuschicken. Für den Krieg nun zwischen dem Lothringer und dem Herzoge von Bouillon schickte der Markgraf dem Erstern im Jahre neunundachtzig ein Regiment Fußvolk zu, welches er auf seine Kosten angeworben. Diese Leute dienten anfangs willig, sobald jedoch die Bezahlung nicht mehr richtig floß, wurden sie schwierig, und endlich kam es zu einer eigentlichen „Meutung".

Um das Regiment zufrieden zu stellen, versprach man ihm, drei Leggelder auf einmal zu liefern, wenn es noch eine Woche lang sich gedulde, bis der Markgraf selber ankomme. Die Knechte willigten hiezu zwar ein, aber schon am dritten Tage schlossen sie einen Ring im Feld, wo die Meisten von den Räthelsführern dahin beschwatzt wurden, daß sie „unverzogenlich ihren Kopf und Zug nach deutschem Boden zurückgewendet, fünf Fenderich mitzuziehen genöthigt, wie etlich redliche Knecht, so dieser Meutung sich entziehen wollen, unmenschlich geschlagen und traktirt, auch diejenigen Knechte, so in Eisen

geschlagen waren, eigenmächtig erledigt, und sonst allen Ungehorsam angefangen."

Auf dieses hin schickte man den Ausreißern eine Botschaft nach „mit Vermelden, daß der Herr Markgraf Obrist bald an Handen seyn werd", worauf dieselben zurückvernehmen ließen, sie hätten keineswegs vor, aus dem Felde zu ziehen, sondern wollten nur in das nächste Quartier, um allda ihre Oberkeit zu erwarten. Trotz dieses Versprechens aber, und ungeachtet noch selbigen Tags ein Schreiben anlangte, worin der Markgraf sie „um des jüngsten Gerichts willen ersucht', die Gebühr zu thun", sind die Meuterer doch „unsinniger Weis' davon abgefallen und stracks nach Pfalzburg gezogen".

Da der Markgraf nur zwei Stunden entfernt lag, so veranlaßte er den abfälligen Haufen durch neue Botschafter, einen Ausschuß an ihn zu senden, welchen man unter dem Versprechen, daß der Markgraf inzwischen aus eigenem Sacke „Kommiß" ankaufen und den Knechten wolle vertheilen lassen, dahin beredete, sich zu den Knechten zurück zu verfügen und bei ihnen bis zu endlicher Zahlung Leib und Leben einzusetzen, und „doch den deutschen Namen, wie ihre eigene Ehr' und Wohlfahrt zu betrachten, und solche Schand' weder sich selbsten noch ihren Kindern und dem Vaterlande aufzuladen."

Dieser Ausschuß, mit welchem der markgräfliche Hofmeister zurückging, vermochte aber wenig bei den aufgehetzten Knechten, denn die Rädelsführer erklärten rundweg, daß der Haufen, wo sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden ihr Geld empfingen, hinwegziehen werde. Da indessen doch mehrere Knechte einzulenken suchten, so wurde den Unzufriedenen bang; sie verschoben daher die Verhandlung auf den folgenden Morgen, erregten aber während der Nacht einen Auflauf, als ob der Feind im Rücken wäre, und brachten es, ungeachtet aller Gegenvorstellungen des Hofmeisters, durch ihr unabläßiges Schreien und Drängen dahin, daß der Haufen bis auf anderthalbhundert Mann, welche dem verlassenen Regimente wieder zugezogen waren, davonging, dem deutschen Boden zueilte und bei Zabern auseinander lief. Ein Theil dieser „treu- und ehrlosen Leut" kam gen Straßburg, wo man ihnen aber ihre Waffen abnahm und sie alsdann erst über die Rheinbrücke ließ.

Das siebte Stück ist ein Schreiben des breisachischen Stadtraths an den freiburgischen vom Jahre neunzig, aus welchem hervorgeht, daß es damals an beiden Gestaden des Rheines gebräuchlich war, die Leichname von Selbstmördern durch den Nachrichter in ein

Faß schlagen und im Strome versenken zu lassen. Die Breisacher beklagen sich nun, daß der Scharfrichter von Freiburg, welchem sie einen „sich zu Ebringen selbst entleibten Mann" zu dieser Exekution übergeben, denselben nur bis Grezhausen gebracht und dort in die Möhlin geworfen habe.

Das achte Stück führt die Ueberschrift: „Vergichten des Jakob Rien von Kenzingen, so seines Handwerks ein Metzger, und Anno achtundneunzig in Gefangenschaft kommen". Dieser Rien beging mit seinem Vetter Martin und dessen Weib, der sogenannten Spittel-Els, wie mit dem Jakob Jung und dessen Buhlerin, innerhalb acht Jahren, in dem Umkreise der Ortenau, des Breisgaues und Elsasses, neunundzwanzig Mordthaten, zu denen er endlich noch die Tödtung seines eigenen Kindes fügte. Die meisten derselben geschahen vermittelst des Feuergewehrs, Degens und Dolches, auf offener Landstraße und bei hellem Tag, wie die Raubmorde des Zerrfuß. Die kleine Bande zog unter dem Scheine des Gardens im Lande umher, stund mit andern Gesellschaften in Verbindung und hatte ihre Einkehren bei verschiedenen Wirthen, welche derlei Gesellen um einen Antheil an den geraubten und gestohlenen Sachen ganz öffentlich beherbergten.

Es ist beinahe unglaublich, wenn man die achtundneunzig Geständnisse des rienischen Protokolles durchgeht, daß das Alles möglich gewesen. Die Bande trieb sich auf den Märkten und Kirchweihen herum, zechte und übernachtete in den Schenken und Wirthshäusern; sie war also gekannt, und hatte gleichwohl die Frechheit, viele Opfer ihrer Raubsucht und Grausamkeit frei davongehen zu lassen, ohne aus dem engen Distrikt der bezeichneten Landschaften zu entweichen. Und wenn eine Gesellschaft von wenigen Personen eine solche Reihe der scheußlichsten Raubmorde und frechsten Diebstähle beging, wie mußte es da mit der öffentlichen Sicherheit stehen, wo neben ihr noch andere und zahlreichere das nämliche Mord- und Räuberhandwerk trieben? Diese Banden waren vollkommen organisirt, und Rien bekannte unter Anderem: „Der Reichstätter Hänsle, der Dannbacher, die Sulzmatter und der Kolmarer Diebold sammt ihren Weibern und Jungen haben eine Hütte im Wald unter dem Boden, wie ein Rübloch erbauen, damit sie sich vor den Schnacken erhalten können; ziehen Abends aus, ermorden und berauben die Leut', und schleifen die Leichname in eine dazu gemachte Grube, wo ich selbst einen todten Reiter liegen sehen. Es haben auch ihrer vierundzwanzig Schelmen zu einander

geschworen, und wenn sie zusammenkommen, so probiren sie sich vielmals mit Däumlen, Armkrümmen und Strecken, und welcher dann die Tortur nicht erleiden mag, den jagen sie davon. Die Spittel-Els, deren frühere zwei Männer hingerichtet worden, berühmt sich, sie mög's anderthalb Stund' an der Folter erleiden, und hab's zu Durlach jüngsthin überstanden."

Niemand blieb von dieser Bande verschont; sie mordete und beraubte, wer ihr in die Hände kam, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und Standes — junge Knaben und Mägde, wie alte Leute, und arme Teufel, wie reiche Krämer und Händler. So bekennt Rien: „Einmal haben wir einen Jungen, so ein Bündel bei sich gehabt, auf der Straße angetroffen und ihn gefragt: wohin? Und da er geantwortet: nach Basel zu, hat Martin mit seinem Spieß auf denselben geschlagen und ich ihn mit einem Rappier erstochen. So haben wir ein andermal dem Wirth zu Dannbach eine hübsche junge Magd hinweggeführt, und als wir eine Strecke Wegs gekommen, hat die Els gefragt: was sie in ihrem Päcklein führe? und es ihr genommen, hernach sie mit unserer Hilf niedergeworfen und ihr die Kleider ausgezogen, des Jungen Buhlin aber mit einem Messer ihr das Herz abgestochen."

Ich höre auf, dieses schreckliche Protokoll zu extrahiren, und füge nur noch bei, daß die gestohlenen Waaren und Gegenstände gewöhnlich dem nächsten Juden um ein Spottgeld verkauft wurden. Man ersieht auch deutlich aus den Akten, wie dies gewissenlose Schachervolk mit dem räuberischen und diebischen Gesindel allenthalben in Verbindung stund, um sich durch das bluttriefende Gut der Ermordeten zu bereichern. Der Fluch dieses Reichthums — lastet er nicht schwer auf mancher Gegend unseres schönen Landes? Freilich aber war der Jude durch seine Unterdrückung auf solchen Erwerb vielfach angewiesen.

Im neunten Stück, einer Urfehde vom Jahr sechzehnhundert und sieben, bekennet Thoman Schindler aus dem Simonswald, daß er seit längerer Zeit „den schwarzen Künsten und Zaubereien nachgetrachtet, und nicht allein mehrmals Strolchen und fahrende Schüler beherberget, um dergleichen von ihnen zu lernen, sondern auch Andere dazu verleitet habe". Dieses that er namentlich bei seinem Sohne Hanns und Tochtermann Oswald. Beide widerstrebten anfangs, ließen sich aber durch sein ernstlich Befehlen und Zusetzen endlich dazu überreden, nach dem Triberger Hochgerichte zu gehen, dasselbe zu ersteigen und die drei Nägel oder Kolben, woran bereits arme Leute justifizirt worden,

herabzunehmen und ihm zu bringen. Diese „zauberischen Sachen" wollte Schindler zum Schießen gebrauchen, wurde aber verrathen und mit seinen Helfern gefänglich eingezogen, und „solch' erschrecklicher Superstition und gottlosen verruchten Werkes wegen" um zweihundert Gulden gestraft.

Etwas Aehnliches enthält auch das folgende Stück, die „gütliche Bekanntnuß und Aussag des Georg Weiß von Kroschweier" aus dem Jahr sechzehnhundert und dreizehn. Dieser Weiß bekennt, daß sein Meister, Hanns Veltin von Wagshurst, einst nächtlicher Weile mit ihm nach Steinbach zum Hochgerichte gegangen, dasselbe erstiegen und die Kette, woran noch ein Stück vom Strange und ein Kopf gehangen, herausgerissen und zu sich gesteckt habe. Nachdem nun beide heimgekehrt, wurde die Kette zerschlagen und die einzelnen Geleiche als Zaubermittel aufbewahrt; der Strang aber aufgelöst, gehechelt und in der nächsten Christnacht, dieweil man die Schreck leutete, von Weißens kleiner Schwester „unberufen gesponnen". Der gute Jörg bekannte mit naiver Treuherzigkeit, er habe von diesem Zauberfaden auch ein Stück erhalten, doch dasselbe „zu keinem andern Ding, denn allein zum Spielen brauchen wollen, aber nichts damit gewonnen, und es deswegen hinweggeworfen".

Mit dem Bekenntnisse des Weiß endigten sich die kleinern Stücke, und es folgten jetzt als Rest des ganzen Aktenschatzes sechs Bünde, jedweder zu fünfzig bis sechzig Piecen — lauter Herenprozesse aus der Landvogtei Ortenau. Sie beginnen in der zweiten Hälfte des sechzehnten und schließen mit der ersten des folgenden Jahrhunderts; also während eines Zeitraums von kaum drei Menschenaltern und innerhalb des kleinen Bereiches der ortenauischen Gerichte Achern, Ortenberg, Griesheim und Appenweier fielen nicht weniger als über dreihundert Opfer jenes Wahnsinns der Herenverfolgung! Der Leser erläßt es mir, ihm Einzelnes aus diesen Prozessen zu bezeichnen; ich hatte drei Tage lang daran durchzugehen, und jedesmal war meine Seele so erschöpft, niedergedrückt und verdüstert, daß es der muntersten Abendgesellschaft nicht gelingen konnte, mich wieder in etwas aufzuheitern!

Man hat die Barbarei der Herenverfolgung dadurch zu erklären und zu mildern gesucht, daß man annahm, es habe theils wirklich viele verworfene Wesen gegeben, welche in dem vermessenen Dünkel der Zauberei durch heimliche Umtriebe und Mittel großes Unheil unter ihren Mitmenschen gestiftet; theils seyen viele andere Frauen und

Mädchen von gewissenlosen Landfahrern aus niedrigen Absichten zum Teufels- und Hexenglauben verleitet worden; wie denn der überhaupt herrschende Aberglaube, neben der weitverbreiteten Lebensnoth, alsdann nächtliche Träume und phantastische Aufregungen der ohnehin sehr reizbaren weiblichen Natur jene ungeheure Illusion wohl hätten erzeugen können. Ich lasse diese Ursachen und Wirkungen für viele Fälle gelten; der traurigen Erscheinung im Ganzen aber muß noch etwas Anderes zu Grunde gelegen seyn. Wenn die Angeklagten nicht einzelne da und dort ergriffene Personen, sondern ganze Schaaren aus einer und derselben Gegend waren, und die Bekenntnisse zu Bräunlingen die gleichen sind, wie diejenigen zu Freiburg, Offenburg und Ortenberg, ohne einen Unterschied in der Zeit wahrnehmen zu lassen, so reichen die Hexenmütter, die Landstreicher, die Träume und Sinnestäuschungen nicht mehr hin. Man muß eine weitere und allgemeinere Ursache voraussetzen, und leider — die Akten bestätigen sie! Bei weitem die meisten der Angeklagten waren nicht aus wirklichen Beweis- oder Verdachtsgründen eingezogen worden, sondern auf die blose Angabe der Verurtheilten hin, und ihre Vergichte waren keine selbsteigenen, wörtlich gegebenen Bekenntnisse, sondern nach einer vorliegenden Inquisitionsvorschrift durch die moralische und physische Tortur erzwungene „Geständnisse".

Entsetzlich ist es, wenn man einen Blick in diese Akten wirft, und sich das Bild der schauderhaften Prozedur vergegenwärtigt. Auf dem sonst altehrwürdigen Stein zu Ortenberg war die Folterkammer mit dem berüchtigten Hexenstuhle, waren die Gefängnisse und die Inquisitionskanzlei. Hatte man nun einer Angeklagten nach wochenlanger strenger Haft durch mündliche Zudringlichkeit und durch die Qual wiederholter Tortur ein Geständniß ausgepreßt, so wurde dasselbe vor dem Malefizgerichte verlesen und die Arme von demselben entweder unmittelbar zum Feuertode, oder „aus besonderer Gnade" zu vorheriger Enthauptung verurtheilt. Dabei kam es denn häufig vor, daß eine solche „Justifizirte" aus Bosheit, oder Rachedurst, oder Verzweiflung mehrere ihrer Bekannten als Theilhaber an der eingestandenen Hexerei bezeichnete, welche man sofort ebenfalls einzog und „gütlich und peinlich inquirirte". Bestunden diese Opfer auf ihrer Unschuld, so wurde die Tortur wiederholt und erhöht. Wie hätte aber die weibliche Kraft dieser Qual nicht gewöhnlich erliegen müssen! Man denke sich eine Mutter, herausgerissen aus ihrem Hauswesen, getrennt von Gatte und Kindern, gedrückt vom Kummer für dieselben, gepeinigt von der Furcht

ihres Schicksals, erschöpft und gelähmt durch die Schmerzen der Folter, trost- und hilfslos Wochen und Monate lang zwischen den vier Mauern eines engen, finstern und feuchten Gefängnisses! Diese Lage verwirrte den Meisten die Sinne; sie bekannten, was man wollte, was man ihnen vorsprach — daß sie Gott und die Heiligen abgeläugnet, mit dem Teufel Hochzeit gehalten und auf einem Besen zum Herentanze gefahren; daß sie böses Wetter bereitet, ihren Nachbarn das Vieh getödtet, Menschen verführt, gelähmt oder siech gemacht. Konnte man damals die Unmöglichkeit solcher Dinge auch nicht einsehen und glaubte unbedingt daran, so hätte doch der Umstand, daß manche Angabe über ein beschädigtes Vieh und dergleichen von dem Eigenthümer selbst als nichtig erklärt wurde, den Inquisitoren den Blick öffnen sollen. Leider aber waren diese Herren gegen jede Verdächtigte und Angeklagte schon zum Voraus eingenommen, und ihr heiliger Amtseifer führte sie alsdann vollends auf die verdienstvolle Bahn der Inquisitonsbarbarei.

Wie erbärmlich ihr ganzer Standpunkt, und wie maßlos ihr Treiben war, zeigte sich deutlich, wenn sie durch entschiedene Widerrufe in die Enge geriethen, oder wenn zuweilen eine kräftige Natur das „Strecken im dritten Grade" überstund, ohne geständig zu werden. Als im Jahre fünfzehnhundert sechsundneunzig die Frau des Bauers Rohrbach von Rammsweier auf die boshafte Angabe einer justifizirten Nachbarin auf den Ortenberg kam, widersprach sie energisch und wurde wegen gesegneter Umstände der Haft entlassen, so bald sie aber geboren hatte, wieder eingezogen, vierzehn Wochen lang hingehalten, mehrmals und endlich „bis zum Reißen ihrer Glieder in die Folter geschlagen" — doch ohne mit einem einzigen Worte von der Behauptung ihrer Schuldlosigkeit abzuweichen, und da hatten die Herren Beamten nicht einmal den Muth, dem mißhandelten Weibe die gebührende Urfehde auszustellen. Sie entließen dasselbe kurzweg seiner Haft, und als es sich weigerte, ohne Zeugniß nach Hause zurückzukehren, so schleppte man das trotzige Wesen mit Gewalt zum Schlosse hinaus. Rohrbach wendete sich gegen diese gröbliche Ueberschreitung und Verletzung der Karolina an die Regierung zu Ensisheim, wo der Diensteifer der Ortenberger Inquisitoren glücklicher Weise nicht die gehoffte Würdigung fand.

So haben mir diese Prozeßakten das scheußliche Unwesen ihres Gegenstandes begreiflicher gemacht. Man glaubte einmal fest an die Wirklichkeit der Hexerei, man mußte also auch Hexen haben, um

sie der verdienten Strafe zu überliefern; da es aber in Wahrheit keine gab, so machte man solche, und dieses geschah durch die Inquisition; wie denn eine jener Unglücklichen auf dem Ortenberge ihren Examinatoren frei in's Gesicht hinein gesagt: „Ich habe nie Etwas von der Hexerei verstanden, sondern lerne sie jetzt erst".

Während des Durchgehens der verschiedenen Aktenstücke, welche ich hier aufgezählt habe, wurde mir völlig klar und gewiß, was mir bisher als dunkle Vorstellung und schwankende Ansicht vorgeschwebt — die Periode von der Kirchentrennung bis zum dreißigjährigen Krieg, obwohl sie größtentheils den Segen äussern Friedens genoß, sey eine abscheuliche, schreckliche Zeit gewesen, eine Zeit, bei deren Betrachtung man so sehr verdüstert und beengt wird, daß es einem eigentlich eine Erleichterung gewährt, zu lesen, wie der anbrechende Kriegssturm diesen faulen, giftigen, alle Verhältnisse untergrabenden und auflösenden Friedenszustand mit seinen Lastern und Scheußlichkeiten aufzuheben begann. Es würde dieselbe schon hinreichend bezeichnet seyn durch die Anführung der stehenden Heere, der peinlichen Halsgerichtsordnung, der Bücherzensur, der Jesuiten, der spanischen Hofpolitik, des Inquisitionsverfahrens, der fürstlichen Landeshoheit und des Kanzleiwesens, welche Deutschland während ihrer Dauer erhielt und ausbildete; ich will aber noch auf einiges Mehrere aufmerksam machen, um dem Leser das ganze Gewebe von Ursachen aufzudecken, wodurch in diesem unseligen Zeitraum der Zerfall des deutschen Reiches und der deutschen Nationalität herbeigeführt wurde.

Während die Rechts- und Gewaltsanmaßungen der fürstlichen Landeshoheit nach oben das kaiserliche Ansehen und Gewicht untergruben, drückten sie nach unten die Ueberbleibsel der alten Volksrechte vollends nieder. Das Reichsoberhaupt wurde ein Schattenbild, die Reichshilfe eine leere Vogelscheuche, und beide ein Spott für das Ausland. Die Fürsten warfen ihre alten, ehrlichen Regierungsgrundsätze ab, und nahmen die heillose spanische Praktik an, während die Landstände zu mechanischen Instituten für die Bewilligung von Geld und Truppen herabsanken. Der Adel, voll Rangstolz und Uebermuth, zeigte äusserlich eine maßlose Pracht und ging in seiner Oekonomie durch Verschuldung zu Grunde. Die Bürger der Städte waren aus wackern Freiheitsmännern meistens kleinliche, bornirte Philister geworden, und im Landvolke erstarb allmählig alles männliche und politische Bewußtseyn, an dessen Stelle die trostloseste Unmündigkeit und

Indolenz traten. Die Geistlichkeit endlich lag sich über todten Buchstaben und veralteten Menschensatzungen mit fanatischer Gehässigkeit und Verfolgungssucht in den Haaren. Was Wunders daher, wenn in solcher Zeit nach einander Erscheinungen zu Tage kamen, wie die Konventikel und Orgien der Wiedertäufer und anderer Sektirer, wie das Zauber- und Hexenwesen, die Sterndeuterei und Goldkocherei; wenn alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung sich auflösten und alle öffentliche Sicherheit durch die Diebereien und Raubmorde der müßigen Kriegsknechte und eines zahllosen Gesindels unterging!

Hätte die Landeshoheit mit ihren tausend Mitteln der Gewalt und List die Landstände nicht theils völlig unterdrückt, theils zu willenlosen Werkzeugen gemacht; hätte sie nicht die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtswesens aus dem Volke verdrängt und es dadurch zu einer rechts-bewußtlosen, blinden Masse herabgewürdigt — wahrlich, der schmachvolle Bankerut Deutschlands würde nicht erfolgt seyn!

A 1988/62
11.85

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg